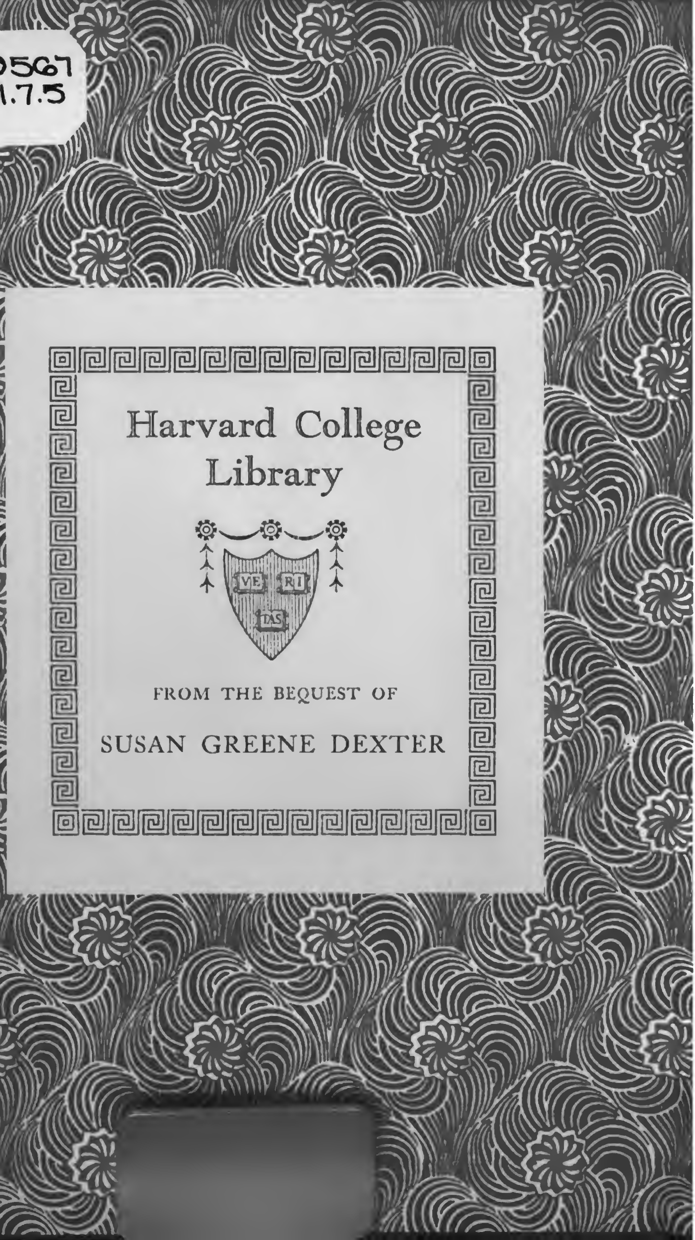
Tileman vom Wege

Ernst Wichert



0567
1.7.5

Harvard College
Library

VE RI TAS

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Tileman vom Wege.

Roman

von

Ernſt Wichert.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Dresden.
Verlag von Carl Reißner.
1906.

5056 7.31.7.5
✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 1 1943

Dexter Fund

Erſtes Kapitel.

Die Marienburg in Pfand.

Vor dem Haupttor des alten Schloſſes der Marienburg hielten zwei böhmiſche Söldner die Wache. Der eine hatte ſich an den Prellſtein des äußeren Torbogens gelehnt und den Spieß in den Arm genommen, der andere ſtand vor ihm mit geſpreizten Beinen, auf die Hellebarde geſtützt. Es waren Kerle mit verwetterten, vielfach von Narben durchfurchten Geſichtern, zotteligen Bärten und knochigen von der Sonne gebräunten Fäuſten. Wams und Lederhoſe zeigten ſich geflickt und wieder zerriſſen, aber Helmkappe und Brünne waren blank geputzt, und die breiten eiſernen Spitzen an den Spießen haarſcharf ausgeſchliffen.

Sie waren in einer Art ſchläfriger Unterhaltung begriffen, indem der eine und der andere von Zeit zu Zeit ein paar Worte hinwarf, die ebenſo gut auch ungeſprochen hätten bleiben können, da ſie ihnen durchaus nichts Neues brachten. Sie wurden aber doch aufgefangen, belacht, begähnt oder in gleich nichtsſagender Weiſe erwidert. Das Wacheſtehen war ſo langweilig und doch nun ſchon ſeit Jahr und Tag faſt der einzige Dienſt, der von den Hauptleuten gefordert wurde.

Der an den Stein Lehnende betrachtete ſeinen Schuh, aus deſſen Spitze ſich die große Zehe herausbohrte. Mit dem Schaft des Spießes darauf deutend, ſagte er grinſend: „Da —! der möcht' auch ausgedient haben. Aber es fehlt der Erſatz.“

„Der Schuſter kann ihm noch helfen,“ meinte der andere.

„Pah! er tut's nicht umſonſt.“

„Laſſ' ankreiden bis zum großen Zahltag. Es läßt jeder ankreiden bis dahin.“

„Bis zum Zahltag! Ja, wann kommt der? Wir warten ſchon längſt darauf.“

„Na . . . einmal muß er doch kommen. Wir haben Schloß Marienburg und die anderen Schlöſſer in Pfand.“

„Steine — Steine! Es läßt ſich kein roter Batzen herausſchlagen.“

„So nicht. Aber ſie ſind dem Orden doch viel wert.“

„Das glaub' ich. Wär' er nur nicht arm wie eine Kirchenmaus. Womit will er ſie einlöſen? Der Soldrückſtand wächſt alle Tage.“

„Wir müſſen unſern Hauptleuten vertrauen — die haben mehr zu fordern wie wir. Sie ziehen nicht ab, ehe ſie befriedigt ſind.“

„Indeſſen reißt die Sohle ganz vom Schuh und wir können barfuß herumlaufen. Haben wir darum unſere geſunden Glieder zerhauen laſſen?“

„Denen auf der anderen Seite geht's nicht viel beſſer. Das Geld iſt überall verdammt knapp in der Welt.“

„Wer's nicht hat, ſoll das Kriegführen bleiben laſſen, denk' ich.“

„Leben wir nicht davon, daß es hier und dort Unfrieden gibt?“

„Erbärmlich genug — auf Pfand!“

„Wer ein Pfand hat, kann's verkaufen, wenn er nicht zur Zeit befriedigt wird. Das iſt Rechtens überall.“

„Aber wer kaufen will, muß wieder Geld haben.“

„Es gibt ſchon Leute . . . Die Danziger und die Thorner haben immer Geld.“

„Die! Sie bezahlen ihre eigenen Söldner nicht.“

„Aber für die Ordensſchlöſſer werden ſie Geld haben. Und der König von Polen . . . Man muß abwarten, Brüderchen.“

Der andere erhob ſich ſeufzend. „Man muß abwarten — da bleibt nichts übrig. Es ſteckt ſchon zu viel darin. Man muß abwarten.“

Er zog die große Zehe nach Möglichkeit ein und ging eine Weile mit geſchultertem Spieß auf dem Steinpflaſter vor dem Tor hin und her, bis er ſich auf den anderen Prellſtein niederließ, während ſein Kumpan um den Spieß herum langſam eine Drehung machte und eine Melodie pfiff. Das Geſpräch über den Soldrückſtand konnte dann wieder beginnen; es war das einzige, das ſich nicht erſchöpfte.

Auf dem Schloßhof zeigte ſich ein munteres Treiben. In den Ritterzellen der Schloßflügel — nur wenige waren ihren bisherigen Inhabern verblieben — hatten ſich die böhmiſchen und deutſchen Söldner einquartiert. Die Vorburg mit ihren vielen Wirtſchaftsgebäuden hatte bei weitem nicht ausgereicht, die Scharen zu faſſen, die von den Hauptleuten in ihren Pfandbeſitz eingelegt wurden; es war ihnen auch gerade darauf angekommen, das ſogenannte „rechte“ Schloß, die eigentliche Veſte, in ihrer Gewalt zu haben. In den unteren Kreuzgängen waren Tiſche und Bänke aufgeſchlagen. Zu den Türen dahinter ging's hinein und hinaus wie in einem Bienenſtock. Kleinere Tiſche ſtanden auch auf dem Pflaſter, bis faſt zur ſteinernen Einfaſſung des Brunnens vorgeſchoben. Daran ſaßen in hellerem Licht die Rottenführer und älteren Landsknechte in ihrer bunten Kleidung, würfelten und tranken aus großen Maßkrügen Marienburger Bier von des Ordens Kellern. An einem der Granitpfeiler war ein großes Faß unter dem Gewölbe aufgelegt und wurde von einigen bunt geputzten, zigeunerhaft ausſehenden Weibern bedient, mit denen jeder Zoten trieb, der einen neugefüllten Krug abholte. Andere Weiber hatten am Brunnen die große Holzbütte mit Waſſer gefüllt und beſorgten darin die Wäſche. Auch Kinder lungerten herum. In den oberen Galerien waren zwiſchen den Säulen, die das zierliche Gewölbe trugen, Leinen geſchoren und mit allerhand zerriſſenen und geflickten Kleidungsſtücken behängt. Kerle mit braunen Geſichtern und langen Schnauzbärten, wie die am Tor Wacheſtehenden, lehnten ſich über die Brüſtung; einige klopften auch mit langen Weidenſtöcken den Staub und die Motten aus den Mänteln und zwiſchengehängten Schlafdecken, ohne ſich dabei beſonders anzuſtrengen. Wo die Türen offen ſtanden, ſah man in ſchmale Schlafräume mit kleinen, tief in die dicke Mauer eingeſchnittenen Luftlöchern. An den Langwänden ſtanden die einfachen Bettſtellen, ſo viel irgend Raum hatten, und in den Ecken lehnten die Spieße, während die anderen Armaturſtücke auf hölzernen Regalen über jedem Bette untergebracht waren. In einer Eckzelle arbeiteten Handwerker, Schuſter und Schneider, die aus der Stadt herangezogen ſein mochten.

Kein Zweifel, die Söldner waren hier die Herren. Wo ſonſt die feierliche Stille des Kloſters geherrſcht hatte, füllten ſie jetzt mit ihrem wüſten Lärm Haus und Hof. Nur das Hoſpital und eine kleine Reihe von Zellen neben demſelben war von der Einquartierung verſchont geblieben und die Marienkirche dem ritterlichen Gottesdienſt vorbehalten. Dort tönte das Glöcklein über dem Altar zu den beſtimmten Zeiten, die das Ordensſtatut vorſchrieb, aber niemand von den wüſten Geſellen achtete darauf.

Nun ſchritt vom Hochmeiſterbau her eine hohe Geſtalt in weißem Mantel über die Brücke und trat in das ſchräge eingebaute Tor des rechten Schloſſes ein. Es war der Spittler Heinrich Reuß von Plauen, den Wachen wohlbekannt, die ihn denn auch in ehrerbietiger Haltung, die Spieße fortſtreckend, vorüberließen. Er trug das große Ritterſchwert mit aufgewickeltem Ledergurt im Arm und hatte mit der anderen Hand den Mantel über der Bruſt zuſammengenommen, um beſſer ausſchreiten zu können. Auf dem Hof kümmerte man ſich um ihn wenig; kaum daß einige von den Rottenführern ihre Schemel zur Seite rückten, ihm den Weg frei zu machen. Er ſelbſt blickte nicht nach rechts und links, ſondern ging mit ernſtem Geſicht, den Kopf ein wenig geſenkt, auf die Tür zu, die nach dem Kapitelſaal führte. Er öffnete ſie und trat ein, durch die hütenden Hellebardiere nicht gehindert.

Hier in dem prächtig hochgewölbten Gemach, das ſo oft des deutſchen Ordens Blüte verſammelt geſehen, in dem ſeine Hochmeiſter gewählt und von den Generalkapiteln Beſchlüſſe über Landesgeſetze, über Krieg und Frieden gefaßt waren, hatten die böhmiſchen Hauptleute ſich aller Proteſte ungeachtet häuslich niedergelaſſen. Dieſen luftigen Saal betrachteten ſie als den am beſten geeigneten Ort zu geſelligem Verkehr, aber auch zu Verhandlungen mit den Anführern der außen liegenden Trupps, welche Verhaltungsmaßregeln einzuholen kamen, mit den Sendeboten der kleinen Städte und des Landadels der beſetzten Gebiete, aus denen über harten und ungerechten Druck Klage geführt wurde, und gelegentlich auch mit den Ordensrittern, die der Hochmeiſter ſchickte, um Beſchwerden über Ausſchreitungen der Söldner anzubringen oder um Erleichterung zu bitten. Sie hatten aus den Prachtgemächern des Mittelſchloſſes Tiſche und Seſſel hineinbringen laſſen und vergnügten ſich beim Würfelbecher oder Kartenſpiel, hetzten wohl auch zur Kurzweil ihre Hunde gegen einander und ſchlugen ſich, wenn's beim übermäßigen Trinken Händel gab, die Köpfe blutig, um ſich nach einer Stunde wieder zu vertragen. Als Plauen eintrat, ſaßen drei von ihnen, Ulrich Czerwonka, Nickel von Wolfsdorf und Richard von Kaſtrenzky bei einer Kanne Wein zuſammen, die Karten in der Hand. Ein vierter, Jon von Wichnansky, ſaß rittlings auf einem Schemel, die Lehne gegen den Tiſch gekehrt und die Arme über derſelben verſchränkt, ſah zu und gloſſierte mit derben Scherzen das Spiel. In einem der hohen Wandſtühle auf der Schmalſeite, der bei den Kapitelverſammlungen für den Hochmeiſter beſtimmt war, hatte ſich Friedmann Panzer lang ausgeſtreckt und ſchlief, des edlen Rheinweins ſchon allzu voll, den Schlaf des Gerechten. Seine große Dogge hatte nicht weit von ſeinen Füßen auf dem Teppich da, wo die Sonne durch das hohe Fenſter ſchien, ein warmes Plätzchen gefunden.

Die feſten Schritte hinter ſich machten Ulrich Czerwonka aufmerkſam. Er wandte die linke Schulter und das Geſicht zurück, was Kaſtrenzky ſofort benutzte ihm in die Karten zu blicken. Es war ein häßliches, ſpitzbübiſches Geſicht, das an einen Fuchs und Affen zugleich erinnerte. Die niedrige Stirn erſchien noch niedriger, weil das dünne, ſchwarze Haar glatt bis faſt zu den hochaufgeworfenen Augenbrauen hinabhing, die ſich in der Mitte borſtig ſpitzten. Zwiſchen ihnen war der Naſenrücken ſchmal, ſodaß die kleinen grauen Augen dicht an einander ſtanden. Die Lider ſchienen nicht völlig gehoben werden zu können und bildeten beſtändig ein Schirmdach, unter dem ſich die liſtigen und boshaften Blicke verſteckten. Die Naſe ſelbſt ſetzte knollenartig an und hatte gegen die Spitze hin eine kupferartige Farbe. Darunter hing wie angeklebt ein ſpärlicher Bart zu beiden Seiten des ſchmallippigen Mundes über das kurze und zugleich ſpitzige Kinn hin. Die Miene des Übermuts verriet, daß Czerwonka überlegte, ob er den Ankommenden beſonderer Beachtung würdigen, oder ſich wieder dem

Kartenſpiel zuwenden ſollte, ohne auch nur ſeinen Gruß abzuwarten, und eine unwillig zuckende Bewegung der rechten Hand, in welcher er die bunten Blättchen hielt, zeigte, daß er gute Luſt hatte, ſich die Störung nicht gefallen zu laſſen; aber die würdevolle Haltung und das ernſte Auge des Spittlers ſchienen ſeinen Gedanken ſchnell eine andere Wendung zu geben. Er legte die Karten verkehrt auf den Tiſch, ſtand auf und ging ihm einen Schritt entgegen.

Auch die anderen Herren erhoben ſich nun zur Begrüßung.

Keinem ſonſt im weißen Mantel mit dem ſchwarzen Kreuz hätten ſie ſolche Ehre erwieſen. Der Sieger von Konitz erfreute ſich in ihren Augen einer beſonderen Schätzung.

Der Spittler war es geweſen, der damals in den Tagen der höchſten Not des Ordens, als die Bündiſchen im erſten Anſturm faſt alle ſeine Schlöſſer genommen hatten und der junge König von Polen mit einem Heer von vierzigtauſend Mann heraneilte, das ihm angetragene Land in Beſitz zu nehmen, die unter den Mauern von Konitz entbrannte Schlacht zwiſchen ihm und den von Herzog Rudolf von Sagan und Bernhard von Zinnenberg geführten Söldnern des Ordens durch einen kühnen Ausfall mit einer tapferen Schar von Deutſchen überraſchend gewendet hatte. Die Polen wurden in die Flucht geſchlagen und waren nicht mehr zum Stehen zu bringen; der König ſelbſt kam in Lebensgefahr; dreitauſend Polen, darunter hundertundſechsunddreißig Woywoden, Hauptleute, Ritter und Edle wurden erſchlagen, viele von den Vornehmſten gefangen genommen. Das königliche Siegel, die Reichsfahne, alles Geſchütz, viertauſend mit Kriegsrüſtung und Lebensmitteln reich beladene Wagen, des Königs Kriegszelt nebſt allen Kleinodien und Schätzen an Gold und Silber, Tafelgeſchirr und Waffen fiel den

Siegern in die Hände. Das polniſche Heer war vollſtändig aufgelöſt, in Trümmern, die ſich nicht mehr vereinigen konnten, über die Grenze zurückgeworfen. Dieſe eine gewonnene Schlacht hatte ſchnell die Lage des Ordens verändert, ſein ſchon ſo tief geſunkenes Glück wieder zum Steigen gebracht. Viele von den abtrünnigen Untertanen waren verträglich zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, viele Schlöſſer wieder eingenommen und mit Soldtruppen des Ordens beſetzt, alle Beſorgniſſe für die Marienburg zunächſt beſeitigt. Dorthin wurden die gefangenen Polen gebracht. Der Aufſtand breitete ſich nicht weiter nach Nordoſten aus. Kneiphof-Königsberg, das mit den Danzigern gemeinſame Sache machte, wurde nach tapferer Gegenwehr unterworfen. Das halbe Land, freilich der ärmere Teil, kam wieder unter des Ordens Herrſchaft. Die Kämpfe der nächſten Jahre mit ihren wechſelvollen Erfolgen hatten an dieſem Beſitzſtande wenig zu verſchieben vermocht. Viel war verloren worden, aber das Zurückgewonnene mutig und zäh behauptet.

Dieſe Tat war dem Spittler nicht vergeſſen. Beim Orden nicht, wo er ſeitdem als der Retter aus tiefſter Not und als die Leuchte in aller Finſternis galt, und nicht bei den Söldnern, die ſolche Mannhaftigkeit zu ſchätzen wußten und unter ſeiner Führerſchaft wohl auch noch weitere Siege zu erfechten hoffen konnten. So verächtlich ſie die Kreuzherren behandelten, die ihrer Ritterpflicht uneingedenk blieben, der tapfere Mann, der ſich auf dem Schlachtfelde bewährt hatte, verlor ſein perſönliches Anſehen auch dann nicht, als der Orden in ſeiner Geldnot ſich ganz von den Soldhauptleuten abhängig machen und ihrer Gnade unterwerfen mußte.

„Was bringt Ihr uns, edler Herr?“ fragte Czerwonka, liſtig mit den kleinen Augen blinzelnd. „Es muß einen Grund haben, daß Ihr Euch zu uns bemüht. Nehmt Platz und laßt Euch aus unſerer Kanne einen

Becher einſchenken. Habt Ihr gute Nachrichten aus dem Reich, die auch uns erfreulich ſein können? Bedenken die deutſchen Fürſten endlich ihre Schuldigkeit und wollen ſie den Orden aus der Pfandſchaft löſen?“

Plauen ſchüttelte langſam das ſchwere Haupt, das ſich nicht ſchien aufrichten zu können. Den Becher ſchob er zurück. „Es ſind ernſte Dinge, die ich zu verhandeln komme,“ antwortete er, „und ſie gehören nicht an den Schenk- und Kartentiſch. So es Euch gefällt, edler Herr, gebt mir an anderer Stelle Gehör.“

Czerwonka kniff die Lippen zuſammen und ſah mit einem Seitenblick die Genoſſen fragend an. Die Hoffnung, daß der Spittler irgend eine günſtige Botſchaft bringen werde, war ſtark herabgemindert. Wahrſcheinlich wieder die alten Klagen und Bitten! Nickel von Wolfsdorf verſtand ihn und nahm dreiſt für ihn das Wort. „Was kommt's auf die Stelle an? Habt Ihr uns etwas Freundliches zu ſagen, ſo vernehmen wir's ſo gern hier als anderswo und haben gleich die Becher zur Hand, ſie auf eures Ordens Wohl klingen zu laſſen. Mögt Ihr aber die Karten nicht leiden, die laſſen ſich leicht bei Seite legen.“

„Nachdem dieſes Spiel beendet,“ ſetzte Kaſtrenzky hinzu, „da liegt mein Schellendaus, das will ich nicht umſonſt aufgeworfen haben.“

Wichnansky lachte unbändig. „Gebt die Partie verloren, Ulrich,“ wendete er ſich an Czerwonka, „er kennt Eure Karten Blatt für Blatt — ich kann's beſchwören.“

„Dann hat er um die Ecke geſehen,“ ſagte Czerwonka. „Werfen wir das Spiel. Ich will mir zu Ehren des Herrn Spittlers ein's ankreiden laſſen.“ Es ſchien ihm lieb zu ſein, ſo auf gute Art das Ärgernis beſeitigen zu können. „Und nun ſetzt Euch zu uns — Ihr trefft uns gerade alle beiſammen. Der Friedmann Panzer . . .“ Er ſah ſich nach ihm um, hob ſein Schwert ein wenig aus dem Gurt und ſchlug mit dem Kreuzgriff auf den Tiſch. „He, Friedmann! Wacht auf, wenn's Euch gefällig iſt. Wir haben hohen Beſuch.“

Panzer ſchnarchte noch einmal kräftig zu, ſperrte dann die Augen auf und erhob ſich in ſeinem Sitz. „Ich höre zu — ich höre zu,“ verſicherte er ſchlaftrunken. „Wann bekommen wir unſer Geld?“

„Ja, wann bekommen wir unſer Geld?“ rief Wichnansky. „Das iſt die Hauptſache.“

Plauen ſetzte ſich ſeufzend. „Wenn es an uns läge, wie es nicht an uns liegt,“ ſagte er, „wir befriedigten euch lieber heut' als morgen. Aber die Summe, die wir euch und den Hauptleuten der deutſchen Söldner ſchulden, iſt leider ſchon ins Ungeheuerliche gewachſen. Wir können euch auch diesmal den Termin nicht halten und bitten um weiteren Aufſchub.“

„Was — was — was?“ riefen die Herren auffahrend. „Aufſchub — wieder Aufſchub? Die alte Schuld iſt längſt fällig und die neue nicht beglichen. Wir wollen von keinem Aufſchub weiter wiſſen.“ Friedmann Panzer war aufgeſprungen und an den Tiſch getreten. „Zum Teufel mit der Lammesgeduld! Ihr höhnt uns! Wir wollen unſer Geld, oder . . .“

„Hört mich freundlich an,“ fiel Plauen in den Lärm ein. „Wir ſind wahrlich nicht untätig geweſen. Aber ihr wißt am beſten, wie es im Lande ſteht. Was uns davon geblieben iſt, liegt zum größten Teil verwüſtet. Unſere Vorwerke habt ihr in Händen. Die kleinen Städte und die Bauern ſind ausgeſogen, die Gutsherrſchaften haben kaum ſo viel, ihre Untertanen und ihr Vieh durchzubringen. Vergeblich ſchreiben wir Schoß aus, der Landkaſten bleibt leer. Es iſt nicht böſer Wille: Niemand hat, wovon er geben ſoll. Unſer Gold und Silber iſt längſt in die Münze gewandert; wir ſind euch gerecht geworden, ſo lange wir's vermochten. Nun ſeht unſ're Armut an und nehmt billig Rückſicht."

Auf den Geſichtern der Hauptleute ſpiegelte ſich der Ingrimm über dieſe doch kaum unerwartete Eröffnung. Ulrich Czerwonka hob übermütig das Kinn, ſenkte die Augenlider und ſagte in wegwerfendem Ton: „Was wollt ihr Ordensherren? Ich denke, wir haben ſchon zu viel billige Rückſicht genommen. Deshalb iſt eure Schuld durch die Jahre ſo angewachſen, daß ſie euch jetzt ſchier unerſchwinglich gilt. Meint ihr uns auch ferner mit Verſprechungen füttern zu können? Davon werden unſere Leute nicht ſatt. Vergeßt nicht, daß wir nur der Söldner Hauptleute ſind und ſelbſt die ſchwerſten Verpflichtungen zu erfüllen haben. Wir empfangen nichts von euch, das wir nicht wieder weggeben müſſen. Unſere Leute fordern ihren verdienten Lohn und werden meutern, wenn ſie nicht endlich befriedigt werden. Wenn ſie ihn ſich mit Gewalt nehmen, mögen Lande und Städte zuſehen, wie's ihnen bekommt. Wir haben nur ſo lange Macht über ſie, als ſie uns Vertrauen ſchenken, daß wir ihnen zu dem ihrigen verhelfen werden. Zum Teufel! Ihr habt uns geſagt, daß ihr im Reich Freunde habt, die euch löſen werden. Und nun wollt ihr uns den Termin nicht halten? Wo ſind eure Bürgen?"

Plauen zuckte die Achſeln. „Wir geben noch nicht die Hoffnung auf, durch des Papſtes und Kaiſers gnädige Unterſtützung wieder ſo weit zu Kräften zu kommen, daß wir unſere Gläubiger voll befriedigen können," ſagte er, ſich ſtolz aufrichtend. „Sie werden den deutſchen Orden nicht im Stich laſſen, den ſie mit Privilegien ausſtatteten und der Jahrhunderte hindurch des Reiches und der Kirche treue Vorhut hier im Norden war. Zur Zeit ſind ſie aber ſelbſt in mancherlei Bedrängnis und vertröſten uns auf die Zukunft. Wir haben es auch wahrlich an Mahnungen bei den deutſchen Kurfürſten und Fürſten nicht fehlen laſſen und viel guten Willen, aber freilich wenig hilfreiche Tat verſpürt, denn überall iſt Not und Elend durch der Huſſiten Verwüſtung und der Raubritter Plage. Doch daß ſie uns alleſamt ernſtlich raten, feſt zu bleiben und unſer Recht zu behaupten, auch verſprechen, unſere Sache auf dem Reichstage vorzubringen und zu verfechten! So dauert's wohl noch eine Weile, bis wir zum Ziel gelangen, da dieſe Wege ſchwierig ſind, aber wir hoffen auch darin auf Gottes und der Jungfrau Maria Beiſtand. Habt deshalb noch weiter ein Einſehen und gebt uns neue Stundung."

„Pah —!" riefen ſie wie aus einem Munde. Wolfsdorf ſchlug ſo heftig mit der Fauſt auf den Tiſch, daß ſein Becher ins Schwanken kam und das edle Naß über die Platte ausſchüttete. „Das ſind faule Fiſche," ſchrie er den Spittler an. „Eines Juden hebräiſche Verſchreibung gilt mir mehr, als aller Kurfürſten und Fürſten luftige Worte. Auf Gottes und der Jungfrau Maria Beiſtand habt ihr alle die Zeit vergeblich gehofft. Sie mögen euch gnädig in den Himmel helfen, aber in euren Schlöſſern halten ſie euch nicht."

Dieſer wilde Spott erregte bei den Andern ein lautes Gelächter. Nur Czerwonka bemühte ſich, nicht alle Würde zu verlieren. „Geld — Geld — Geld," ſagte er, ſeinen Bart zupfend, „hier iſt's nur um's Geld. Löhnt uns ab und ihr ſeid frei. Seht dann weiter zu, wie ihr euch mit Hilfe eurer irdiſchen und himmliſchen Freundſchaft eurer Haut wehrt. Ihr habt uns ins Land gerufen und wir ſind darin. Wollt ihr uns hinaus haben, ſo haltet uns Wort. Auf ſo allgemeine Reden geben wir nichts mehr, und ins Ungewiſſe laſſen wir uns nicht vertröſten. Leiſtet wenigſtens eine angemeſſene Abſchlagszahlung, damit wir unſere Leute beruhigen."

„Es iſt unmöglich," antwortete Plauen, „in dieſer nahen Zeit unmöglich."

„Unmöglich — unmöglich —?“ ſchrieen ſie durcheinander. „So geſteht ein, daß ihr überhaupt nicht zahlen könnt — daß euer Orden bankerott iſt!“

„Und welchen neuen Termin wollt ihr euch ſetzen?“ fragte Czerwonka höhniſch. „Man muß doch auch das hören.“

„Gebt uns noch ein Jahr Friſt,“ entgegnete der Spittler. „In einem Jahr . . .“

Man ließ ihn nicht ausſprechen. Wichnansky pfiff durch die Zähne und Friedmann Panzer drehte ſich wie beſeſſen mehrmals lachend um ſich ſelbſt. „Und in dieſem Jahr ſollen wir wieder von der Luft leben,“ ſpottete Wolfsdorf. „Da fahren wir noch beſſer, wenn wir die Hälfte unſerer Forderung ſtreichen. Legt mir die andere Hälfte bar auf den Tiſch, und ich will über das Ganze quittieren!“

Der Spittler mochte dieſen Sturm vorhergeſehen haben; er ließ ſich nicht aus der Ruhe bringen. War's doch nicht das erſte Mal, daß er mit dieſen wüſten Geſellen verhandelte, und mußte er doch ihren Unwillen für nicht grundlos erachten. „Ich bin nicht gekommen, euch etwas abzudingen,“ ſagte er. „Euer eigener Nutzen iſt's aber nicht, wenn ihr uns ſo hart bedrängt. Helft uns lieber, euch in kürzerer Zeit gerecht zu werden, ſo wollen wir euch dafür noch dankbarer ſein als für den längſten Ausſtand.“

„Wie das?“ fragte Czerwonka überraſcht aufblickend.

„Wir führen Krieg mit unſerm Nachbar Polen zur Unterwerfung unſerer abtrünnigen Untertanen,“ fuhr Plauen fort, und ſeine Augen blitzten heller auf. „Dazu haben wir euch geworben. Was tatet ihr aber bisher, euren Lohn zu verdienen? Ihr wolltet den Stier nicht bei den Hörnern faſſen, ſondern gingt um ihn herum und gabt ihm höchſtens einen Schlag von hinten. Ihr lagt in den Schlöſſern feſt, die ihr euch als Pfand geſichert habt, und ließet eure Soldforderungen ins Ungemeſſene anwachſen, verſäumtet aber im Felde eure Pflicht. Ihr verwüſtetet das eigene Land, nahmt dem Feinde aber keine Handbreit ab. Ja, ſeht mich nur mit zornigen Blicken an, greift nur ans Schwert — ich beleidige euch nicht; was ich ſage, iſt die Wahrheit. So weit waren wir nach der Konitzer Schlacht — ihr habt uns nicht ſonderlich weiter gebracht. Ich rühme mich des Sieges nicht, aber er gibt mir das Recht, euch Läſſigkeit vorzuwerfen. Der Feind iſt nur ſtark, weil ihr euch hütet an ihn zu kommen. Folgt mir, und ich will euch noch einmal zum Siege führen!"

Die Hauptleute waren ſtill geworden; ihren verlegenen Mienen war's anzumerken, daß ſie ſich getroffen fühlten. Jeder ſchien vom anderen zu erwarten, daß er auf dieſen Schimpf antworten ſollte. Endlich nahm Czerwonka das Wort. „Ich hoffe," ſagte er, „daß es nicht eure Meinung iſt, uns der Feigheit zu bezüchtigen. Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert, auch der Söldner, der für eine fremde Sache Blut und Leben daranſetzt. Zahlt ihm den bedungenen Lohn und er wird für euch kämpfen. Was ihr ihm ſchuldig bleibt, bleibt er euch ſchuldig. Der iſt ein ſchlechter Hauptmann, der ſeine Leute in den Tod treibt, ohne ſie gelöhnt zu haben. Legt uns das Geld auf den Tiſch, und wir wollen morgen frohen Mutes unſere Fähnlein im Winde wehen laſſen. Für nichts iſt nichts."

Der Spittler ließ ſich aber ſo nicht abtrumpfen. „Wir haben die böhmiſchen Söldner in der Hoffnung angeworben," entgegnete er, „daß es ihrer Tapferkeit ſchnell gelingen ſollte, uns das Kulmerland und Pommerellen zurückzuerobern. Die Polen waren bei Konitz aufs Haupt geſchlagen; es mußte längere Zeit darüber vergehen, bis ſie wieder ein Heer aufſtellten und an die Grenze brachten. Inzwiſchen konnten die Städte Thorn, Danzig und Elbing im Sturm genommen und gebändigt werden. Unſere Gegner waren ſelbſt noch nicht ſtark gerüſtet, eiferſüchtig gegen einander und ihren Söldnern bereits verſchuldet, da Lande und Städte ſich gegenſeitig die ſchwerere Laſt aufzubürden trachteten und am liebſten Polen verpflichtet hätten. Da ſolltet ihr zugegriffen haben. Die großen Städte ſind reich. Wären ſie niedergeworfen worden, ihr hättet euren rückſtändigen Sold raſch auf Heller und Pfennig gezahlt erhalten und uns von aller Verpflichtung befreit. Die Städte hätten ihre Verräterei gebüßt und wären doch nicht verarmt. Polen brauchten wir nicht mehr zu fürchten, da ſich Kaiſer und Papſt zu Gunſten des ſiegreichen Ordens wohl kräftig ins Mittel gelegt hätten. All' das iſt durch eure Saumſeligkeit und krämerhafte Bedenklichkeit verſäumt. Ihr ſelbſt tragt die Schuld, daß wir euch die Termine nicht halten können, die wir doch in der gerechten Erwartung ſetzten, daß der beſiegte Gegner die Kriegskoſten werde zu zahlen haben, wie das in der ganzen Welt nicht anders iſt. Beklagt euch deshalb nicht über uns, ſondern rüttelt euch auf aus eurer Schlaffheit, führt eure Leute ins Feld und gewinnt durch einen Sieg über unſere Feinde, was wir euch wahrlich ſehr unluſtig und nur in äußerſter Not vorenthalten. Die Ritter vom deutſchen Orden, ſo viele noch das Schwert ziehen können, werden bei ſolcher Waffentat nicht fehlen und Lande und Städte der treuen Gebiete auf des Herrn Hochmeiſters Ruf wohl noch einmal eine tüchtige Mannſchaft ſtellen, ſich ſelbſt aus dieſer ſchier unerträglichen Lage zu befreien. Steht uns bei, wie es eure Pflicht iſt, und wir wollen das Letzte daran wagen, euch gerecht zu werden."

Die Hauptleute hatten ſich während dieſer Scheltrede ſtill verhalten oder doch ihren Unwillen nur durch grunzende Laute zu erkennen gegeben. Nun er ſchwieg und mit ſeinen ernſten, traurigen Augen im Kreiſe umſchaute, ſprang Nickel von Wolfsdorf auf, ſchlug auf den Tiſch und rief: „Ihr habt jetzt gar leicht klug reden, Herr Spittler, damit lockt Ihr aber nicht den Hund vom Ofen. Was ſo oder ſo hätt' geſchehen müſſen und nicht geſchehen iſt, kümmert uns heut' wenig; die Zeit ſchreitet nicht rückwärts. Hätt' euer Orden viele ſo tapfere Männer gehabt, wie Ihr einer ſeid, die Dinge wären ſo nicht verlaufen. Nun aber ſollten wir die ganze Blutarbeit verrichten und uns nicht nur unſern Sold erkämpfen, ſondern euch auch noch die Kaſſen füllen. Dazu reicht unſer Häuflein nicht aus. Dankt's uns, daß wir euch noch ſo viel Beſitz erhalten haben!"

„Was davon wertvoll, iſt in euren Händen," antwortete Plauen düſter.

„Ja, es iſt in unſern Händen," ſchrie Kaſtrenzky, „und mag allenfalls heut' noch unſere Forderung decken. Wir wollen ſie nicht wachſen laſſen, bis wir das Pfand unter dem Preiſe losſchlagen müſſen."

„Dem König von Polen ſticht die Marienburg ſchon längſt in die Augen," ſetzte Wichnansky lachend hinzu.

„Und die Thorner und Danziger werden ihm das Geld zum Kauf ſchon aufbringen, wenn er ihnen ſonſt willfährig iſt," platzte Friedmann Panzer heraus.

Plauen erblaßte ſichtlich. Er drückte das Schwert feſter in den Arm und ſchob den Fuß zurück, als ob er ſich erheben wollte. „Ihr denkt ernſtlich daran, die Marienburg unſeren Feinden zu verkaufen —?" ſagte er mit bebender Stimme. „Das iſt Verräterei!"

„Nennt's nicht ſo, edler Herr," entgegnete Ulrich Czerwonka. „Wir haben die Marienburg mit andern Schlöſſern in Pfand auf ſichere Verſchreibung. Es ſteht darin nichts davon, an wen wir nach dem Verfalltage ſollen verkaufen dürfen und an wen nicht. Hätten uns auch auf ſolchen Vorbehalt nimmer eingelaſſen. Denn für wen haben die Schlöſſer einen Preis, als für die Bündiſchen und ihren oberſten Hauptmann, den König von Polen?"

„Ja — ja — ja — ſo iſt es!“ riefen die Andern. „Wir verkaufen, an wen wir wollen.“

Der Spittler ſtand auf und ſetzte den Fuß dröhnend auf den Steinboden. „Das iſt Verräterei! Ihr habt uns geſchworen, gegen den Bund und den König von Polen zu kämpfen, und dafür das Pfand erhalten. Gebt ihr's in des Feindes Hand, ſo mißbraucht ihr euer Recht zu ſchnödeſtem Verrat. Auch ohne Vorbehalt war der Feind ausgenommen.“

„Das leugnen wir,“ antwortete Czerwonka, ſich auf ſeinem Seſſel zurücklehnend. „Haltet ihr uns nicht Wort, ſo ſind wir unſeres Eides ledig und machen uns bezahlt, wie wir können. Was geht uns des Weiteren euer Orden an? Wir ſind Söldner und dienen dem, der uns löhnt. Ob ihr Recht oder Unrecht gegen eure Untertanen habt, fragen wir nicht, und ob dem Lande Preußen der Hochmeiſter deutſchen Ordens oder der König von Polen ein beſſerer Regent iſt, ebenſo wenig. Löſt eure Schlöſſer aus, und wir ziehen ab, oder wollen uns euch von neuem treu verdingen, wenn ihr uns nochmals durch Pfand ſichert. Wenn nicht — ſo wißt ihr Herren jetzt, woran ihr ſeid.“

„Ich proteſtiere dagegen namens des Herrn Hochmeiſters und des ganzen deutſchen Ordens,“ rief Planen, die Hand erhebend, „ich proteſtiere dagegen im Namen von Kaiſer und Reich — ich proteſtiere dagegen namens der geſamten Chriſtenheit!“

„Laßt's doch der Sicherheit wegen von einem Notarius aufſchreiben und beſiegeln,“ ſpottete Wichnansky. „Gebt Karten,“ wendete er ſich an Czerwonka, „wir verſchwenden wahrlich die edle Zeit.“

„Das verzeih' euch Gott!“ ſagte der Spittler zornig und kehrte ihm den Rücken zu. „Nein — nein — nein! ſolcher Teufelei ſeid ihr nicht fähig. Und wenn doch, ſo vergeſſet nicht, daß euch das Pfand mit Anderen verſchrieben iſt. Ihr könnt nichts ohne ihre Zuſtimmung und die erhaltet ihr Böhmiſchen nimmer!“

„Ihr ſprecht von den Hauptleuten der deutſchen Söldner,“ bemerkte Czerwonka über die Achſel hin. „Wir werden uns mit ihnen abfinden. Übrigens ſcheidet nicht im Zorn, edler Herr, Ihr macht eure Sache dadurch nicht beſſer. Haben wir ſchon das Recht, ſo iſt's doch unſere Neigung keineswegs, mit des Ordens Feinden einen Handel einzugehen. Lieber werden wir mit euch einig und meiden das Geſchrei. Weiſt uns nach, daß ihr in der und der kurzen Zeit grundhafte Ausſicht habt, das Geld zu erhalten, und der Termin ſoll nicht unverbrüchlich der letzte ſein.“

Der Spittler würdigte ihn weiter keiner Antwort, ſondern verließ mit einem Gruß der Hand den Kapitelſaal. Er meinte bemerkt zu haben, daß die Drohung mit dem Widerſpruch der übrigen Pfandinhaber doch einigen Eindruck gemacht. Czerwonka hatte ſchließlich mildere Saiten aufgezogen, und ſeine Kumpane waren nicht mehr ſo übermütig laut geweſen. Die Bedingung freilich, die für eine Friſtverlängerung geſtellt wurde, konnte nicht erfüllt werden. Alle Hilfsquellen waren erſchöpft; nur das Kriegsglück vermochte noch eine günſtige Wendung herzuſtellen. Es kam alles darauf an Zeit zu gewinnen und für den Augenblick wenigſtens die drohendſte Gefahr abzuwenden.

Er kehrte daher nicht ſogleich nach dem Hochmeiſterhauſe zurück, ſondern wendete ſich dem anderen Flügel des alten Schloſſes zu, in dem er die Wohnung des Grafen Adolf von Gleichen wußte, der einen großen Teil der deutſchen Söldner befehligte. Er war ihm ſeit alter Zeit befreundet und des Ordens Sache von Herzen zugetan. Nicht ſchnell genug meinte Planen ihn über das verſtändigen zu können, was von Seiten der Böhmen drohte.

Er fand bei ihm Georg von Schliwen, einen anderen Hauptmann, auf den ebenfalls Verlaß war. Dieſen beiden teilte er tief empört mit, was er ſoeben vernommen hatte, und beſchwor ſie bei Gott und allen Heiligen, eine ſolche Schandtat zu hintertreiben. „Ihr ſeid ſelbſt deutſche Herren,“ ſtellte er ihnen beweglich vor, „wenn ihr auch nicht den Ordensmantel tragt. Eure Söhne und Enkel können gar leicht zur Ehre Gottes das Kreuz nehmen. Es wär' euch eine ewige Schmach, wenn ihr eine Mitſchuld an der Übergabe der Marienburg zu verantworten hättet. Die Marienburg iſt des deutſchen Ordens Haupthaus. Noch nie iſt ſie von einem Feinde eingenommen worden. An ihren Mauern ſind bisher alle Heereswogen der Polen, Littauer und Tataren zerſchellt, ſo mächtig und gewaltig ſie auch brandeten. So lange der Orden die Marienburg hält, bleibt er Herr im Lande Preußen; von hier aus allein kann er ſeinen verlorenen Beſitz zurückerobern. Eure eigene Hoffnung der Befriedigung knüpft ſich daran. Jetzt ſind wir in Not; aber wir können wohl wieder, wie ſo oft ſchon ſeit zweihundert Jahren, aus tiefſtem Fall auf des Glückes Rad obenauf kommen. Dann ſoll euch vergolten werden!“

Der Graf von Gleichen, ein ſchon älterer Herr mit lang auf die Bruſt hinabfallendem zweizipfeligem Bart und hoher kahler Stirn reichte ihm die Hand und ſagte mit warmer Betonung: „Auf mich mögt Ihr Euch verlaſſen, Freund Plauen, ſo viel ich mich auf mich ſelbſt verlaſſen darf. Den Polen und den bübiſchen Verrätern, die dem Orden den Eid gebrochen, übergebe ich die Marienburg nicht. Ich hoffe, Georg von Schliwen iſt nicht anderen Sinnes. Und auch für die andern, Georg Löbel und Merten Frodener, die mit ihren Leuten in der Vorburg Quartier haben, möcht' ich wohl gutſtehen. Freilich ſind wir die ſchwächeren an Zahl der Haufen und haben auch im Kriege mehr gelitten, ſodaß die meiſten

Rotten nicht mehr vollzählig. Und wenn die Mannſchaften ſchwierig werden —“

„Ja,“ fiel Schliwen, ein kleiner unterſetzter Herr mit breitem gutmütigem Geſicht bedenklich ein, „wir haben nicht Leibeigene unter uns, ſondern geworbene Leute, die auf ihrem Vertrag beſtehen und in wichtigen Fällen mit Ja und Nein mitſtimmen. Könnte euer Treßler uns nur ein Weniges auf den Tiſch ſchütten, daß wir ſie beruhigen. Wegen meiner eigenen Forderung will ich ebenfalls eine Landabfindung annehmen, ſo wenig ſie auch im Augenblick wert ſein mag.“

„Helft uns die Marienburg erhalten,“ bat der Spittler „und es werden ſich hoffentlich auch dazu Wege finden laſſen. Ich kenne die deutſchen Söldner; ſie ſind den böhmiſchen nicht gewogen und halten auf die Ehre ihrer Fahne. Sie werden mit jenen nicht gemeinſame Sache machen und ihre Führer verlaſſen. Sprecht ihnen zum Guten, liebe Herren.“

Das ſagten die Hauptleute mit Wort und Handſchlag zu.

Hier wenigſtens hatte Plauen noch treue Freunde gefunden, und ſein Herz war darüber froh. Wie weit aber ihre Macht reichte, blieb leider eine offene Frage.

Zweites Kapitel.

Geheime Pläne.

Herr Ludwig von Erlichshauſen reſidierte noch in der Marienburg, aber längſt ſchon hätte es ſeinen eigenen Wünſchen mehr entſprochen, ſich eine andere, wenn auch viel weniger glänzende Wohnſtätte zu ſuchen. Nun mußte er als des Ordens Haupt ausharren, um ſeinen Gliedern nichts zu vergeben, und ſelbſt die Beweglichkeit, mit der ſonſt die Hochmeiſter auf häufigen Reiſen durch das Land ihres Amtes zu walten pflegten, war ihm genommen, jeder ſelbſt kurz vorübergehende Ortswechſel ſollte vermieden werden. Die Großgebietiger fürchteten, die Soldhauptleute könnten ihm einmal bei der Rückkehr das Tor verſchloſſen halten. Es war ein Leichtes ihn nicht einzulaſſen, aber zehnmal würden die Gewalthaber ſich's überlegen, rechneten ſie, ihn zum Weggang zu nötigen. Man war noch im Beſitz des mittleren Schloſſes, und wollte ihn feſthalten bis aufs Letzte.

Welche Tage der Qual! Und ſie ſummten ſich jetzt ſchon zu Jahren. Wie bald war der Jubel über des Kaiſers günſtige Entſcheidung auch in der Marienburg verklungen! Der Hochmeiſter ſelbſt hatte nie das Angſtgefühl los werden können, daß des Ordens Triumph ſeine ſchwerſte Niederlage bedeutete. Die vielen Sorgen und Demütigungen hatten ſeine Gemütsart ganz verändert.

Wer ihn vor zwanzig Jahren gekannt hatte in der ſtrotzenden Fülle ſeiner Lebenskraft und Lebensfreudigkeit, mußte über dieſen jähen körperlichen und geiſtigen Verfall erſchrecken. Sein Bart war weiß geworden, ſein Auge matt, ſeine Wange bleich; er ging gebeugt, wie niedergezogen zum Erdboden, und ſaß zuſammengeſunken im Lehnſtuhl, aufſchreckend bei jedem Geräuſch und am liebſten die Hände faltend, als könnten nur noch Gebete, nicht mehr Taten nützen. Er war melancholiſch und ein Schwarzſeher. Immer das Schlimmſte erwartete er zu hören und mit Mißtrauen betrachtete er den, der ihm einmal eine gute Nachricht brachte oder einen freundlichen Erfolg in Ausſicht ſtellte. Täuſchungen — Täuſchungen! Wartet bis morgen, dann zieht wieder das finſtere Gewölk herauf und verdeckt jede Ausſicht!

Mitunter durchwandelte er unruhig, wie ein von ſchweren Träumen Aufgeſtörter, die großen Prachtzimmer der Hochmeiſterwohnung mit geſenktem Kopf und ſchleppendem Schritt. Er blieb vor den ſchlanken Granitpfeilern ſtehen und ſchien ſich zu wundern, daß ſie noch das hochaufſtrebende Gewölbe trügen; er trat in die Fenſterniſche und ſchien abwarten zu wollen, bis der Strom aufhören werde zu fließen; er blickte zu den alten Bildwerken aus der Heiligengeſchichte auf, mit denen die Bogenausſchnitte der Wände geſchmückt waren, als wollte er den Märtyrer ausſuchen, der mehr gelitten als er. Immer quälte ihn die Erinnerung, daß vor ihm in dieſen Räumen ſo viele mächtigere und glücklichere Herrſcher Hof gehalten und den Orden zu Ruhm und Anſehen in der ganzen Chriſtenheit gebracht — Siegfried von Feuchtwangen, der den Hochmeiſterſitz von Venedig nach der Nogat verlegt und dieſes glänzende Haus gebaut; Karl Beffart von Trier, der Pommerellen an den Orden brachte und mit ſtarker Hand gegen die weltliche und kirchliche Macht behauptete, dasſelbe Pommerellen, das jetzt verloren war; Winrich von Kniprode, deſſen Klugheit und Tapferkeit dem Lande ein dreißigjähriges Wohlſein bereitete und den deutſchen Orden den mächtigſten Fürſten an Einfluß gleichſtellte; Konrad von Wallenrod, der an ſeinem Ehrentiſch die Blume der Ritterſchaft begrüßen durfte; die beiden Jungingen, Konrad, der die Seeräuber niederwarf und die Neumark dem Orden erwarb, und der ritterliche Ulrich, den auf dem Schlachtfelde zu Tannenberg eines Polen Lanze das edle Herz durchbohrte, das den Schmerz über des Ordens Niederlage nicht zu überwinden vermocht . . . Sie alle ſtanden ihm vor Augen und noch viele mehr, bis auf ſeinen Vetter Konrad, der weiſe waltete und den Frieden bewahrte. Selbſt jenen Werner von Orſeln konnte er beneiden, den nach kurzer kräftiger Regierung eines Meuchelmörders Stahl zum Tode traf, und Heinrich von Plauen, der Undank erntete und als ein Gefangener auf der einſamen Burg Lochſtätt endete, deſſen ruhmreiche Taten ihm aber die Unſterblichkeit ſicherten. Welche Bilder der Vergangenheit! Welches Aufwärtsſtreben! Welche gewaltige Anſtrengung in der Verteidigung des Erworbenen! Und nun hinab — hinab — unaufhaltſam hinab! In die Ordenschronik ſollte eingeſchrieben werden: unter Ludwig von Erlichshauſen verlor der deutſche Orden das Kulmerland und Pommerellen — die Marienburg — vielleicht . . .

Es war, um wahnſinnig zu werden! Konnte denn nicht ein kühner Entſchluß, eine waghalſige Tat . . . Ah! da lärmten draußen die Söldner und forderten ihr Geld. Ihm waren die Hände gebunden, die es nicht auf den Tiſch zählen konnten. Elendes Geld! Damit ſiegten die Krämer.

Daß ſie reich geworden waren, die von Danzig und Thorn, wem dankten ſie's, als dem Orden, der ſie mit dem Schwert ſchützte? Und nun ſtanden ſie mit ihren Söldnerhaufen wenige Meilen entfernt und lauerten auf die günſtige Zeit, ein billiges Kaufgeſchäft abzuſchließen. Polen rüſtete von neuem. Wie lange noch und wieder ſchwärmten die wilden Horden ſengend, brennend, mordend, durch das unglückliche, ſchon ſo arg verwüſtete Land. Das Schwert ziehen? Lächerlich! Was konnte der Einzelne gegen ſolche Übermacht? Ausharren — in Schimpf und Schande ausharren, das allein konnte das Unheil hinfriſten. Aber mit welchem Herzen —? Und es wollte doch nicht brechen.

Der Deutſchmeiſter, an den er ſich oft genug in ſeiner Not mit dringenden Bitten um Unterſtützung aus dem Reich gewandt, hatte ihm doch wenig Troſt ſenden und noch weniger Hülfe ſchicken können. Er reiſte an den Fürſtenhöfen herum und hielt ſich auch öfters längere Zeit in des Kaiſers Nähe auf, ihn zum Kriege mit Polen zu reizen. Aber überall war ſchon des Ordens Armut bekannt und das Vertrauen geſunken, es könne ihm noch in Erwartung der Wiedererſtattung geholfen werden. Die Zeiten waren vorbei, in denen wenigſtens ein Gotteslohn mit der Ausrüſtung einer Mannſchaft zum Kampf gegen die Heiden zu verdienen war, oder der vom Hochmeiſter deutſchen Ordens auf ſolchen Kriegsreiſen erteilte Ritterſchlag als eine beſondere Ehre galt. So konnte der Deutſchmeiſter nicht viel mehr tun, als ſeine eigenen Balleyen leeren und alle irgend entbehrlichen Ordensritter nach Preußen ſenden. Es waren freilich nur wenige, die mit dem Schwert Dienſte tun konnten, und auch die Zeiten kehrten nicht wieder, in denen ein tapferer Mann in ſtarker Eiſenrüſtung auf gepanzertem Pferde eines ganzen Heerhaufens Wert hatte. Ein geſchickter Hakenſchütze ſchoß ihn herunter wie einen andern.

Unter dieſen Rittern, die zur Ergänzung der Konvente oder mit Botſchaften nach Preußen kamen, befand ſich auch Boppo von Oſtra. Er hatte das ausgelaufene Auge geheilt und durch ſein keckes, rühriges Weſen bei dem neuen Deutſchmeiſter Herrn Ulrich von Lentersheim einigen Einfluß gewonnen. In ſeinem Auftrage war er auf gefahrvollen Straßen im Reich und im Auslande viel unterwegs geweſen, für den Orden zu werben, hatte auch auf ſeinen Rat eine Pilgerfahrt nach Rom unternommen, ſich dem heiligen Vater zu Füßen geworfen und Vergebung aller ſeiner Sünden erhalten, deren ſich eine ſtattliche Zahl angeſummt haben mochte. Nun war er nach Preußen geſendet, um mit den Hauptleuten der deutſchen Söldner, namentlich dem Grafen von Gleichen, wegen der geforderten Bürgſchaften zu verhandeln und ſie zum treuen Ausharren zu mahnen, auch ſich dem Herrn Hochmeiſter zur Verfügung zu ſtellen. Das traf mit ſeinen eigenen Wünſchen ganz überein. Er konnte endlich ſeine Zeit gekommen glauben, ſich bei ihm wieder herzuſtellen und ſeine ehrgeizigen Pläne zur Reife zu bringen.

Er hatte ſich Erlichshauſen ſehr demütig genähert und mit anſcheinend aufrichtiger Reue ſeine Verzeihung erbeten, aber es war ihm doch nicht leicht geworden, deſſen Abneigung zu überwinden. Freilich konnte der Hochmeiſter jetzt in ſeiner ſchweren Bedrängnis nicht daran denken ihn gänzlich abzuweiſen, und dazu riet nicht einmal der ſtrenge Spittler; auch mußte er ihn in der Marienburg dulden, wo er mit den Hauptleuten eifrigen Verkehr unterhielt, die er denn auch gelegentlich zu Verhandlungstagen mit den königlichen und Bundes-Kommiſſarien in Thorn, ſeiner ritterlichen Abzeichen entkleidet, begleitete; doch hielt er ihn am liebſten in einiger Entfernung und zeigte ſich, wenn dies nicht möglich war, in Worten karg und in Mienen unankömmlich. Jedes andere Vergehen hätte er ihm ſicher weniger nachgetragen. Aber Oſtra erinnerte ihn immer an eigene Schuld. Mußte er doch an Urſula denken, wenn er ihn ſah, und an Marcus Blume, und wie er durch ſeinen Einſpruch dieſer beiden ihm ſo nahen Menſchen Glück geſtört hatte, und wie er dann nicht einmal in der Lage geweſen war, für das Mädchen nach ſeinem Vornehmen zu ſorgen, ſondern Mutter und Kind in dieſem Kriegsſturm ſich ſelbſt hatte überlaſſen müſſen. Das fiel ihm allemal ſchwer auf ſein doch ſchon genug bekümmertes Herz.

Oſtra aber gab ſich den Anſchein, nichts davon zu merken, und ſetzte ſeine Bewerbungen um des gnädigen Herrn Gunſt fort. Nun war er vor Kurzem wieder heimlich in Thorn geweſen, um Ulrich Czerwonka zu beobachten, der ſchon kein Hehl mehr daraus machte, daß die Böhmen nach dem Verfalltage die Schlöſſer dem König einräumen würden, wenn man ſich über die Kaufſumme einigen könne. Seine Forderung erſchien vorläufig noch den Gegnern unerſchwinglich hoch; aber er hatte ein minderes Gebot nicht mehr übermütig abgewieſen und verſprochen, die Genehmigung der Seinigen einzuholen.

So ließ denn Oſtra nach der Rückkehr den Hochmeiſter wiſſen, er hätte ihm über wichtige Dinge Bericht zu erſtatten, die auf ſeine Entſchließungen großen Einfluß haben könnten. Erlichshauſen wagte nicht ihn fortzuſchicken, aber er wollte mit ihm wenigſtens nicht Vertraulichkeiten austauſchen und nahm deshalb den Spittler in ſein Gemach. War es doch auch ſeine Pflicht, einen von ſeinen Räten in allen geſchäftlichen Angelegenheiten bei ſich zu haben, und daran hielt er ſich diesmal gern.

„Gnädigſter Herr,“ begann Oſtra, nachdem er auf einen Wink näher getreten war, „ich komme aus der Höhle des Löwen und kenne ſeine mörderiſchen Anſchläge. Graf Adolf von Gleichen und Herr Georg von Schliwen hatten in Erfahrung gebracht, daß von den Böhmen hinter ihrem Rücken wegen der Kaufſumme verhandelt werde, und fürchteten, ſie könnten ſich Sondervorteile ausbedingen wollen. Da ſie nun geſonnen ſind, treu beim Orden zu bleiben, ſo lange ſie's ohne eigene Gefährdung durchſetzen können —“

„So lange ſie's ohne eigene Gefährdung durchſetzen können?“ wiederholte der Spittler mit Schärfe.

„Sie behaupten, ein Mehreres nicht verſprochen zu haben,“ antwortete Oſtra, „und könnten wohl billigerweiſe darüber hinaus nicht verpflichtet ſein. Verlaßt Euch nicht unbedingt auf ſie, gnädigſter Herr. Sie werden nach Kräften Widerſtand leiſten, aber nicht über ihre Kräfte. Sobald ſie erkennen ſollten, daß ſie Euch doch nicht mehr nützen können, ſich ſelbſt aber um ihren Anteil bringen, werden ſie . . . Ich weiß nicht, was ſie tun und laſſen werden. So viel iſt gewiß, daß ich auf ihre Bitten nach Thorn ging, wo ſie mich ſchon früher an einige Leute gewieſen hatten, die dem Orden noch wohlgeneigt ſind, und daß ich Ew. Gnaden Vorteil zu bedenken glaubte, wenn ich ihnen gefällig war.“

Der Hochmeiſter nickte kaum merklich, ohne aufzuſehen. Zugleich hob er ein wenig die Hand, die auf dem linken Knie ruhte, im Gelenk und bewegte die Finger nach rechts und links, als wollte er dieſe halbe Zuſtimmung wieder zurücknehmen.

„Ew. Gnaden ſollen wiſſen,“ fuhr der Ritter fort, „daß der König gern jede Bedingung eingehen möchte, die ihn ſelbſt nichts koſtet, daß aber die Bündiſchen, und vornehmlich die großen Städte ſeiner Eile einen Hemmſchuh anlegen, da ſie bedenken, zuletzt doch wieder allein vor den Riß ſtehen zu müſſen. So haben ſie Herrn Tileman vom Wege vorgeſchickt, auf deſſen Klugheit und Zähigkeit ſie ſich verlaſſen können —“

Erlichshauſen zog den Fuß zurück wie in Befürchtung einer unangenehmen Berührung.

„Der hat den Böhmen viermalhunderttauſend Mark geboten, worauf Czerwonka ihn ausgelacht, aber den Handel doch nicht abgebrochen, und ſind ſchließlich ſtehen ge=

blieben bei viermalhundertſechsunddreißtgtauſend ungariſchen Gulden zu ein und einhalb preußiſcher Mark, zur Hälfte vom König und zur Hälfte vom Bunde zu übernehmen.“

„Wie wißt Ihr das,“ fragte Plauen, „da Ihr doch ſchwerlich bei dieſer Abmachung zugegen geweſen?“

Oſtra lachte verſchmitzt. „Herr Tileman vom Wege iſt genötigt geweſen, dem Thorner Rat Bericht zu erſtatten,“ ſagte er, „und darin ſitzen trotz aller Säuberung noch immer ein paar geheime Anhänger des Ordens. Und ebenſo hat Herr Ulrich Czerwonka den anderen Hauptleuten die Summe melden müſſen, und ſind durch ſie von jedem Haufen einige vertraulich zugezogen, ob man auf ſolche Bedingung abſchließen dürfe. So hat die Heimlichkeit vor mir nicht lange Beſtand gehabt; hab' auch die Angaben dort und hier vergleichen können. Beide Teile ſind noch nicht einig, aber es kann wohl ſein, daß ſie diesmal einig werden.“

„Viermalhundertſechsunddreißigtauſend Gulden —“ rief Erlichshauſen, „eine ungeheure Summe!“

„Und doch ein Spottgeld für die Marienburg,“ ſetzte der Spittler hinzu. „Unſere Schuld iſt freilich viel größer, und auch nicht den vierten Teil der Vergleichsſumme vermöchten wir jetzt aufzubringen.“

„Gebt gleichwohl noch nicht jede Hoffnung auf, gnädigſter Herr,“ nahm Oſtra, gegen den Hochmeiſter gewendet, wieder das Wort. „Des Ordens Sache ſteht drüben nicht ſo ſchlecht. Die Eidechſen allerdings, die ſich für ihren Verrat mit Woywodſchaften und Kaſtelaneien haben belohnen laſſen, und die Räte in den großen Städten, die der Kaufmannſchaft allein das Regiment zu ſichern gedenken, halten zum König und ſind entſchloſſen mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen. Aber ſie ſind der Zahl nach doch nur ein klein Häuflein. In den Zünften regt ſich ſchon lange die Unzufriedenheit. Da ſind wenige, die ſich nicht mit Seufzen erinnern, wie gut ſie es unter dem Orden gehabt und wie wenig ſie ihm zu ſteuern pflichtig waren, während jetzt wegen der gewaltigen Kriegslaſten die Teuerung überhand nimmt, und iſt noch immer kein Ende ſolcher Drangſal abzuſehen. So erbittert ſind ſie über die Herren, die des Ordens Schlöſſer gebrochen und dieſe Feindſchaft angeſtiftet haben, daß ſie ſchon öffentlich auf allen Straßen ihren Verdruß laut werden laſſen und die Ratmannen beſchimpfen, wenn ſie ſich zeigen. Vornehmlich die Handwerker und kleinen Leute aus der Neuſtadt äußern ſich ſo wild, die doch nur gezwungen vom Orden gekommen iſt und zu großem Ärger aller ihrer Bürger jede Selbſtändigkeit verloren hat. Es darf nur ein Funke hineinfallen und das Pulverfaß fliegt auf. Hier aber ſpielt der Rat mit einem Feuerbrand, der tauſend Funken ſprühen wird. Denn das Geld für die Schlöſſer kann nur durch einen neuen allgemeinen Schoß aufgebracht werden, und dazu müſſen die Gemeinen ihre Zuſtimmung geben. Wie ich die Stimmung in Thorn kenne — und in Danzig ſoll ſie noch erregter ſein — wird eher ein Aufſtand losbrechen, als daß man ſich willig gibt. Wären die Leute aber noch zage, ſo lange ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſo bedarf's doch nur der geringſten Aufmunterung Ew. Gnaden, um ſie geſamt für den Orden in Harniſch zu bringen."

Erlichshauſen ſchüttelte das ſchwere Haupt. „Wir haben ſchon einmal ſolche Hoffnung gehegt," ſagte er mit matter Stimme, „und viel Unheil über unſere treueſten Anhänger gebracht, ohne doch für uns etwas erreichen zu können." Er wendete ſich zu Plauen zurück, der hinter ſeinem Seſſel ſtand, und ſprach das Folgende mehr zu ihm, als zu Oſtra, für den es doch beſtimmt war. „Ich hatte gutes Zutrauen zu Georg von Korith, der mir erzählte, er ſei in Thorn geweſen und bei Niclas Helwig in der Kulmer Straße abgeſtiegen, wie meiſt die vom Lande, und hätt' ihn im Geſpräch als einen Anhänger des Ordens befunden, der unter anderm auch geſagt, die Stadt Thorn würde wohl zum Hochmeiſter zurückkehren, wenn ſie nicht deſſen Rache fürchtete; es gehe das Gerede, daß er köpfen und morden würde, wenn er ſie wieder bekomme. Auf dieſes ſchrieb ich einen Brief an die Gemeine Thorn und ließ ihn Helwig durch den Komthur von Mewe zugehen. Den trug Helwig wohl acht Tage lang mit ſich umher in großen Ängſten und beichtete zuletzt dem Leſemeiſter der Franziskaner in der Marienkirche ſein Geheimnis. Der riet ihm, ſich dem Pfarrer Andreas anzuvertrauen, der des Ordens ſei, und ſind durch dieſen auch am Abend mehrere Bürger verſammelt worden. Sie einigten ſich, uns aufzufordern, mit Heeresmacht vor die Stadt zu kommen, die größere Liebe zu uns habe, als zum Könige. Man wolle dann den Rat gefangen nehmen und uns überantworten. Als aber das Ordensheer vor die Stadt rückte, fand es die Tore verſchloſſen — die Verſchwörung war entdeckt, die Anſtifter büßten ſie mit dem Leben, Pfarrer Andreas wurde aus der Stadt vertrieben.“

„Er iſt aber noch im Lande,“ ſagte Oſtra, „und hält ſich verborgen auf dem Herrenſitz eines andern Mannes, den die Thorner auch ausgetrieben, ihres früheren Ratmanns Götze Rubit. Bei ihm hab' ich kürzlich übernachtet und auch einige von den Putten angetroffen, die dem Rat nichts Gutes gönnen, denn ein Werner von Putten war unter denen geweſen, die er auf dem Markte hatte hinrichten laſſen.“

„Auf Götze Rubit iſt wenig Verlaß,“ nahm der Spittler das Wort. „Er hat den Mantel nach dem Winde gehängt und mit jedem Part falſches Spiel geſpielt. Das iſt leicht zu beweiſen. Zuerſt war er ein eifriger Anhänger des Bundes, hatte der Stadt viel Geld vorgeſtreckt und war vom Rat nach Straßburg geſchickt, das Schloß für ihn zu halten. Da nun aber der Rat

Schwierigkeiten machte, ihn wegen ſeiner Auslagen zu befriedigen, knüpfte er mit unſeren Söldnerhauptleuten Verhandlungen an, ihnen das Schloß zu übergeben. Was doch nicht geſchehen konnte, da er ſcharf von der Bürgerſchaft überwacht wurde, die zum König hielt. Die unſern mußten abziehen. Bald darauf wollte der König ſelbſt Straßburg in ſeine Gewalt bringen und ließ Rubit das Geld anbieten, was er auch gern genommen hätte, obgleich er dem Bunde geſchworen, keinen Polen einzulaſſen. Dahinter kam der Thorner Rat und ſchickte den Ratmann Johann Ziegenhals ab, ihn der Hauptmannſchaft zu entſetzen. Das gelang auch mit großer Mühe und wurde Götze Rubit als Gefangener nach Thorn eingebracht, wo ihm der Prozeß gemacht werden ſollte. Auf des Königs Bitte ſchenkten ſie ihm dann aber das Leben und ließen ihn frei, doch daß er die Stadt verlaſſen mußte. So ſehet Ihr, wie unzuverläſſig er iſt.“

„Er hat mir's in wichtigen Punkten anders dargeſtellt,“ entgegnete Oſtra. „Tileman vom Wege hab' ihn in die ganze Verlegenheit gebracht, da er ihm das Geld ohne ſichere Verſchreibung abgeſchwindelt, ſo daß er lieber gewünſcht, er hätte zu der Zeit die Sucht gehabt. Er ſei immer dem Orden ergeben geblieben und hätte gern das Haus Straßburg an ihn zurückgebracht, was doch nicht möglich geweſen. Mit dem König hätt' er verhandelt, um Zeit zu gewinnen und jedenfalls den Thornern das Schloß zu entwinden. Von Ziegenhals bewältigt, ſei er von deſſen Trabanten, die ihn in ſeinem Gemach bewachen ſollten, beſchoſſen worden, habe ihm auch am Morgen einen Pfeil vorgezeigt. Sie hätten ihm offenbar wider alles Recht ans Leben gewollt. Um ſein Geld ſei er geprellt, vergeſſe das aber den Thornern nimmer. Die von Putten beſtätigten, daß in der Stadt der Widerwille gegen den Rat groß ſei, der ſich nur durch des Königs Gnade zu bereichern trachte, die anderen

Bürger aber ausſchließe. Die alten Geſchlechter und die Handwerker ſeien auf des Ordens Seite und warteten nur ſehnlichſt auf den Tag, an dem ſie losbrechen könnten. Gnädigſter Herr, ſehet nicht ſo ſehr auf den Mann, als auf die Sache. Mag Rubit auch von Rachſucht getrieben ſein, ſo wird er Euch doch gute Dienſte leiſten. Ich ſelbſt aber will mich erbieten, für Euch zu handeln, wie ich mich großen Dankes gegen Euch ſchuldig weiß, und keine Gefahr ſcheuen, mich in die Stadt einzuſchleichen und das Feuer zu ſchüren, damit ich Eure Gnade wiedergewinne, die ich wahrlich zu ſchwerem Kummer eingebüßt."

Er beugte dabei das Knie und wollte den Saum des hochmeiſterlichen Gewandes küſſen. Erlichshauſen aber reichte ihm die Hand zum Kuſſe, ſagte, er wolle alles bedenken, und entließ ihn ſehr gnädig, während der Spittler geärgert ſich nach dem Fenſter abwandte. Er konnte es Oſtra nicht vergeſſen, daß er nur durch Erdorfs Ränke ſchmählichem Gefängnis entzogen war.

Als ſich nun der Hochmeiſter mit ihm allein ſah, fragte er unſchlüſſig: „Was dünket Euch nun von alledem, Bruder Plauen? Mir will ſcheinen, der Mann hat guten Willen uns zu dienen."

„Es mag ſein," antwortete der Spittler, „wenn er ſich ſelbſt damit dient. Er iſt jetzt gar verändert in ſeinem Weſen, kommt mir aber nicht vertrauenswürdiger vor, als da er des Landes verwieſen wurde wegen ſehr unritterlicher Gewalttat."

„Er hat ſich's eine Lehre ſein laſſen. Auch ſind einige Jahre darüber vergangen, in denen er ſich unter des Deutſchmeiſters Aufſicht wohl gebeſſert haben kann."

„Dieſer Oſtra war's, der den Mähren Milotitz anſtiftete, hinter Brünn die Bundesabgeſandten gefangen zu nehmen, wovon unſerem Orden viel Verdrießlichkeit erwachſen iſt."

„Das geſchah doch in beſter Meinung, Bruder

Plauen, und waren damals unter den Gebietigern nicht wenige, die wünſchten, der Fang wäre geglückt und Baiſen nicht entkommen. Wie dem ſei, der Ritter berichtet uns von Thorn und Danzig, was doch nicht unbeachtet bleiben ſollte. Es ſtimmt mit andern Berichten überein. Wie ſoll uns auch geholfen werden, da die Freunde uns verlaſſen und verraten, als durch der Gegner Uneinigkeit?“

Der Spittler trat vor und ließ eine Weile das große blaue Auge auf ſeinem bekümmerten Geſicht ruhen. „Es iſt leider ſo,“ ſagte er, „wir haben von unſern böhmiſchen Hauptleuten das Schlimmſte zu erwarten, und Graf Gleichen wird ſie nicht hindern, ſo gut er uns geſinnt iſt. Es trifft auch zu, daß unſere Gegner in nicht viel geringerer Not ſind. Der König zögert, mit einem ausreichenden Heer wirkſame Hilfe zu bringen, die polniſchen Herren möchten große Beute machen, aber wenig wagen, die Städte haben ſich in Schulden geſtürzt und können doch den Heißhunger nicht befriedigen, des Kaiſers Acht und des Papſtes Bann ſind nicht ganz ſtumpfe Waffen. Die neue Steuer muß den Gemeinen unerträglich ſcheinen und ſie zum Aufſtand gegen ihre Zwingherren treiben. So hab' ich's ſelbſt ſchon bedacht, ob wir die Lage der Dinge zu einem Wagnis benutzen, das uns mit einem Schlage obenauf bringen kann. Nicht durch unzuverläſſige und ränkeſüchtige Leute eine Verſchwörung anzuzetteln, wäre mein Rat, die leicht mißlingt und uns ins Geſchrei bringt, ſondern auf das erſte Zeichen des Entgegenkommens mit Offenheit für die Gemeinen Partei zu ergreifen, ſie als des Ordens niemals aufgegebene Untertanen zu den Waffen zu rufen, und zugleich mit unſerer ganzen Mannſchaft und den deutſchen Söldnern, die heut' noch willig ſind, vor die Mauern der Stadt Thorn zu rücken. Tun die innen dann, durch unſer Heer ermutigt, ihre Pflicht, ſo werden wir Sieger ſein, bevor die Böhmen ihren Verrat ausgeführt haben, und niemand darf uns ſelbſt einer unehrlichen Tat beſchuldigen. Aber mit den Waffen in der Hand müſſen wir Thorn einnehmen, für das Recht unſerer Bürger gegen ihre aufrühreriſchen Ratsherren eintretend, und ſo auch Danzig unterwerfen. Dann nur werden wir die Macht gewinnen, auch der böhmiſchen Söldner Herr zu werden.“

„Und wenn der Handſtreich mißlingt, nachdem wir unſern Plan ſo offenkundig gemacht —?“ gab Erlichshauſen zu bedenken. „Wenn die Gemeinen nicht für uns aufſtehen, weil unſer Häuflein ihnen zu ſchwach dünkt, da ſie doch überſehen, was wir zu ihrem Beiſtand tun können —? Wenn die Böhmen uns in den Rücken fallen —? Sind die Gemeinen im Aufruhr, ſo haben ſie wohl ſelbſt die Macht, den Rat zu überwinden, und bleibt ihnen dann nichts übrig, als ſich uns in die Arme zu werfen. Mißglückt ihr Anſchlag, ſo ſtehen wir, wie wir ſtanden, und haben nicht vergeblich das letzte Anker über Bord geworfen.“

„So treiben wir ſteuerlos weiter auf einer wilden See,“ ſagte der Spittler. „Schlägt das Wetter irgendwo um, wir werden keinen Vorteil davon haben.“

Der Hochmeiſter hatte den Ellenbogen aufgeſtützt und ließ die Fingerſpitzen über die blaugeäderten Schläfen hin- und hergleiten, immer und immer wieder. Es war dies ein Mittel, ſeine Kopfnerven ein wenig zu beruhigen; jede Aufregung verurſachte ihm einen wütenden Kopfſchmerz. Der Spittler ſuchte ihn durch eindringliche Vorſtellungen zu einem Entſchluß zu ermutigen, verſetzte ihn aber nur in beängſtigende Unruhe.

„Bruder Plauen,“ ſagte er endlich, „ich kenne eure Denkart genau, und möchte wohl in den meiſten Fällen im Voraus erraten können, worauf Ihr zielen werdet. Ihr ſeid nicht nur im Orden, wie ſo viele von den Brüdern, ſondern Ihr ſeid ein lebendiges Stück von ihm, und es kränkt Euch in tiefſter Seele ſeine jetzige Erniedrigung. Da möchtet Ihr nun irgend etwas Heldenmütiges unternehmen, ihn bei Euch ſelbſt aufzurichten und den Zeitgenoſſen noch einmal als ein hellaufleuchtendes Geſtirn erſcheinen zu laſſen — ſei's auch im Verlöſchen. Es ſoll etwas Großes geſchehen — etwas weit über unſere Kraft; und alles, was noch geſchieht, ſoll geſchehen in dieſem Geiſte des Opfers, entweder ruhmvoll unterzugehen oder eine Wendung des Geſchickes zu erzwingen. Ihr ſteht mit ſolcher Geſinnung allein und findet nicht einmal viele, die ſie zu ſchätzen wiſſen, wie ich. Lieber Getreuer, wenn ich die Hoffnung hätte, Ihr würdet an meine Stelle gewählt, längſt ſchon hätt' ich mein drückendes Amt niedergelegt und eine Kloſterzelle aufgeſucht. Aber die Zeit iſt noch nicht reif, des Elends noch nicht genug; ich kenne die Jammerſeligkeit der Menſchen, von denen dieſe Dinge abhängen. Sie werden Euch nicht wählen, denn ſie ängſtigen ſich noch mehr vor Euch, daß Ihr ihnen den Kampf auf Leben und Tod zumuten möchtet, als vor dem Feinde, der ſie doch ſchonen könnte. Oder meint Ihr's anders?"

Plauen ſchwieg, düſter vor ſich hinſehend. Du ſelbſt ängſtigſt dich ſo vor mir, dachte er, und biſt doch noch der Edelſten einer. Aber wenn du wollteſt . . . Das ließ ſich nicht ausſprechen.

Es war, als ob der Hochmeiſter etwas von ſeinen Gedanken erriet. „Wenn eine ritterliche Tat nützen könnte —" fuhr er fort, das Haupt aufrichtend. „Bei unſrer lieben Frauen! es fehlt mir nicht an perſönlichem Mut. Setzt mich auf ein Pferd, panzert mir Stirn und Bruſt, legt mir die Lanze in den Arm und laßt mich an der Spitze eines Häufleins von Tapferen einreiten gegen den Feind. Ob ich dann auch gewiſſem Tod entgegenginge und der erſte wäre, der fiele — das wollt' ich nicht achten. Aber ſo endete ſchon ein Hochmeiſter vor mir, Ulrich von Jungingen, und der Welt Urteil hat über ihn den Stab gebrochen. So ſoll ein Hochmeiſter nicht enden, nur ſeinen Kummer und ſeine Ehre bedenkend. Und wie anders die Zeit damals und heut'! Was damals noch als Heldentum bewundert werden konnte, würde heut' Narrheit ſcheinen. Glaubt mir, Bruder Plauen, das iſt mein größter Schmerz, daß der Hochmeiſter den Ritter vergeſſen muß!"

Er ſtand auf, drückte ihm die Hand und wandte ſich zur Seite ab, ſeine Bewegung zu verbergen. Die Augen waren ihm feucht geworden. Der Spittler fühlte kein Mitleid mit ihm; er hörte nur Worte von hohlem Klang. Vergeblich war all' ſein Mühen, dem Meiſter das Steuerruder in die Hand zu drücken; er ließ das Wrack auf den Wellen treiben, mochte es nun einen Nothafen finden oder an der nächſten Klippe zerſchellen.

Denſelben Abend noch berief Erlichshauſen den Ritter von Oſtra zu ſich und blieb diesmal eine Stunde mit ihm allein. Er gab ihm nichts Schriftliches, er erteilte ihm nicht einmal mündlich eine beſtimmte Weiſung — Oſtra wußte doch, was von ihm erwartet wurde und gewagt werden durfte. In der Nacht ließ er ſein Pferd ſatteln und ritt ins Kulmerland.

Drittes Kapitel.

Thorner Aufſtand und Blutgericht.

Der Thorner Rat war noch nie in ſo ſchwerer Bedrängnis geweſen.

Tileman vom Wege hatte gehofft, jetzt den furchtbaren Krieg durch eine letzte Anſtrengung zu Gunſten des Bundes beenden zu können. Es war ihm gelungen, mit Ulrich Czerwonka und den andern Hauptleuten der böhmiſchen Söldner des Ordens über die Kaufſumme für die Schlöſſer einig zu werden und billige Zahlungstermine feſtzuſetzen; es war ihm gelungen, den König und ſeine Räte zu bewegen, die Hälfte davon als polniſche Schuld zu übernehmen, und ſtolz hatte er den Unterhändlern, die von des Königs großen Verwendungen für Preußen ſprachen, antworten dürfen, nicht er erweiſe dem Lande eine Gnade, ſondern das Land kaufe ihm die Schlöſſer zum Geſchenk; es war ihm gelungen, im Landesrat und auf dem Tage zu Elbing die Verteilung der Steuer auf die einzelnen Glieder des Bundes nach heißen Streitigkeiten zu ordnen, wobei dann freilich die einzige Stadt Thorn ſo viel aufzubringen übernahm, als die geſammte Ritterſchaft des Landes — wurde die Marienburg dem Bunde übergeben und der Orden aus dem Beſitz der andern feſten Schlöſſer geſetzt, die ſeine Söldner inne hatten, ſo mußte der Kampf aus ſein und der Bund Sieger bleiben. Nie mehr konnte ſich der Gegner aus ſeiner Ohnmacht aufrichten. Da war dem eifrigen Mann, der ſich alle die Zeit kaum die nötige Nachtruhe gegönnt hatte, plötzlich ein Strich durch die Rechnung gemacht: die Gemeine weigerte ſich die Steuer zu bezahlen.

Und ſie hatte ſich nicht nur geweigert, ſondern ſogleich, wie von einem böſen Geiſte beſeſſen, dem Rat den Gehorſam aufgeſagt, vier Männer aus ihrer Mitte, den Kahnrheder Jürgen Langrock, den Krämer Tobias Groß, den Schmied Matthias Klinger und den Faßbinder Peter Borrich, Älterleute ihrer Zünfte, die ſich dann weiter auf ſechzehn und zuletzt auf vierundzwanzig ſelbſt ergänzt, zu Deputierten erwählt und durch ſie auf dem Rathauſe ihre Bedingungen geſtellt. Es waren keine geringeren geweſen, als daß der Rat ihnen die Schlüſſel zu den Stadttoren ausliefere, alle fremden Söldner, Polen und Böhmen, aus der Stadt fortſchicken und den König nur mit kleinem Gefolge aufnehmen ſollte. Die Steuer dürfte ohne ihre Bewilligung nicht erhoben werden.

Rutger von Birken, der regierende Bürgermeiſter, war über dieſen einmütigen Angriff der Zünfte nicht wenig beſtürzt geweſen, und auch Tileman vom Wege hatte keinen beſſeren Rat geben können, als die Zünfte durch einige Zugeſtändniſſe vorläufig zu beſchwichtigen, nachdem er ſich bei ſeinem Sohn, dem Hauptmann der ſtädtiſchen Söldner, die Gewißheit geholt, daß er der Uebermacht der bewaffneten Handwerker nicht gewachſen ſei und das Rathaus gegen einen Anſturm derſelben nicht würde decken können. An den König hatte man ſich nicht wenden wollen, um ihm nicht Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Stadt einräumen zu müſſen. Dieſer Weg war aber dann doch unvermeidlich geworden, nachdem die Sechzehn halb und halb ins Stadtregiment aufgenommen, die Steuer entſchieden verweigert und danach die ganze Gemeine ſie einmütig abgeſchlagen hatte. Vom König war der Biſchof von Cujavien geſchickt worden, über die Steuer mit den Widerſpenſtigen zu verhandeln. Er hatte auch, da man des Königs Zorn fürchtete, einen Vergleich erzielt, worauf die Sendboten des Rates zum Tage nach Elbing abgegangen waren. Die Unzufriedenheit und das Mißtrauen der Kleinbürger gegen die Stadtherren, die nur des Kaufmannes Wohl zu bedenken ſchienen, waren nicht beſeitigt. Zwei Parteien ſtanden ſich ſeitdem ſchroff gegenüber, ſehr ungleich an Zahl, aber die kleinere jetzt noch die herrſchende, die größere mehr und mehr entſchloſſen, eine dauernde Vertretung der Zünfte im Rat zu fordern und bei beharrlicher Weigerung die Stadt dem Orden zu übergeben, auf deſſen Dank dann gerechnet werden konnte.

Nun waren die Sendboten von Elbing zurückgekehrt. Der Rat hatte die Bürgerſchaft vor das Rathaus entboten und ihr die dort gefaßten Beſchlüſſe mitgeteilt, auch das Steuerausſchreiben angekündigt. Da aber war plötzlich der Aufruhr mit einer Gewalt losgebrochen, der Widerſtand zu leiſten die Machthaber nicht einmal zu verſuchen wagten. Die Handwerker von allen Zünften, Meiſter und Geſellen, bewaffnet mit Spießen, Meſſern, Eiſenſtangen und Armbrüſten, voran die Neuſtädtiſchen, rotteten ſich zuſammen, erhoben einen gewaltigen Lärm auf den Straßen und Plätzen, ſchlugen die Thür der Acciſebude ein, zerriſſen die Steuerregiſter, ſtreuten die Blätter umher und traten ſie mit Füßen. Tileman vom Wege und Johann von Loë, die vom Rathauſe herbeieilten, um, im Vertrauen auf ihr Anſehen, durch vernünftige Vorſtellungen dieſem wahnſinnigen Treiben Einhalt zu tun, wurden verhöhnt, mit Kot beworfen und von den wütenden Anführern zurückgedrängt. Johann von Loë erhielt einen Stoß gegen die Bruſt, der ihn zu Boden warf, und

Tileman vom Wege einen Meſſerſtich in den linken Arm, mit dem er ihn halten wollte. „Ihr vom Rat ſeid alleſamt meineidige Buben,“ ſchrieen die Anführer ihnen zu, „ihr habt eure Herrn verraten und uns an die Polen verkauft — ihr habt die Stadt ins Verderben gebracht und wollt ſie jetzt brandſchatzen! Geſteht nur ein, worauf ihr mit den Söldnern einig geworden ſeid! Für den Sold habt ihr ihnen erlaubt, die Stadt zu plündern und uns ſo lange zu ſchatzen, bis ſie ſich ihres Schadens erholt. Wir wiſſen eure nichtswürdigen Heimlichkeiten. Aber jetzt wollen wir das Regiment in die Hand nehmen und ein ſtrenges Gericht halten!“

Sie brachen ins Rathaus ein, vernichteten das große Stadtbuch, plünderten die Kaſſen, zerſchlugen alle Kaſten und Behältniſſe, riſſen die Schlüſſel der Stadttore an ſich und vertrieben alle Polen aus der Stadt. Das war geſchehen ohne der gewählten Vorſteher Leitung. Nun aber verſammelten ſich die Aufſtändiſchen im Franziskaner-Kloſter, von wo die ganze Bewegung, dem Rat unerklärlich, ausgegangen war, und berieten mit den Anſtiftern, was weiter zu tun. Alle Straßen wurden zur Nacht mit Ketten geſperrt, die Bürger blieben in Waffen.

Dem Rat war es gelungen, den Woywoden von Kulm, Gabriel von Baiſen, durch einen Eilboten von dem Geſchehenen zu benachrichtigen. Er eilte mit einigen Kulmer Ratsherren herbei, wurde eingelaſſen und berief den Rat und die ſechzehn Vertreter der Zünfte in den inneren Hof des Rathauſes in der Hoffnung, Frieden ſtiften zu können. Viele von den Ratsherren waren aber ſo eingeſchüchtert, daß ſie ſich von der Gemeine erſt ſicheres Geleit verſprechen ließen, ehe ſie ſich aus ihren Häuſern wagten. Tileman vom Wege lag krank. Zu einer ordentlichen Verhandlung kam es nicht. Vergeblich mühte ſich der Woywode das Wort zu erhalten, vergeblich ſuchten die Kulmer Herren zu vermitteln. Es waren ſchon nicht mehr einzelne Beſchwerden, die gegen den Thorner Rat vorgebracht wurden und durch Nachgiebigkeit hätten abgeſtellt werden können; die Angriffe richteten ſich unverhüllt gegen den Bund ſelbſt. Jürgen Langrock ſchrie ihn an: „Geht, geht! Wir Bürger ſollen nur zahlen und opfern, damit der König herrſche!“ und der Faßbinder Peter Borrich fügte noch deutlicher hinzu: „das Land iſt weggegeben um drei oder vier Schwaben! Das haben getrieben der lahme Stümper, der Kirchenverräter und ſein Bruder, der Woywode, die haben uns verleitet und die Herren und das Land verraten!“ Mit dem Woywoden war er ſelbſt gemeint, wie er wohl wußte, mit dem lahmen Stümper und Kirchenverräter Hans von Baiſen, der Gubernator, ſein Bruder.

Er wollte ſich verteidigen und ihnen ihre Ungebühr vorhalten, aber ſie ſchrieen ihn nieder und hießen ihn ſchweigen. Zu den Thorner Ratsherren ſagte Tobias Groß: „Nun ſind die Herren vertrieben, und ihr habt das Haus gebrochen; ihr ſollt es auch wieder bauen, wenn die Herren wieder herkommen!“ Und der Schmied Matthias Klinger ſchlug mit dem ſchweren Hammer, den er in der Hand hielt, auf das Pflaſter, daß die Funken ſtoben und ſchrie: „Wir wiſſen, wo wir Gerechtigkeit finden. Fort mit den polniſchen Blutſaugern!“

Da war's klar ausgeſprochen, wohin der Aufruhr eigentlich zielte: dem Orden ſollte die Stadt Thorn zurückgebracht werden. An Verſöhnung konnte unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken ſein. Gabriel von Baiſen war des eigenen Lebens nicht ſicher, wenn er länger in der Stadt blieb. Die von den Zünften verlangten ſtürmiſch ſeine Entfernung: ſie könnten ſonſt für nichts gut ſtehen. „Ihr ſeht, liebe Herren,“ wandte er ſich achſelzuckend zu denen vom Rat, die mit bleichen Geſichtern daſtanden, „ich kann euch nicht helfen. Mein

Amt und meine Perſon ſind mißachtet. Ich weiche der Gewalt. Bedenket vorerſt ſelbſt, wie ihr euch gegen ſolchen Sturm haltet.“ Damit verließ er ſehr beſorgt die Stadt.

Nun fühlten die Aufſtändiſchen ſich darin erſt recht als die Herren.

Joſt vom Wege war Hauptmann der Stadtwache und der ſtädtiſchen Söldner innerhalb der Mauern. Es war ihm aber nur gelungen, ein kleines Häuflein unter ſeinem Befehl zuſammenzuhalten und in einigen der feſteſten Stadttürme gegen die Angriffe der wütenden Aufrührer durch Verrammelung der Zugänge zu ſichern. Die Wachmannſchaft der Quartiere beſtand zumeiſt aus Handwerkern und blieb aus; die polniſchen Söldner hatten ſich aus dem Staube gemacht; die Deutſchen, die ihrer Pflicht treu blieben, waren in viel zu geringer Zahl, um den Aufſtand bewältigen zu können. Joſt ſelbſt mußte ihnen raten, ſich ſtill zu halten. Sie hatten über die gedeckten Wehrgänge zwiſchen den Türmen hin Verbindung mit einander und tauſchten den Proviant aus. Auch konnten ſie, wenn's Not tat, über die Mauer ins Freie. Ein unterirdiſcher Gang, der nur dem Hauptmann bekannt war, führte durch eine ſchmale Mauerpforte bis unter das Rathaus. Joſt benutzte ihn, um unbemerkt mitten in die Stadt zu gelangen und von einem Patrizierhauſe zum andern zu ſchleichen, Erkundigungen einzuziehen und ſich weitere Verhaltungsmaßregeln zu erbitten.

Tileman vom Wege ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, den linken Arm in der Binde. Auch ſonſt fühlte er ſich unwohl. Sein Geſicht war gelb, die Augen lagen tief. Zu groß waren die Anſtrengungen und Aufregungen der letzten Zeit geweſen; ſelbſt ſo eiſerne Nerven waren ihnen nicht gewachſen. Nun hatte ihm der Ärger über der Bürger Unverſtand und der Bündiſchen Läſſigkeit die Galle aufgerührt. Er hatte gemeint, ein Haus aus

Quaderſteinen errichtet zu haben, und ſeine Mauern zerbröckelten beim erſten Anſturm von innen wie loſer Mörtel. Niemand tat voll ſeine Schuldigkeit; der König nicht, der nur mühelos ernten wollte, die polniſchen Großen nicht, die von einer Eroberung Preußens geträumt haben mochten und nun den preußiſchen Edelleuten die Ämter überlaſſen mußten, der Gubernator und die Woywoden nicht, denen es nur um Stärkung ihrer Macht zu tun war, wenn ſie den König durch Fügſamkeit in guter Laune erhielten, die Bündiſchen ſelbſt nicht, die eiferſüchtig einander bewachten oder ſich ihren Verpflichtungen nach Möglichkeit zu entziehen ſuchten. Wie hätte Thorn ſonſt in dieſer traurigen Lage auch nur wenige Tage gelaſſen werden können! Sollte dieſer lange Kampf wirklich umſonſt geweſen ſein, der Orden triumphieren? Der Gedanke machte ihn wild.

Vor ihm ſtand Joſt in dem roten Schlitzwams, wie es die Söldnerhauptleute trugen, die Hand auf das Schwert geſtützt, in deſſen Korb die langen Lederhandſchuhe eingeklemmt waren. Die Eiſenkappe hielt er in der Linken. „Ihr ſolltet zu Bett gehen, Vater,“ ſagte er beſorgt, „Ihr ſeht recht übel aus und verſchlimmert euer Leiden durch ſo trotzige Nichtbeachtung.“

„Es iſt jetzt nicht die Zeit,“ antwortete der Alte, gleich wieder die Zähne zuſammenbeißend. „Was tun die Danziger?“

„Sie ſind ſelbſt in ſchwerſter Bedrängnis durch ihre Gemeine. Der Rat hatte einen Boten hieher geſchickt. Wir halfen ihm über die Mauer. Auch dort iſt der Teufel los, die Gemeine obenauf. Faſt zu gleicher Zeit iſt's angegangen. Die Anführer haben Verbindung mit einander. Sie ſprechen auch dort davon, die Stadt dem Orden zu übergeben; der Rat ſoll abgeſetzt und aus den Zünften wiederhergeſtellt werden — das meinen ſie mit Hilfe des Ordens durchſetzen zu können.“

„Und unſere Söldner in Neuenburg und Stargard rühren ſich nicht?“

„Ich habe ſie auf des Bürgermeiſters Geheiß entbieten laſſen. Aber ſie bedenken ſich des rückſtändigen Soldes wegen, den ſie jetzt leicht erpreſſen können, und ſchützen vor, daß ſie von der Stadt Thorn allein keine Befehle anzunehmen haben. Indeſſen wächſt täglich die Gefahr, daß die Ordenshauptleute, die bei Neumark und Leſſen ſtehen, mit ihrem Heer aufbrechen und den Aufſtändiſchen zu Hilfe kommen. Sind aber noch nicht unterweges.“

„Verdammt!“ knirſchte Tileman. „Das haben unſere Schuſter und Schneider nicht von ſich ſelbſt. Der Aufſtand muß langer Hand vorbereitet ſein und ſeine Anſtifter außen haben. Die Pfaffen ſind die Vermittler geweſen. Wir hätten ſie alleſamt aus der Stadt jagen ſollen, als ſie des Papſtes Bann verkündeten. Aber es waren da zu viel Zaghafte, die es mit dem heiligen Stuhl nicht ganz verderben wollten. Die redeten uns zu, es ſei nicht ſo ſchlimm gemeint und werde bald wieder in Vergeſſenheit gebracht werden. Nun danken uns die Kutten ſolche Vorſicht.“

„Ja, die Franziskaner helfen den Aufrührern,“ beſtätigte Joſt. „In ihrem Kloſter ſitzen die Vierundzwanzig beſtändig und beraten und laſſen Briefe ſchreiben. Der Pfarrer Andreas ſoll wieder zurück ſein und von den Mönchen beherbergt werden. Der ſchreibt ihnen die Briefe.“

„Ich riet, ihm den Kopf abzuſchlagen, wie dem Helwig und den andern Buben,“ rief Tileman, „aber er war ja ein Geweihter des Herrn — an dem vergriff man ſich nicht. Ha, ha, ha!“

„Und noch einen andern hab' ich mit eigenen Augen nach dem Kloſter ſchleichen ſehen, um den's der Rat auch nicht verdient hat,“ fuhr Joſt fort. „Den Götze Rubit! Ich ſchwör’s darauf, er war’s.“

„Er kommt ſein Geld zu holen,“ grinſte der Alte. „Daß man’s nicht geſchmolzen und ihm in den Hals gegoſſen hat!“

„Der gefährlichſte aber iſt ein Einäugiger, der ſich im Kloſter verſteckt hält.“

„Ein Einäugiger? Wer iſt das?“

„Man weiß es nicht. Die Aufrührer ſelbſt kennen nicht ſeinen Namen und Stand. Den Pfaffen mag er ſich wohl offenbart haben. Wir fingen geſtern Nachts einen Schuſter, der ſich betrunken hatte und zu nahe an unſere Verſchanzung herantaumelte. Dem goſſen wir einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf, daß er ſich ausnüchterte, jagten ihm mit vorgehaltenen Spießen großen Schreck ein und fragten ihn aus. Da hat er gebeichtet, was er wußte. Das war nicht viel, aber es kam doch heraus, daß der Herr Hochmeiſter ihnen den Einäugigen geſchickt und durch ihn das Stadtregiment für ewige Zeiten verſprochen hätte, wenn ſie wieder den Orden als Oberherrn aufnehmen wollten. Er hätte ihnen zugeſichert, ſie ſollten von allen Bußen für den Abfall freibleiben, die Forderungen der Soldhauptleute beider Teile aber den reichen Kaufleuten allein zu berichtigen aufgegeben werden; die Herren ſollten von Haus und Hof kommen, beſonders die im Rat geſeſſen. Darnach ſollte wieder die alte gute Zeit zurückkehren und die Teuerung aufhören und niemand unbillig beſteuert werden. Deshalb täten ſie ſich ſelbſt den beſten Dienſt, wenn ſie dem Herrn Hochmeiſter die Tore öffneten.“

„Und das ſei auch beſchloſſen worden —?“ fragte der Alte in fieberhafter Erregung, ſich mit dem Sacktuch die Stirn trocknend.

„Das wußte er nicht,“ antwortete Joſt; „er gehört nicht zu den Vierundzwanzig. Aber es iſt wohl anzunehmen. Wir haben auch von der Dachluke des Turmes aus ſehen können, daß ſie Boten aus den Toren ausgelaſſen haben. Sind die Hauptleute ihnen willig, ſo gewinnen ſie die Stadt ohne Schwertſtreich. Denn die Aufrührer haben die Schlüſſel zu allen Zugängen in Händen."

„Und der König zögert —?"

„Rutger von Birken hat einen dringenden Brief an ihn geſchrieben und durch einen treuen Mann verſendet. Auch einen zweiten an den Hauptmann von Dybow, der es mit ſeinem Heerhaufen am wenigſten weit hat. Das iſt mit mehrerer Ratsherren Bewilligung geſchehen, die er trotz der Straßenſperre hat befragen können. Es iſt ihnen bedenklich genug geweſen, ſich von den Polen helfen zu laſſen, aber in dieſer Not kein anderer Weg geblieben."

„Ja, ja," klagte Tileman, „die Polen tun nichts umſonſt. Wir haben dem König ſchon ſo viel Recht eingeräumt auf mündliche Verſprechungen, die eitel Wind ſind, wenn wir ihn nicht zwingen können uns Wort zu halten. Er vertröſtet uns wegen der Verſchreibungen von einer Zeit zur andern. Erſt ſoll die Marienburg in ſeinem Beſitz und der Orden ganz niedergeworfen ſein. Es verlautet aber aus ſeiner höfiſchen Umgebung, daß man mit allerhand Falſchheit umgeht und den Orden nicht fallen laſſen will, wenn er bereit iſt, den König als Lehnsherrn anzunehmen. Dann ſoll ihm wieder das ganze Land Preußen untertänig werden und der Bund geopfert ſein. Ich weiß nicht, wie weit dieſer Plan gediehen iſt, aber daran kann kein Zweifel ſein, daß man ihm ernſtlich nachgehen wird, wenn Thorn und Danzig dem Orden zufallen. Das will ich nicht überleben."

„Wir können das Rathaus eine Weile verteidigen, Vater," ſagte Joſt nach einigem Bedenken. „Rückt das

Ordensheer an, ſo iſt meine Abſicht, unſere Leute durch den unterirdiſchen Gang dorthin zu führen, den Hof zu beſetzen und die Türen zu verrammeln. Kommen dann die Polen nicht zu ſpät, ſo kann es dem Rat nützlich ſein, wenn er das Haus in ſeiner Gewalt hat. Dafür will ich gern mein Blut vergießen.“

Tileman reichte ihm die feuchtkalte Hand. „Gott wolle mir ſolches Leid erſparen,“ ſagte er. „Tu' aber, was deine Pflicht iſt. Wir müſſen alle unſere Kraft zum Äußerſten anſpannen, drohendes Unheil abzuwenden.“

Joſt hüllte ſich in einen langen und weiten Mantel und verließ das Haus durch eine Hinterpforte.

Bei den Franziskanern ließ es Boppo an Rührigkeit nicht fehlen, der Bürgerausſchuß ſtellte ſich ganz zu ſeiner Verfügung und gab ihm Vollmacht zu Gunſten des Ordens zu handeln. Die guten Leute glaubten, was er ihnen ſagte, und hatten jetzt auch ſchon keine andere Wahl, als auf des Ordens günſtigen Stern zu hoffen. So weit hatten die meiſten kaum gehen wollen; nur die Aufnahme von Vertretern der Zünfte in den Rat ſtrebten ſie an, um zu hindern, daß der ſchwerſte Teil der Steuern, wie üblich, auf ihre Schultern gewälzt würde. Nun war kein Halt mehr geweſen, nachdem der Aufruhr jede friedliche Verſtändigung mit dem Rat unmöglich gemacht. Sie wußten, daß ſie ſiegen müßten, wenn ſie nicht als Beſiegte ſchwere Strafe erleiden wollten. So war jetzt die Parole ausgegeben: „Wie die Schlöſſer des Ordens alle an einem Tage geſtürmt worden, ſo würden jetzt die großen Städte auf einen Tag ihre Ratsherren fangen und erſchlagen und darauf die Kreuzherren einlaſſen!“ Das war ein Satz, der ſich leicht dem Gedächtnis einprägte und glatt vom Munde ging. Er wurde denn auch in allen Baderſtuben und Weinkellern und Geſellenherbergen tapfer wiederholt. Nun erinnerten ſich die Maurer, Zimmerleute und Dachdecker mit Seufzen, wie ſie ſelbſt den Rat geholfen, das Schloß zu brechen, und mancher ſagte, es ſei ihm ſchon damals geweſen, als hätt' eine unſichtbare Hand ihn zurückhalten wollen. Eine rechte Schande ſei es für die deutſche Stadt, ſich mit dem polniſchen Geſindel eingelaſſen zu haben. Sie redeten ſich in rechte Wut. Wie die Ratsherren der großen Städte Verrat geübt hätten, gerade ſo müßte ihnen nun auch vergolten werden.

Die Vierundzwanzig ließen deshalb Briefe an die Gemeinen von Danzig und Elbing ſchreiben, ſie ſollten ihrem Beiſpiel folgen. Pfarrer Andreas war der Schreiber. Der Einäugige ſetzte ſich aber auch mit den Ordenshauptleuten in Neumark in Verbindung und beſchwor ſie eiligſt aufzubrechen und die Stadt einzunehmen. Sie machten auch Zuſagen, zögerten aber, da ſie den Nachrichten noch nicht recht trauten und ſich den Vorteil nach der andern Seite nicht verſchlagen wollten, wenn der Rat doch die Oberhand behielte. Vielleicht war die Stadt leicht zu nehmen, aber ſchwer zu behaupten. Oſtra wurde von Tage zu Tage ungeduldiger. Er entſchloß ſich endlich, ſo ſchwer es ihn ankam, an den Spittler Heinrich von Plauen ſchreiben und ihn um ſeine ſchleunige Einwirkung bitten zu laſſen. Den Hochmeiſter wollte er durch einen Brief, der leicht aufgefangen werden konnte, nicht der Gefahr ausſetzen, des Einverſtändniſſes mit den Aufwieglern bezichtigt zu werden. Mit den Handwerkern die Stadt gegen die königlichen Truppen zu halten, konnte ſchwerlich gelingen. Es war die höchſte Zeit, daß er waffenkundige Mannſchaft zur Unterſtützung des Aufſtandes erhielt.

Da ereignete ſich etwas, das kein Teil hatte vorherſehen können. Zwei Danziger Kaufleute und Ratsherren, Cord von Dalen und Heinrich von Staden hatten, ehe noch die Unruhen in Danzig ausbrachen, mehrere Kähne mit Waren für Polen befrachtet und die Weichſel aufwärts geführt. Wie es in Kriegszeiten auch ſonſt üblich war, und weil die Kähne an einigen noch vom Orden beſetzten Städten vorüber mußten, hatten ſie zur Sicherung des ſehr wertvollen Transports fünfhundert Söldner mitgenommen. Nun landeten ſie bei Thorn, ſchifften die Güter aus, die demnächſt auf anderen Fahrzeugen weiter befördert werden ſollten, und ſetzten auch die Söldner ans Land, die wohl oder übel in der Stadt geherbergt werden mußten. Den Thorner Ratsherren wuchs der Mut, ſo daß ſie ſich wieder auf den Straßen zeigten, und Joſt vom Wege durfte nicht mehr befürchten, ſeinen Verteidigungsposten aufgeben zu müſſen. Die Gemeine aber mußte ſich tröſten, die gefährlichen Gäſte wären nicht zahlreich genug, etwas Feindliches gegen ſie unternehmen zu können, ſo lange die Zünfte einig zuſammen ſtänden.

Der Einäugige, dem dieſer Zwiſchenfall ſehr verdrießlich war, ſendete ſofort Götze Rubit nach Neumark ab, ließ den Ordenshauptleuten wegen ihres Zögerns Vorwürfe machen und bat ſie dringend ihren Anmarſch zu beſchleunigen. Sie wollten eben, auch vom Spittler gedrängt, mit ihren Leuten aufbrechen. Auf die Kunde von dem Vorgefallenen wurden ſie wieder ſtutzig und ließen abſatteln. Sie traten in Beratung und beſchieden dann Rubit dahin, die Thorner ſollten ſehen, wie ſie erſt wieder die fremde Beſatzung los würden; ſie ſelbſt ſeien zu ſchwach, ſich auf einen Kampf einzulaſſen und wollten nicht von den Feinden in die Mitte genommen ſein.

Dieſe Ablehnung brachte Oſtra in die ſchlimmſte Verlegenheit. Er verſammelte die Vierundzwanzig und ermahnte ſie dringend, die fremden Söldner aus der Stadt zu weiſen und im Notfall mit Gewalt zu entfernen; jede verſäumte Stunde verdoppele die Gefahr. Jetzt hätten ſie es mit Fünfhundert zu tun, bald mit ſo viel Tauſenden, wenn ſie die Königlichen herankommen ließen. Zugleich müſſe die Hoffnung auf Entſatz ſchwinden. Viele waren aber zaghaft geworden, andere hatten ganz den Kopf verloren. Die Mehrheit konnte ſich nicht entſchließen, die Feindſeligkeiten gegen die gutbewaffneten Söldner zu beginnen. „Ihr Toren,“ rief ihnen der Ritter zu, „ſeht ihr denn nicht, daß ihr für euer Leben fechten müßt? Laßt den Rat über euch kommen und ſeine Rache wird furchtbar ſein.“ Der Schmied Klinger trat ihm bei und gewann auch einige andere. Die meiſten aber wurden nun erſt recht ſcheu und ſchloſſen ſich dem Krämer Tobias Groß an, der vorſchlug es mit einer Liſt zu verſuchen.

Sie war allzu durchſichtig. Es wurde vorgegeben, die Gemeine wolle ſich mit dem Rat verſtändigen, wobei die fremden Gäſte die Vermittelung übernehmen ſollten. Die beiden Danziger Ratsherren und die anderen Danziger Kaufleute, die mit ihnen gekommen waren, ſowie die fünfhundert Söldner wurden deshalb zu nächſtem Morgen auf die Schiffbrücke beſtellt; dort wollten ſie mit ihnen ratſchlagen. Sie hatten ſich's ſo ausgedacht, daß ſie dann eiligſt hinter ihnen die Stadttore ſchließen und ſie ausſperren würden. Das geſamte Danziger Gut wollten ſie in Beſchlag nehmen und damit die Ordenshauptleute, wenn ſie von der andern Seite einrückten, befriedigen. Kaum aber hatte Tileman vom Wege von dieſer ſonderbaren Ladung Kenntnis erlangt, als er, ſo krank er war, ſein Haus verließ, die Danziger aufſuchte und ſie nachdrücklich warnte. Auf ſeinen Rat ſchützten ſie vor, am andern Tage bei ihren Gütern zu ſehr beſchäftigt zu ſein und brachten den Sonntag für die Beratung in Vorſchlag. Die Handwerker mußten ſich dabei beruhigen.

Wieder gingen Eilboten nach Polen ab und trafen Stanislaus von Oſtrorog, Woywoden von Kaliſch, den

König Kaſimir ſchickte, ſchon unterwegs. Der Hauptmann von Dybow, Koscieletz, verſtärkte mit ſeiner Mannſchaft das Heer. Auch die Kulmer ſchickten hundert Trabanten, die nachts in die Stadt einrückten, nachdem Joſt vom Wege mit ſeinen Leuten das Tor von innen beſetzt hatte. Am Morgen ſah die überraſchte Gemeine ihre Sache völlig verloren. Die fünfhundert Danziger Söldner beſetzten den Markt und das nach der Weichſel führende Sigler Tor, die Trabanten das gegenüberliegende Kulmer Tor, durch welches ſie eingezogen waren, die Thorner Söldner ſperrten die Zugänge nach der Neuſtadt ab. Ungehindert rückten die Polen dort vor. So von allen Seiten eingeſchloſſen wagten die Bürger keinen Widerſtand. Ein furchtbarer Schrecken bemächtigte ſich ihrer; ſie warfen die Waffen fort und ſuchten in den Kirchen Schutz oder verſteckten ſich in ihren Häuſern.

Und nun begann in der Alt- und Neuſtadt ein wahres Keſſeltreiben der ehrſamen Meiſter aller Gewerke, die ſich rebelliſch gegen den Rat als ihre verordnete Obrigkeit aufgelehnt hatten, und ihre mitbeteiligten Geſellen. Während die Polen alle Tore und Pforten verſtellten und keinen durchließen, der nicht einen Zettel aus der Ratsſtube vorzeigte, durchzogen die Trabanten rottenweiſe die Straßen, drangen in die Kramläden und Handwerkerhäuſer ein, ſperrten die Türen zu den Kirchhöfen und drohten den Eingeſchloſſenen, ſie durch Hunger zur Ergebung zu nötigen. Wen ſie erwiſchten, der wurde mit Stricken gebunden und nach den Torwachen gebracht oder in die Keller des Rathauſes geworfen. Dabei läuteten alle Glocken von den Kirchtürmen, als ob ein großes Feſt angekündigt würde. Genau ſo hatten es die Herren Bürgermeiſter beſchloſſen, die ſogleich im Rathauſe den Rat feierlich verſammelten und zu Gericht ſitzen ließen. Es wurde beſchloſſen, daß die Sitzung nicht unterbrochen werden ſollte, bis die Ordnung vollſtändig wiederhergeſtellt worden.

Die Namen der Vierundzwanzig waren bekannt; nach ihnen ſollte vor allem gefahndet werden. Dann kamen die Gefangenen, wie ſie eingeliefert wurden, ins Verhör und wurden unter Androhung der Tortur nach den übrigen Anführern ausgefragt. Bald füllte ſich die Liſte der Proſkribierten. Die Franziskaner mußten Joſt vom Wege und ſeinen Leuten ihr Kloſter öffnen. Alle Zellen wurden durchſucht, ſelbſt die Dachkammern durchſtöbert. Es war auf den Einäugigen und Götze Rubit abgeſehen. Sie hatten ſich aber mit einigen Mitgliedern des Ausſchuſſes, die zur Nacht bei ihnen waren, rechtzeitig über die Mauer flüchten können. Pfarrer Andreas ſteckte in einer Kutte, wurde erkannt und ins Gefängnis abgeführt. Bald ſaßen mehr als hundert von den Aufrührern hinter Schloß und Riegel. Alle feſten Gelaſſe in den Türmen waren gefüllt.

Nun zogen Scharen von Weibern und Kindern vor das Rathaus, lamentierten kläglich und flehten um Gnade. Die Gemeine wollte ſich unterwerfen. Aber ſie erlangten nur ſo viel, daß vorläufig von weiterer Aufhebung der Schuldigen Abſtand genommen wurde. Niemand ſollte ſich aus den Häuſern rühren bis auf des Rats fernere Weiſung. Die Bittenden wurden durch die Söldner vom Markt vertrieben. An die Polen ging eine Deputation von Ratsherren ab, den Woywoden Stanislaus von Oſtrorog und den Hauptmann Koscieletz aufs Haus einzuladen. Dort begrüßte Rutger von Birken ſie mit feierlicher Anrede und ſagte ihnen der Stadt Dank; ein würdiges Geſchenk behalte man ſich vor. Den größten Dienſt freilich hätten ſie ihrem König geleiſtet, dem der Verluſt von Thorn der Verluſt des Landes geweſen wäre; von ihm dürften ſie daher den reichſten Lohn erwarten. Am Schluß deutete er an, daß der

Rat, wie ſie ſich überzeugt hätten, wieder völlig Herr der Stadt ſei und ihrer Unterſtützung innerhalb der Mauern nicht weiter bedürfe, bäte ſie daher zur Vorbeugung neuer Unruhen ihre Truppen zurückzuziehen und vor der Stadt ins Lager zu bringen. Den Ratsherren ſchien es kaum eine geringere Gefahr, wenn die Stadt von dem Kriegsvolk des Königs beſetzt war, als wenn die Gemeine darin die Herrſchaft hatte. Sie meinten ſich nicht ſchnell genug dieſer Gäſte entledigen zu können, die man ſich wahrlich nur in der höchſten Not einzuladen entſchloſſen gehabt.

Darauf begann die Beratung, was mit den Gefangenen geſchehen ſolle. Johann Ruß, bereits der zwölfte aus der Familie im Rat und deshalb hoch angeſehen, Bertram von Allen, Johann Ronnenberg und die drei kürzlich zum erſten Mal aus der Neuſtadt in den gemeinſamen Rat gekürten, Peter Roger, Hans Gloger und Barthel Stolle ſprachen ſich dafür aus, Milde walten zu laſſen. Es ſei eine Zeit, in der alle gewohnte Ordnung erſchüttert worden und niemand wiſſe, was der kommende Tag bringen werde. Wer Sieger bleibe, der habe Recht. „Es iſt keiner von uns,“ ſagte Bertram von Allen, „deſſen Gewiſſen ſich nicht ſchwer belaſtet zeigte, wenn ihm ein Prieſter des Ordens die Beichte abnähme, und in des Papſtes Augen, der uns gebannt hat, ſind wir nicht minder ſtraffällig. Laſſet uns billig erwägen, daß dieſe armen Leute gegen den Orden keine Klage gehabt haben außer über die ſchlechte Münze, die er doch zum wenigſten verſchuldete, und durch uns zum Abfall gebracht ſind ohne ihre beſondere Einwilligung, daß ſie auch des langen Krieges drückendſte Laſten getragen und geringſten Vorteil geerntet haben. Vielleicht wäre ſolcher Verwirrung vorgebeugt worden, wenn wir rechtzeitig einige von ihren Älterleuten in den Rat aufgenommen hätten. Nun wollen wir es ihnen nicht ſo ſchwer verargen, daß ſie von Mißtrauen gegen uns erfüllt waren und gegen Ausbeutung geſichert ſein wollten. Sind ſie nun gewaltſam zum Gehorſam zurückgebracht, ſo werden ſie uns die Milde danken, mit der wir ihnen den Fehl verzeihen, und fortan treu zu uns halten. Andernfalls aber wird ein Groll in ihrem Herzen bleiben und ſich ein ander Mal vielleicht noch ſchreckhafter entladen. Alſo ſtimme ich für ernſtliche Vermahnung und Freilaſſung der Schuldigen."

„Ihr vergeßt," entgegnete Rutger von Birken, „daß dieſe Leute ſich nicht nur wider ihre Obrigkeit geſetzt haben, um Teil am Stadtregiment zu gewinnen, ſondern räuberiſcher Gewalt und des Hochverrats ſchuldig ſind, indem ſie ſich dem Orden ergaben. Es müßte den Herrn König ſicherlich Wunder nehmen, wenn wir ſolche Frevel gering achteten."

„Sie ſind nicht ſo ſehr von der Gemeine begangen," ſuchte Johann Ruß zu entſchuldigen, „als von einzelnen loſen Buben und ſchlechten Schelmen. Was die am wilden Aufruhr verbrochen haben, mag man billig den ruhigen Bürgern nicht zur Laſt legen. Sind ſie hinterher vom Sturm mitgeriſſen, ſo wiſſen wir alle, daß dem ſchwer zu widerſtehen iſt. Der Plan aber, ſich dem Orden zuzuwenden, iſt ihnen von fremden Anſtiftern eingegeben, die doch leider der Strafe durch die Flucht entgangen ſind. Laſſet ſie uns als Verführte behandeln, die wir verſöhnen wollen. Denn wir haben, wie mich dünkt, noch viel zu tun, und können ihrer Hilfe nicht entbehren."

Dem ſtimmten die Neuſtädter Herren vielleicht allzu eifrig zu. Deshalb ſagte Albrecht Damm, der Tileman vom Wege rot werden ſah: „Allzu ſcharf macht ſchartig, aber allzu ſtumpf ſchneidet ins eigene Fleiſch. So iſt meine Meinung, daß wir die ſchuldigen Anführer auswählen und richten nach der Gerechtigkeit, die anderen aber laufen laſſen. So ſehen ſie unſere Strenge und Milde zugleich.“

„Abgehört und gerichtet müſſen ſie alle werden,“ ſprach Johann Ziegenhals ein, „da ſie auf friſcher Tat betroffen und gefangen ſind. Ob wir hinterher Gnade walten laſſen, ſteht bei uns. Auf Aufruhr und Gewalttat gegen die Obrigkeit ſteht der Tod!“

„Es ſind ihrer zu viele,“ meinte Ronnenberg, „wir können mit ihnen nicht ins Gericht gehen, es wird ein zu groß Geſchrei. Verurteilen wir ſie, ſo können wir ſie nicht hindern an den König zu appellieren, und er wird die Sache aus dem Lande ziehen, weil die heimiſchen Gerichte Partei ſind, das darf um vieler Urſachen wegen nicht ſein. Und warum ſollen auch gerade dieſe hundert und etliche büßen, die gefangen ſind. Es iſt nicht einer in der Bürgerſchaft, der nicht ſchuldig wäre wie ſie. Wir müßten denn die ganze Gemeine auf die Anklagebank ſetzen.“

„Bringen wir die vier auf den Block,“ ſchlug Berniger vor, „die ſich zuerſt von der Gemeine haben wählen laſſen, und ein paar von denen, die in die Acciſebude eingebrochen ſind und die Bücher vernichtet haben, ſo iſt ein heilſames Exempel ſtatuiert, und die andern, die wir laufen laſſen, werden uns danken.“

Nun ſtand Tileman vom Wege auf, ſtemmte die rechte Hand auf den Tiſch und ſah mit flammenden Blicken im Kreiſe herum. „Wozu ratet ihr Herren da?“ rief er. „Sitz’ ich im Rat der Stadt Thorn, der durch Gewalt entrechtet war und nach Niederwerfung der Gegner wieder von ſeinem Hauſe Beſitz genommen hat, oder in einer Verſammlung von Weiblein, die das Herz auf der Zunge haben? Ihr Herren, ihr Herren! gedenket des doppelten Eides, den ihr der Stadt und dem König geleiſtet, das ſind nicht gute, ſondern recht törichte Worte. Ein Körnlein Wahrheit iſt wohl in allen, aber es iſt in die unrechte Bütte gefallen und wird ausgeſchüttet werden mit der Spreu. Sprecht ihr von Milde und Gnade? Aber wenn die Gemeine geſiegt hätte und morgen wär' das Ordensheer eingezogen in die Stadt — was wär' uns dann geſchehen? Sie hätten uns aus unſern Häuſern gezogen und auf den Markt geſchleppt und den Kopf abgeſchlagen, wie ſie gedroht. Ja, den Kopf abgeſchlagen, und hätt' keiner feſt genug auf ſeinem Rumpf geſeſſen. Und nun ſind wir die Sieger. Was ſoll's mit der Verletzung des Geſetzes und Ahndung ſtrafbarer Tat? Wir ſind in einem Kampf begriffen geweſen, von dem die Rechtsbücher nichts wiſſen und wiſſen können. Und das war die letzte Frage, wer ſoll herrſchen? Wer ſoll herrſchen in der Stadt — der Rat oder die Zünfte? Und wer ſoll herrſchen im Lande — der König oder der Orden? Wie wollt ihr ſie entſcheiden nach der Gerechtigkeit? Der Mächtige herrſcht, der Schwächere dient. Was Verhör! Was ſollen ſie euch ſagen, das Ihr nicht ſchon wißt, es wär' euch denn darum zu tun, auf der Angeber Beſchuldigung die Gefängniſſe noch mehr zu füllen. Was Gericht! Wer ſind die Richter? Wir. Und wir ſind die Sieger. Wir können nicht Recht ſprechen in eigener Sache, unſer Spruch wär' ein Hohn der Gerechtigkeit. Aber wir wollen ihnen tun, was ſie uns tun wollten —: Kopf ab!"

„Ohne Verhör — ohne Gericht — ohne Urteil — alle — ?" ſchrieen die Ratsherren durcheinander. „Das kann nicht ſein — das darf nicht ſein . . ."

„Kopf ab!" wiederholte Tileman mit eiſerner Ruhe, aber noch ſchärferem Ton. Das Wort fiel ſelbſt wie ein geſchliffenes Beil nieder. „Wen wollt ihr ausſuchen? Sie ſind alle gleich ſchuldig, und noch Tauſende ſind ſchuldig wie ſie. Es iſt wie in der Kriegsſchlacht: dieſe Vorderen erliegen des Gegners Schwert und die

Anderen retten das Leben. Wer die Würfel wirft — wir wiſſen es nicht. So ſind dieſe hundert im Kampf niedergeworfen und gefangen. Kopf ab! Die Anderen mögen unbehelligt ſein.“

Selbſt Rutger von Birken durchlief es kalt. „Es iſt zu viel Blut,“ murmelte er. „Loſen wir den zehnten — oder den fünften — — oder den dritten Mann aus.“ Er hoffte, der Freund würde endlich zuſtimmend nicken. Aber es geſchah nicht. „Begnügt Euch mit der Hälfte!“

Tileman zuckte die Schulter. Die Stirn über den Augenknochen wulſtete ſich; die Falten ſchienen ſich zu vereinen oder von da auszuſtrahlen. Er war ſchrecklich anzuſehen. „Fordere ich ihre Köpfe für mich?“ fragte er. „Mich ſelbſt hat kein einziger beleidigt — auch der nicht, deſſen Meſſer ich dieſe Armwunde verdanke. Es iſt ihm verziehen. Aber wofür leben wir, wofür ſtreiten wir? Wenn wir nicht überzeugt ſind für die Jahrhunderte zu bauen, was ſoll dieſes Puppenſpiel? Wir bauen für die Jahrhunderte, und das iſt unſere Vollmacht für die Stunde. Wir haben dem Orden abgeſagt, und nie wieder ſoll unſer Nacken ſich beugen vor dem ſchwarzen Kreuz auf eines Ritters Gewand. Wir haben dem König geſchworen, und nie wieder ſoll ein anderer unſer Herr ſein, als der unſere Freiheiten achtet. Wir haben in den großen Städten das Regiment beim Rat, und nie darf es abgetreten werden an die Gemeinen. Darum muß dieſer Verſuch, die Ordnung der Dinge umzukehren, der erſte und letzte geweſen ſein. Fallen jetzt unbarmherzig die hundert Köpfe, ſo wird dieſes blutige Schauſpiel in Thorn ſich nie wiederholen dürfen — nie! Aber zeigt euch jetzt ſchwach, und eure Kinder und Enkel werden euch fluchen. Denn der Kampf wird ſich fortſetzen und unabläſſig Blut heiſchen und das ganze Land verderben. Das ſagt euch Tileman vom Wege!“

Dieſe Rede erſchütterte alle Hörer. Noch nie hatte er ſo ſcharf und wuchtig zugleich geſprochen. Es war als ob Feuer von ſeinem Munde ausging und ihnen ins Gewiſſen brannte. Mehrere, die zur Milde geraten hatten, kamen ſich wie Feiglinge vor, die in einem Verſteck ertappt waren. Rutger von Birken, der den Vorſitz hatte, ſah auf die Liſte der Gefangenen hinab und lächelte verlegen. Manches von dem, was Tileman mit der ihm eigenen Sicherheit als unumſtößliche Wahrheit hingeſtellt hatte, ſchien ihm anfechtbar; wenn er aber ſeinen Geſichtspunkt gelten ließ, war es ſehr töricht, um dies und das mit Worten zu fechten.

Zuerſt ſtimmte der Ratsherr Toydenkoß zu, der bisher geſchwiegen hatte. Seine Nachbarn ſchloſſen ſich lebhaft an. „Wir müſſen aufgeräumt haben, ehe der König kommt oder auch nur von Krakau aus Einſpruch erheben kann,“ ſagte der eine, und der andere fügte hinzu: „Wir müſſen denen in Danzig einen Schrecken einjagen, dann ergeben ſie ſich ohne Widerſtand. Wäre die Gemeine dort ſiegreich, ſo würden wir bald den Rückſchlag fühlen.“ Nun traten nach und nach auch die übrigen bei, einige mit Entſchuldigungen, daß ſie eine ſo klare Sache nicht ſogleich richtig erfaßt hätten. Die Neuſtädter Herren überlegten, daß ſie leicht in Verdacht der Begünſtigung des Aufſtandes kommen könnten, wenn ſie gegen die Exekution Einſpruch erhöben, und ſchwiegen. Sie ließen ſich überſtimmen.

Und ſo wurde denn am andern Morgen die geſamte Bürgerſchaft vor das Altſtädtiſche Rathaus berufen, dem Schrecknis zuzuſchauen. Die Söldner umſtellten den Platz. Ihre Führer waren angewieſen, ſofort ſcharf einzuhauen, falls ſich eine Bewegung zu Gunſten der Delinquenten merkbar machen ſollte. Die Gefängniſſe wurden entleert. Es zeigte ſich, daß ein Teil der Gefangenen in der allgemeinen Verwirrung entſprungen war. Für einige andere, die angeſehene Freunde hatten, wurde unter der Hand Bürgſchaft angenommen und Aufſchub gewährt. Aber die Mehrzahl kam gebunden und von den Stadtknechten herangetrieben auf den Platz. Es war in der Eile nicht einmal ein Gerüſt errichtet, ſondern der Block auf das Pflaſter geſtellt. Zweiundſiebzig Mal fiel des Scharfrichters Beil und rollte ein Kopf über die Steine. Weithin ſpritzte das Blut und ſammelte ſich um den Block zu einer dunklen Lache, die von Zeit zu Zeit mit Sand überſtreut wurde. Stundenlang dauerte die entſetzliche Blutarbeit.

Die Bürgerſchaft ſtand wie erſtarrt von Schrecken; ſie begriff, daß der Rat ſeine Rache nahm, und wagte nicht einmal mehr eine Bitte für die Opfer. Nur ein leiſes Seufzen und Wehklagen ging mitunter durch die Maſſen. Die Blicke richteten ſich ſcheu nach den geöffneten Fenſtern des Rathauſes, hinter denen Bürgermeiſter, Ratmannen und Schöppen in ihren Amtsmänteln ſtanden, ob nicht dem Scharfrichter von da ein Wink kommen werde, endlich Einhalt zu tun. Aber das erhoffte Zeichen wurde nicht gegeben. Immer wieder blitzte das Beil durch die Luft und ſchlug ächzend in den Klotz. Zweiundſiebzig Mal!

Erſt als der letzte Kopf gefallen war, trat Tileman vom Wege aus dem Fenſter zurück. Nicht triumphierend, ſondern mit traurigen Mienen und ſtarrem Blick ſah er auf das blutige Schauſpiel hinab. Für jeden der Gerichteten ſprach er leiſe ein Vaterunſer. Zu ſeinem Sohne, der als Stadthauptmann bei den Ratsherren ſtand, aber ſich, von Grauſen erfaßt, meiſt im Hintergrunde des Saales gehalten hatte, ſagte er ſeufzend: „Es iſt vollbracht. Möchteſt Du nie mehr ſo Entſetzliches erleben! Vergiß aber nie, daß Du Zeuge warſt, wie der Thorner Rat ſeine Pflicht gegen den Bund und gegen den König erfüllte. Jetzt wird die Marienburg unſer ſein!“ Joſt wandte ſich ſchaudernd ab. Zum erſten Mal empfand er unbeſiegliche Scheu vor des Vaters herzloſer Strenge.

Die Zünfte ſchickten ihre Älterleute aufs Rathaus, ihre volle Unterwerfung zu verſichern und demütig Verzeihung des Geſchehenen zu erbitten. Nie wieder würden ſie ſich betören laſſen, des Ordens Herrſchaft zurückzuſehnen, oder das Regiment anzutaſten. Willig würden ſie zahlen, was ausgeſchrieben werde, und den Schaden erſetzen. So wurden ſie zu Gnaden angenommen.

König Kaſimir, als er Kunde von dieſem Blutgericht erhielt, war über der Thorner allzuſchnelles Verfahren ſehr ungehalten und ließ ſeinem Dankſchreiben wegen Bewahrung des Eides auch einen leiſen Tadel einfließen. „Doch ſchmerzt uns die Vergießung menſchlichen Blutes. Wir zweifeln freilich nicht, daß es gerecht vergoſſen iſt, hätten aber lieber gehört, daß es eines ſolchen Strafgerichts nicht bedurfte und die Sache auf anderem guten Wege in Ordnung gebracht wäre.“ Die Ratsherren wußten zwiſchen den Zeilen zu leſen, worüber ſich der König beſchweren wollte: es verdroß ihn, daß die Stadt ſo ſelbſtändig gehandelt.

„Dieſes Schreiben iſt unſere beſte Rechtfertigung,“ raunte Tileman vom Wege dem Bürgermeiſter Rutger von Birken zu. „Der Herr König wird ſich daran gewöhnen müſſen, nicht gefragt zu werden, wenn wir uns die Antwort ſelbſt geben können.“

„Wer wird das letzte Wort mit den böhmiſchen Hauptleuten ſprechen?“ fragte Birken.

„Schickt mich nach Marienburg, wenn es ſo weit iſt,“ entgegnete Tileman. „Es gelüſtet mich, bei der Übergabe zugegen zu ſein. Ich hoffe, der König wird jetzt nicht länger Bedenken haben, uns ſein Heer zuzuführen, und mit einem letzten Schlage dem Orden den Garaus zu machen. Damit er um ſo beſſer gelinge, wollen wir unſere Truppen ins Ermland vorſchieben und gleichſam einen Riegel vor die Tür legen, daß man ihm nicht von Norden her Entſatz bringen könne. Mein Sohn ſoll ſich da die Sporen verdienen. Ich hoffe, der Herr König wird den Dank nicht vergeſſen, wenn wir Thorner künftig mit ihm abrechnen.“

Viertes Kapitel.

Unverhofftes Wiederſehen.

An einem wenig freundlichen Frühlingstage bewegte ſich ein Trupp von mehreren hundert Reitern und Fußſoldaten durch den dichten Wald hinter Heilsberg. Sie marſchierten nicht in guter Ordnung, ſondern hatten ihre Rotten aufgelöſt, da der ſchmale, ſich zwiſchen den alten Baumſtämmen durchwindende Fahrweg von dem letzten Gewitterregen völlig durchweicht war, auch an den ſandigeren Stellen immer nur einer kleinen Zahl von Bewaffneten Raum bot. Jeder ſah, wie er auf und neben dem Wege am beſten vorwärts kam. Reiſige und Fußvolk wechſelten mit einander ab. Die Fähnlein waren aufgerollt und wurden wie Stangen lang auf der Schulter getragen. So trugen die Fußgänger auch ihre Spieße, um nicht bei jedem Schritt an die tiefhängenden Baumäſte anzuſtoßen. In einiger Entfernung rechts oder links ritt oder ging wohl auch einer allein auf der Suche nach einem haltbaren Fußſteg. Das Laub war noch wenig entwickelt und geſtattete ziemlich weithin den freien Durchblick. Dem Trupp folgten Bagagewagen, die meiſten mit Bauernpferden beſpannt, die unbarmherzig abgepeitſcht wurden, wenn die Räder im Schlamm ſtecken blieben. Auf den Fuhrwerken ſaßen einige Hakenſchützen; ſie hatten ihre langen eiſernen Rohre und das Geſtell zum Auflegen neben ſich. Auch ein ſchweres Geſchütz wurde auf mehreren verbundenen Achſen nachgefahren. Die Mannſchaft ging nebenbei und half gelegentlich nach, wenn das Gefährt über Baumwurzeln und Steinen ins Schwanken kam. Entſtand hier ein Aufenthalt oder reckte der Zug ſich zu weit aus, ſo gab der Trompeter, der neben dem Hauptmann ritt, den Vorderſten ein Zeichen zu halten. Die ganze Maſſe bewegte ſich ſo nur langſam weiter.

Der Hauptmann war Joſt vom Wege. Er ritt ein ſchönes Pferd, einen Rappen, dem man's aber anſah, daß ihm ſchon ſeit Wochen die rechte Pflege gefehlt hatte. Das Haar war ſtruppig, die Mähne ungekämmt, der Schweif mit einem Strick von Stroh aufgebunden. Er hatte die Blechhaube am Sattelknopf hängen und trug einen grauen breitrandigen Filzhut mit langwallender Feder. Ein kurzer Harniſch deckte ihm Bruſt und Rücken; zum Schutz der Schultern waren bewegliche Platten angeſchnallt. Darunter trug er ein Lederwams mit Schlitzen, durch die das rote Unterkleid ſichtbar wurde. Die gelben Stiefel waren hoch aufgezogen und über dem Knie mit Riemen befeſtigt. Die großen übergeſchnallten Sporen ſtarrten von Schmutz, der ſich auch in langen Spritzen am loſe umgehängten Filzmantel hinaufzog und ſogar das braune Geſicht getroffen hatte. Das Schwert war wagerecht aufgenommen. Am Leibgurt hing ein Dolch in künſtlich verzierter Scheide und eine Geldtaſche. Die ſchwerere Rüſtung wurde ihm zugleich mit dem Zelt und Tafelgeſchirr nachgefahren.

Man war offenbar gut unterrichtet, hier keinen Feind anzutreffen. Aus Biſchofſtein und Röſſel, in welcher Richtung die Reiſe ging, wagte ſich die ſchwache Beſatzung ſchwerlich vor, wenn ſie ſchon von dem Anmarſch der Bündiſchen Kenntnis hatte. Erſt darüber hinaus in der Gegend von Raſtenburg mußte man ſich darauf gefaßt halten, mit Kriegsvolk des Ordens zuſammen zu treffen.

Tileman vom Wege hatte ſeinen Sohn zum Anführer der Mannſchaft vorgeſchlagen, die auf ſeinen Rat ins Ermland abgeſchickt wurde, die biſchöflichen Beſitzungen in Beſchlag zu nehmen. Er hoffte ihn ſo dem König am beſten zu empfehlen. Nach Erledigung dieſes Auftrages und ſeiner eigenen Rückkehr von Marienburg ſollte dann in Thorn, womöglich in Gegenwart des Königs und der polniſchen Woywoden, die Hochzeit Joſt's mit Eva von Birken gefeiert werden. Joſt hatte dieſem Lieblingswunſch des Vaters nicht länger widerſprochen, obſchon die ſchöne Patriziertochter ſeinem Herzen nicht näher ſtand, als ſonſt eine junge und vornehme Thornerin. Es war ihm lieb, daß über ihn beſtimmt wurde, ſich ſelbſt zu entſchließen, fehlte ihm noch immer der rechte Antrieb. Er hatte in Warſchau, in Gent, auch in Thorn genug ſchöne Frauen geſehen, wohl auch die eine und andere vorübergehend ausgezeichnet und mit verliebten Anträgen verfolgt. Es war doch, als ob ſein Herz einer leidenſchaftlichen Erregung über den erſten Sinnesrauſch hinaus ganz unfähig geworden. Sollte er nun eine Ehe eingehen — und er ſah ein, daß dies wegen Sicherung des Gutes in der Familie am Ende unumgänglich — ſo konnte er am wenigſten gegen Eva von Birken etwas haben, die ihm früh ſchon zugedacht und auch wohlgeneigt war. Hatte ſie doch ſo manchen Freier abgewieſen! Vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ſie noch immer auf ſeine Werbung hoffte.

Es war ein ganz ſtattlicher Heerhaufe unter ſeinen Befehl geſtellt. Man mußte erwarten, daß der Orden ſich der Beſitznahme des Ermlandes widerſetzen werde, wenn er noch irgend eine Mannſchaft aufzubringen vermöchte. Der Biſchof Franziskus ſelbſt hatte freilich längſt ſeine Perſon in Sicherheit gebracht und in Breslau Aufenthalt genommen, von wo aus er auch ungeſtörter die Verbindung mit dem päpſtlichen Stuhl unterhalten und für den Orden tätig ſein konnte, dem er trotz aller Niederlagen ſeine Freundſchaft nicht entzog.

Joſt vom Wege hatte ohne ſchwere Mühe die Stadt Heilsberg eingenommen; die geängſtigten Bürger, die ihrem entflohenen Biſchof kein Heldenſtück ſchuldig zu ſein glaubten, öffneten ihm die Tore, nachdem einige Kugeln aus dem groben Geſchütz über die Mauern geflogen und in das Dach des Rathauſes eingeſchlagen waren. Aber das Schloß Heilsberg widerſtand. Der treue biſchöfliche Vogt wies die Aufforderung zur Übergabe zurück, ſo ſchwach er auch mit Mannſchaft verſehen war, und vertraute der Tiefe des Grabens und der Feſtigkeit der Mauer, gegen die Sturm zu laufen immerhin eine bedenkliche Aufgabe ſcheinen konnte. Joſt hatte denn auch, nachdem ein raſcher Angriff abgeſchlagen war, von regelrechter Belagerung Abſtand genommen und ſich begnügt, eine Beſatzung in der Stadt zurückzulaſſen und die zum Schloß gehörigen Wirtſchaftshöfe zu brandſchatzen. Er ſah voraus, daß der Vogt ſich am Ende doch ohne Kampf ergeben werde, wenn erſt die andern Schlöſſer genommen ſeien, und ſetzte deshalb ſeinen Marſch fort. Heute in der Frühe war ein am Rande des Waldes belegenes Beutnerdorf geplündert und gegen ſeinen Befehl in Brand geſteckt. Er hatte Mühe, das an Gewalttätigkeiten aller Art gewöhnte Kriegsvolk im ſchuldigen Gehorſam zu erhalten.

Er ritt ungefähr in der Mitte der weit verſtreuten Schar, eher etwas zurück, um beſſere Überſicht zu haben. In ſeiner Nähe befanden ſich einige Rottenführer, der Profoß und der Trompeter. Sein Fähnrich war ein Stück voraus, der Quartiermeiſter hinten beim Troß. Gegen Mittag wurde der Himmel heller; brach auch nicht die Sonne ſtrahlend vor, ſo zeichnete ſich doch ihre Scheibe deutlich in das Nebelgrau. Man hoffte einen freigelegenen, möglichſt trockenen Platz zu gewinnen, auf dem

Halt gemacht und abgekocht werden könnte. Die Feldküche hatte ſich in dem ausgeraubten Dorf mit einigen Hammeln, allerhand Geflügel und gekellerten Gemüſen verſehen. Auch trug mancher Kriegsknecht das Hühnchen, dem er den Hals abgedreht, oder Wurſt und Speck, die er aus einer Rauchkammer in Sicherheit gebracht, bevor das Strohdach in Flammen aufging, oben am Spieß über der Schulter. Mitunter hing daneben auch ein Topf mit Honig oder ein Schlauch mit Meth, und nicht ſchlechter hatten einige Reiter ſich verſorgt, indem ſie den Sattelknopf belaſteten. Doch mochte es nicht ſo ſicher ſein, daß die vorhandenen Lebensmittel ausreichen würden, denn gelegentlich wurde auch dem aufgeſcheuchten Wild nachgeſtellt.

Plötzlich entſtand an der Spitze des Zuges eine raſchere Bewegung. Man zeigte nach ſeitwärts in die Ferne, drängte vom Wege ab und rief einander zu. Die Zurückgebliebenen eilten nach und ſtimmten bald in das freudige Halloh ein. Der Fähnrich Hans Rogge hatte eine Umzäunung und dahinter ein Strohdach bemerkt. Dort gab es ſicher etwas zu plündern; auch mochte ſich der Hof zum Halteplatz gut eignen und darauf ein Brunnen anzutreffen ſein. So beſchleunigte er denn den Schritt ſeines Pferdes und hatte ſchon ein großes Gefolge hinter ſich, als er an dem geſchloſſenen Tor anlangte.

Man klopfte an dasſelbe mit den Spießſtangen und rief: „He — hollah — aufgemacht!“ Innen ſchlugen die Hunde an; man hörte die Ketten raſſeln. Eine Weile ſchien es ſo, als ob Niemand ſich melden wollte. Als das Klopfen heftiger wurde und das Geſchrei ſich vermehrte, tauchte hinter den Paliſaden der Kopf einer alten Magd auf, um gleich wieder zu verſchwinden. Er war mit lautem Gelächter begrüßt worden, und dasſelbe verſtärkte ſich beim ſchnellen Rückzuge. Da auch jetzt nicht geöffnet wurde, ſchlug man noch dreiſter gegen den Torflügel und ließ die Drohung hören, daß man ſich mit Gewalt den Zugang verſchaffen werde. Nun wurde der Oberkörper eines jungen Mädchens ſichtbar. Der Wind ſpielte mit dem goldblonden gekräuſelten Haar, das loſe um die Schultern hing. Die großen Augen blickten zornig herüber. „Was wollt Ihr?“

„Macht auf, ſchönes Kind,“ antwortete der Fähnrich. „Wir ſind Kriegsleute, wie Du ſiehſt, und hoffen auf gute Bewirtung.“

„Hier iſt keine Herberge.“

„Kann ſchon ſein. Aber wir nehmen's nicht ſo genau damit. Jedes Haus am Wege iſt uns recht. Aufgemacht, Jüngferchen!“

„Hier wohnt die Waldfrau! Wir laſſen niemand ein, als Kranke, die ihrer Hilfe bedürfen.“

„Das mögt Ihr ſonſt halten wie Ihr wollt. Diesmal müßt Ihr ſchon leiden, daß ſich auch die Geſunden bei Euch umſchauen. Macht keine Umſtände!“

„Wir haben nichts für ſolche Geſellen. Zieht eures Weges weiter!“

Der Fähnrich lachte. „Ihr ſeid unhöflich. Solche Geſellen, wie wir, laſſen nicht mit ſich ſpaßen. Einen Trunk Waſſer und ein Küßchen wenigſtens werdet Ihr uns nicht verſagen.“

„Unverſchämter!“ Die Geſtalt verſchwand wieder. Innen wurden die Hunde losgekettet und kläfften nun dicht am Zauntor.

Der Haufe, der ſich vor demſelben angeſammelt hatte, wurde ungeduldig. „Worauf warten wir? Sollen wir uns von einer hübſchen Dirne ſo frech abweiſen laſſen? Aufgemacht, oder wir ſchlagen das Tor ein!“

Da ſich keine Antwort vernehmen ließ, drängten die Vorderſten mit ihren breiten Schultern gegen die Flügel. Das Holz knackte und krachte, gab aber nicht nach; offenbar war innen ein Balken vorgelegt. Nun hoben ſie Steine vom Wege auf und hämmerten damit gegen die

Bretter. Andere ſteckten ihre langen Dolchmeſſer in die Fugen und ſuchten den Verband zu lockern. Einige Reiter hatten Streitäxte am Sattel hängen. Sie ſprangen ab und ließen dieſelben in wuchtigen Schlägen auf das Holz fallen, das nun abſplitterte. Einige Schritte ſeitwärts ſchwangen ſich die behenderen Burſche auf die Schultern ihrer Kameraden und verſuchten, ſich an den Paliſadenpfählen in die Höhe zu ziehen. Dabei ſchrie und fluchte jeder, daß bald ein Höllenlärm entſtand, den das Geheul der wütenden Hunde verſtärkte. Jetzt aber brach der Torbalken mit lautem Krach. Die vorderen Rotten, die ſich dichtgedrängt dagegen geſtemmt hatten, ſtürzten in den Hof hinein. Sofort fielen die Hunde über ſie her, riſſen ihnen die Kleider vom Leibe und ſchlugen die ſcharfen Zähne ins Fleiſch. „Schafft die Beſtien fort,“ ſchrieen ſie den Hintermännern zu. „Ruft die Hunde zurück, verfluchte Weiber, oder ihr ſollt's mit dem Leben büßen!“ Man ſchlug die treuen Tiere mit den Lanzenſchaften nieder oder ſpießte ſie auf die Eiſenſpitzen. Wenige Minuten nur, und der Weg war frei.

In der Tür des niedrigen Hauſes ſtand eine hohe, ganz ſchwarzgekleidete Frau. Zu ihren Füßen lag das rothaarige Mädchen, augenſcheinlich bemüht ſie zurückzuhalten. Einen Augenblick ſtutzten die rohen Kriegsknechte vor der Hoheit dieſer Erſcheinung, aber die Scheu wich raſch, als die Maſſe mit wildem Lärm nachdrängte. Der Fähnrich Hans Rogge war vom Pferde geſprungen und machte ſich mit Püffen und Stößen nach der Tür hin Platz. „Nun ſeht zu,“ ſagte er, „wie Ihr mit den ungeladenen Gäſten fertig werdet. Öffnet Speiſekammer und Keller! Wir ſind hungrig und durſtig. Auf dem Hof hier können wir abſatteln und die Pferde tränken. Habt Ihr Heu und Hafer? Wenn nicht, ſo nehmen ſie allenfalls auch mit dem Dachſtroh vorlieb.“

„Ihr ſeid mit Gewalt in mein Eigentum eingebrochen,“ ließ ſich nun die tiefe Stimme der Frau vernehmen. „Schämt euch, wer ihr auch ſeid, wehrloſe Frauen ſo räuberiſch zu überfallen. Vergeblich werdet ihr hier nach Koſtbarkeiten oder Geld ſuchen. Wir ſind ganz arm. Auch unſer Vorrat an Lebensmitteln iſt gering und kaum für uns ſelbſt ausreichend. Aber wir können euch nicht hindern zu nehmen, was euch gefällt. Schickt dann zwei oder vier Leute ins Haus, die Kammern zu durchſuchen. Ich hoffe, daß ihr nicht zerſtören werdet, was euch doch unbrauchbar iſt.“

Unter dem Gelächter des Kriegsvolks antwortete der Fähnrich: „Wir ſind nicht gewohnt uns Vorſchriften machen zu laſſen, gute Frau. Wir kennen eure Verſtecke nicht. Gebt freiwillig heraus, was Ihr habt, oder wir zünden Euch das Haus über dem Kopf an. Verſteht Ihr? Ich denke, das iſt deutlich geſprochen.“

„Die Weiber verdienen geſpießt zu werden, weil ſie die Hunde gegen uns gehetzt haben,“ ſchrie einer hinein, der am Bein blutete.

„Fort da — Weg frei — Platz gemacht!“ erſcholl es von allen Seiten. In einer der hinteren Reihen wurde mit Stahl und Feuerſtein hantiert. Der Schwamm mußte Feuer gefangen haben, denn ein brenzlicher Geruch ſtieg dem Fähnrich in die Naſe. „Nicht ſo ſchnell, Kinder,“ rief er zurück. „Der rote Hahn hat noch Zeit, aufzufliegen, wenn wir den Hühnerſtall geleert haben. Ich höre da etwas gackeln.“ Er faßte die Schulter des Mädchens und wollte mit der andern Hand unter das Kinn greifen. „Komm, Schätzchen! Du gefällſt mir. Wenn Du artig ſein willſt, ſoll Dich kein Anderer haben.“

Er erhielt einen Schlag ins Geſicht, daß ihm das Feuer aus den Augen ſprang. „Das iſt eine wilde Katze!“ ſo bemerkten die Nächſtſtehenden, „man muß ſie in einen Sack ſtecken und im Brunnen erſäufen. Greift an!“

Die Rothaarige war aufgeſprungen. Ihre Augen blitzten. Sie griff hinter ſich und riß eine dicke Feuerſtange mit eiſernem Haken von den Wandpflöcken und hob ſie mit beiden Händen hoch. „Wagt es, mich anzurühren,“ rief ſie mit kreiſchendem Ton, „den erſten, der mir in die Nähe kommt, ſchlage ich nieder wie einen tollen Hund!“

Die Waffe ſchien den Landsknechten nicht gefährlich. Mehrere Spieße hoben ſich zugleich, den Feuerhaken zur Seite zu werfen. Der Fähnrich bückte ſich ein wenig, ſprang zu und umfaßte ihren Leib. Die Frau ſtieß einen Schreckenslaut aus und hob hinter ihr flehend die Hände.

In dieſem Augenblick ertönte vom Hoftor her ein gellender Aufſchrei: „Urſula!“

„Der Hauptmann — der Hauptmann!“ lief es durch die Reihen, „laßt ab — der Hauptmann kommt.“

Joſt warf die nächſten, die ihm den Weg verſtellten, mit weitausgreifenden Armen zur Seite und eilte der Tür zu. Sein Schwert ziehend, ſchlug er die Spieße fort, die ſich ſchon mit der Hakenſtange kreuzten und nötigte zugleich den Fähnrich, von dem Mädchen abzulaſſen, indem er ihn rückwärts tretend abdrängte. „Urſula —“ rief er überglücklich, „finde ich Euch hier wieder?“

Den Kriegsleuten war's nun kein Zweifel, daß ihr Hauptmann eine alte Bekanntſchaft erneuerte, ſo verwunderlich ihnen auch dieſes Zuſammentreffen im Walde erſcheinen mochte. Sie ſtanden vorläufig von weiterer Gewalttätigkeit ab und blieben neugierig in einiger Entfernung oder ſchielten nach dem Taubenſchlage und dem Hühnervolk, das beunruhigt ein Verſteck ſuchte. Frau Regina freute ſich des unbekannten Retters in der Not und hob dankend die gefalteten Hände zum Himmel auf. Urſula ſtarrte mit großen Augen den Hauptmann wie eine zauberhafte Erſcheinung an und brachte kein Wort vor. Die Stange behielt ſie in den Händen; ſie ſchien nun zum Schutz gegen ihn vorgeſtreckt.

Joſt, nachdem er ſich eine Weile wie berauſcht dem

Anblick des ſchönen Mädchens hingegeben, wendete ſich zu ſeinen Leuten und ſagte mehr bittend als befehlend: „Räumt den Hof! Dieſe Frauen ſind in meinem beſonderen Schutz. Ihr ſeht, daß ſie eine ärmliche Waldhütte bewohnen — laßt ſie ihnen in Frieden. Draußen iſt ein freier Platz zum Lagern. Waſſer mögt ihr hier aus dem Brunnen holen — doch daß nicht mehr als Zwei zu gleicher Zeit ſich daran zu ſchaffen machen. Fähnrich Rogge, führt die Leute zurück!“

Ein Murren ließ ſich vernehmen. Sie rührten ſich nicht von der Stelle. Auch der Fähnrich gehorchte offenbar nur ungern. „Wir ſind in Feindes Land, Herr Hauptmann,“ äußerte er ärgerlich, „und haben das Hoftor mit Gewalt ſprengen müſſen. Die Beute gehört uns nach Kriegsbrauch.“

„Mögen ſie nehmen, was ihnen Wert hat,“ rief Frau Regina, „wir wollen ſie nicht hindern. Schützt nur mein Kind vor gewiſſenloſem Angriff.“

Der Hauptmann, noch immer das Schwert in der Hand haltend, trat einige Schritte gegen die geſchloſſenen Reihen vor. „Räumt auf der Stelle den Hof!“ befahl er jetzt in ſtrengem Ton. „Wer wagt es, ſich mir zu widerſetzen? Wer rühmt ſich ſolcher Eroberung? Schimpf und Schande jedem, der ſich an wehrloſer Frauen Eigentum vergreift. Hinaus ſag' ich! Die Ungehorſamen ſchlag ich nieder. Fähnrich, tut eure Pflicht!“

Nun hielten ſie's doch für geraten, ſich zurückzuziehen. Es geſchah langſam genug. Rogge ging durch die Reihen und ſprach den Einzelnen, die etwa noch nicht weichen wollten, gut zu. „Ihr merkt ja doch, daß der Hauptmann unvermutet ein alt Schätzlein aufgefunden hat. Dem muß er nun ſchon gefällig ſein. Laßt ihm den Spaß! Zu holen iſt da doch nicht viel.“ Er hatte es richtig getroffen; ſie lachten, fügten noch einen derben

Scherz hinzu und zogen ſich zurück. Auf dem Lagerplatz draußen brannten bald die Feuer.

Urſula hatte indeſſen ihrer Mutter zugeflüſtert: „Junker Joſt vom Wege.“

„Joſt . . . Tilemans Sohn —?“ rief ſie mit dem vollen Ausdruck des Schreckens. „Derſelbe, der . . .

„Von dem ich Dir erzählt habe — derſelbe.“

„O, mein Gott —“ ſeufzte Frau Regina und drückte die Hand aufs Herz. Wie von einem Gefühl des Schwindels ergriffen ſchwankte ſie in den dunkeln Flur und lehnte die Schulter gegen die Wand.

Zu Urſula wandte ſich nun der Hauptmann, nachdem der Hof ſich geleert hatte. „Welcher glückliche Zufall, mein teures Fräulein,“ ſagte er, nahe an ſie herantretend. „Wie hätt' ich vermuten können, Euch hier im Walde anzutreffen, als ich dieſen Kriegszug unternahm? Im Walde freilich . . . Ihr habt mir's geſagt; und jetzt kommt mir's wieder ins Gedächtnis: Ihr nanntet auch die Stadt Heilsberg. Aber wenn man ganz ahnungslos . . . Seid mir tauſendmal von Herzen gegrüßt.“

Seine Blicke flammten; er ſtreckte ſeine Hand nach der ihren aus. Urſula jedoch hielt die Stange umkrampft, nicht mehr wie eine Waffe, aber wie eine Stütze. „Wir ſind nicht freundlich von einander geſchieden, Junker,“ antwortete ſie. „Wie kann Euch nun dieſes Wiederſehen befriedigen? Meine Geſinnung gegen Euch iſt noch dieſelbe.“

„Die meinige gegen Euch nicht minder, ſchöne Urſula,“ erwiderte er. „Mein Glückſtern hat mich hierhergeführt. Von allen Menſchen auf der Welt könnt' ich keinen nennen, den wiederzuſehen mich ſo herzlich freute. Das iſt noch das prächtige goldene Haar, das ſind noch die großen dunkelblauen Augen —“

„O ſchweigt, ſchweigt —“ fiel Urſula ein, indem ſie den Blick ſenkte und die Stirn in Falten zog. „Welches

Unheil hat eure Verblendung angerichtet! Ich hoffte, daß meine ſchleunige Entfernung . . . Aber der böſe Dämon hatte Euch ganz beſeſſen, daß Ihr blind gegen euer eigenes Glück wütetet und das beſte Herz kränktet.“

„Erinnert mich nicht daran,“ bat er, „es war eine qualvolle Zeit nach eurer Flucht. Die arme Magdalene —! wie ich ſie bemitleidete! Und ich mein Wort gebrochen, einen Ehrenmann bloßgeſtellt, meines Vaters Spott . . . Aber nein! erinnert mich nur an alles — auch an das. Beweiſt es doch nur, wie groß eure Macht über mich war. Seitdem bin ich keine Stunde recht froh geworden. Das Leben ſchien mir ein notwendiges Übel, mit dem man ſich abfinden müßte, ſo gut und ſchlecht es eben gehen wollte. Ich hatte das Steuer aus der Hand gegeben, ließ mich treiben mit dem Winde und hoffte auf einen Schiffbruch, der es auslöſchen möchte für immer. Nun ſeh' ich Euch wieder, und es iſt mir, als ob meine Adern ſich neu mit wärmerem Blut füllen, die Pulſe froh zu ſchlagen anfangen. O — wenn Ihr das verſtehen könntet . . .“

„Ich kann's nicht verſtehen,“ antwortete ſie kopfſchüttelnd. „Ich glaubte Euch geheilt und ſehe Euch nun in die alte Krankheit zurückgefallen. Eilt fort, ich bitt' Euch, daß ſie nicht gar unheilbar werde.“

Frau Regina war wieder auf die Schwelle getreten. Sie betrachtete Joſt, der ihr das Geſicht zukehrte, mit einem ſo liebevollen, faſt zärtlichen Blick, daß Urſula, wenn ſie nicht abgewendet geſtanden hätte, wohl ſtutzig hätte werden müſſen. Nun ſtreckte ſie die Arme aus, als wollte ſie ihn umfaſſen, und ſagte wie mit umflorter Stimme mild und gütig: „Wie haben wir Euch zu danken, mein Herr Hauptmann! Ohne euer Dazwiſchentreten wären wir ſchlimmſter Mißhandlung ausgeſetzt geweſen. Mein Kind . . . Der Atem ſtockt mir noch, wenn ich an das Schreckliche denke, daß ihm von dieſen verwilderten

Kriegsleuten bevorſtand. Gott mag es Euch vielfältig lohnen!“

Joſt ſah zu ihr auf und wurde nun ſelbſt betroffen von dieſem Blick, der ihm bis ins Innerſte des Herzens ſchien dringen zu wollen. Es war ihm, als ſtehe keine Fremde vor ihm, und doch wußte er, daß er dieſe Frau noch nie geſehen hatte. „Werte Frau,“ antwortete er unſicher, „euer Dank iſt mir lieb, aber verdient darf ich ihn nicht nennen. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich zur rechten Zeit eintraf, Euch und euer Beſitztum zu ſchützen — und wer weiß, ob ich mich der Bedrängten ſo eifrig angenommen hätte, wenn nicht Urſula . . . Ich bin ehrlich und will nicht als ein Verdienſt rühmen laſſen, was ich mir ſelbſt zu Liebe tat.“

„So danke ich Gott,“ ſagte ſie innig, „für dieſe wunderſame Fügung. Ihr könnt nicht ermeſſen, was ſie mir bedeutet!“

Sie legte die Fingerſpitzen, wie ihn ſegnend, an ſeine Stirn. Er fühlte es davon ausgehen wie heiße Strahlen und zuckte unwillkürlich. „Laßt mich bei Euch eintreten,“ bat er, „ich habe Urſula noch ſo viel zu ſagen.“

Frau Regina zog ſich in den Flur zurück. Urſula aber ſperrte die Tür mit dem Arm. „Nein! nein!“ ſagte ſie mit heftiger Abwehr. „Ihr dürft nicht. So viel Dank wir Euch ſchulden — gerade deshalb dürft Ihr nicht eine Minute länger bleiben. Ich fleh’ Euch an, Herr Junker, laßt uns allein und entfernt Euch ſchleunigſt, ohne auch nur zurückzuſchauen. Und vergeßt, daß Ihr mich hier geſehen habt. Nein, nein — geht! Es wird wahrlich nicht gut.“

Er wollte Einſpruch erheben. In dieſem Augenblick aber entſtand draußen auf dem Lagerplatz Lärm. Viele zornige Stimmen ſchrieen durch einander, Schimpfworte wurden ausgetauſcht, Schwerter klirrten. Gleich darauf kam der Fähnrich mit raſchen Schritten auf den Hof und rief: „Es iſt Streit ausgebrochen wegen eines Fäßchens Wein — die Reiter wollen's für ſich allein haben — einer liegt ſchon in ſeinem Blut. Ich kann ſie nicht zur Ruhe bringen. Eilt Euch, Herr Hauptmann, und ſtiftet Frieden.“

Joſt folgte ihm ſogleich. „Die Tollköpfe!“ ſchalt er. Draußen fand er das ganze Lager in Aufruhr. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Kämpfenden auseinander zu bringen und zu entwaffnen. Dem Fäßchen ließ er den Boden ausſchlagen, damit der Wein auf die Erde laufe. Dann befahl er dem Profoß, die Namen der Unruheſtifter aufzuſchreiben und behielt ſich deren Beſtrafung vor. Er blieb nun auf dem Lagerplatz, bis wieder alles zum Aufbruch bereit war.

Als er dann auf den Hof zurückkehrte, hatten die Frauen die Haustür geſchloſſen. Auf ſein Klopfen öffnete freilich Frau Regina, aber ſie bat ihn, nicht mehr einzutreten. „Ich komme, Abſchied zu nehmen,“ ſagte er, „aber nicht auf alle Zeit, mir müßte denn bei der Einnahme der biſchöflichen Schlöſſer etwas Menſchliches begegnen. Grüßt Urſula von mir — es iſt jetzt nicht die Zeit, ſie mir freundlicher zu ſtimmen. Ich ſehe ſie bald wieder — bald! Und dann hoff' ich mich vor ihr rechtfertigen zu können.“

Er ſchüttelte ſehr aufgeregt ihre Hand und verließ den Hof, ohne eine Antwort abzuwarten. Draußen beeilte er den Abmarſch. Aufs Pferd ſchwang er ſich erſt, als er ſich überzeugt hatte, daß der letzte Mann ausgerückt war. Er fürchtete, ſchwerlich ohne Grund, daß hinter ſeinem Rücken doch noch ein Feuerbrand aufs Dach fliegen könnte. —

Schneller, als die Frauen es erwarteten, kehrte Joſt wieder. Er war von dem Städtchen Biſchofſtein, das er mit ſeinem Kriegshaufen gleich beim erſten Anlauf gewonnen hatte, früh am Morgen abgeritten und meinte noch vor Nacht wieder eintreffen zu können. Der Urlaub, den er ſich ſelbſt auf den einen Tag erteilte, ſchien nicht bedenklich, da man bereits ausgekundſchaftet hatte, daß das kleine Ordensheer jenſeits der ermländiſchen Grenze ſtehen geblieben war, wahrſcheinlich um erſt den Verlauf der Dinge in der Marienburg abzuwarten. Man hoffte denn auch Röſſel, obgleich hoch auf dem Anberge gelegen und gut befeſtigt, raſch überwinden zu können, traf aber doch vorſichtig die nötigſten Vorbereitungen zu einer Belagerung, indem man Hölzer zu Sturmdächern und Überbrückungen zurichtete, Faſchinen band und den Bauern ringsum die Fuhrwerke fortnahm, um das Material darauf zu verladen. Der Aufbruch konnte erſt in einigen Tagen erfolgen. Joſt war voll Ungeduld Urſula zu überraſchen und ſich geneigter zu ſtimmen. Seine Gedanken weilten im Wachen und Träumen nur noch bei ihr, er meinte in dieſer Unruhe des Herzens, ſeine Pflichten nicht mehr erfüllen zu können, und wollte Gewißheit haben, daß ſeine Hoffnung nicht eitel.

Er fand das Hoftor notdürftig mit einigen alten Brettern verſchlagen. Das eine davon ließ ſich leicht zurückbiegen, ſodaß er den Riegel erfaſſen und ſelbſt öffnen konnte. Auf dem Hofe traf er die alte Magd beim Geflügel. Sie lief ſofort ins Haus, die Ankunft des Hauptmanns zu melden, den ſie wiedererkannt hatte. Er folgte ihr, ohne eine Einladung abzuwarten. Das Fenſter ſtand offen, und er hatte Urſulas Goldhaar ſchon in der Nähe desſelben bemerkt. Sie ſollte keine Zeit haben, ſich vor ihm zu verſtecken.

Frau Regina kam ihm aus dem Stübchen entgegen. Ehe ſie ihn anſprechen konnte, rief er ihr zu: „Fürchtet nichts, ich komme diesmal allein. Mein Kriegsvolk lagert mehrere Meilen weit von hier. Iſt der Hauptmann leichtfertig, wenn er ſich von ſeinem Poſten entfernt, ſo mag Euch doch der Beweis gegeben ſein, daß meine Sehnſucht hierher ſolche Schuld nicht achtet. Zu kümmerlich war unſer letztes Beiſammenſein. Heute können wir ungeſtört ein paar Stunden verplaudern — wenigſtens ſo viel mein Gaul braucht, ſich nach dieſem ſcharfen Ritt wieder zu kräftigen. Auch ihm erbitte ich ein Obdach.“

„Ich kann Euch nicht willkommen heißen, wie ich ſonſt möchte,“ antwortete die Waldfrau, ihn einlaſſend. „Ihr ſeht Urſula ſehr erſchreckt. Sie hatte gehofft, Ihr würdet Euch Zeit gönnen, zu überlegen, daß die Wiederkehr nicht geraten ſei. Nun ſind nur wenige Tage vergangen —“

Joſt trat raſch auf Urſula zu, die vom Spinnrocken aufgeſtanden war, ergriff ihre Hand, zog ſie gewaltſam an ſeine Lippen und ſagte: „Mir ſchien's eine Ewigkeit. Ich bitt' Euch, ſchönes Fräulein, verzeiht dieſes Ungeſtüm. Wer in die Sonne geblickt hat, ſieht ihr ſtrahlendes Bild immer wieder vor ſich auftauchen, wohin er auch das Auge wendet. Und in die Sonne hatt' ich geblickt, als ich Euch ſo unvermutet hier antraf. Wie wär's mir da möglich geweſen, Euch aus meinem Sinn zu bringen, da ich willenlos auch in der Ferne euer Bild immer vor Augen haben mußte. Nein, verlangt und erwartet ſo Unbilliges nicht! Fühlt Ihr aber ein menſchliches Regen in der Bruſt, ſo weiſt mich jetzt nicht kalt ab, ſondern gönnt mir euren Anblick und eure Rede. Euch ſelbſt hofft' ich in dieſer Zwiſchenzeit anderen Sinnes geworden, wenn ich denn ſchon daran glauben ſoll, daß eure Abweiſung ernſt gemeint war.“

Urſula wechſelte die Farbe. Erſt war etwas wie Zornröte über ſeine Dreiſtigkeit auf ihren Wangen hell aufgeflammt; jetzt verloren ſelbſt die Lippen faſt ganz ihr Rot, und nur an den feinen Ohrläppchen noch ſchimmerte es durch das krauſe Haar. Spöttiſch verzog ſich wiederholt der Mund, während er ſprach, und ungeduldig zupften die Fingerchen den abgeriſſenen Flachsfaden. „Ihr tut, als ob Ihr eine Bitte vorbrächtet, Herr Junker," antwortete ſie, „wenn man ſie Euch aber abſchlägt, ſo handelt Ihr danach nach eurem Belieben. Hab' ich Euch nicht dringend ermahnt fortzubleiben und dieſes armen Hauſes Frieden nicht zu ſtören, Euch ſelbſt aber vor Leid zu bewahren? Nun ſeid Ihr doch gekommen. Wieſe ich Euch nun nochmals mit Worten ab, Ihr würdet ſie wohl hören, aber nicht befolgen. Denn Ihr tut, was Euch beliebt und habt die Macht dazu. Wir wiſſen wohl, daß wir keines Menſchen Schutz gegen Euch anrufen können, da der Herr Biſchof außer Landes und ſein Vogt in Heilsberg eingeſchloſſen, der Herr Hochmeiſter aber zur Schande der Meineidigen, die ihm abgeſagt haben, ſelbſt ein Gefangener in der Marienburg iſt. Bleibt alſo oder geht, wie Ihr es für gut findet; ich kann Euch das eine nicht geſtatten und das andere nicht heißen."

Der Hauptmann biß die Lippe und zerdrückte unmutig die breite Krämpe ſeines Federhutes, den er in der linken Hand hielt. Nach einer Weile ſagte er gelaſſener, als zu erwarten ſtand: „Ich ſehe wohl, Ihr wollt meine gute Abſicht verkennen. Darin könntet Ihr wohl Recht behalten, daß ich mich mit einer trotzigen Abweiſung nicht zufrieden gebe und euren ſtörriſchen Sinn zu brechen hoffe. Wollet mir daraus aber kein Vergehen des Ungehorſams machen, ſondern bedenken, daß ich einem Zwange des Herzens folge, der mächtiger iſt als mein Wille. Duldet mich freundlich, das iſt meine Bitte."

„Legt ab," nahm Frau Regina, die mit allen Zeichen der Beſorgnis zugehört hatte, das Wort. „Ihr ſeid in mein Haus gekommen als Gaſt und ſollt darin ausruhen und Euch an Speiſe und Trank erquicken dürfen. Iſt eure Leidenſchaft verirrt, ſo mag es wohl ſanfte Mittel geben, ſie vom falſchen Ziel abzuleiten. Nach ihnen wollen wir uns dieweil umſchauen."

„Ich dank' Euch, werte Frau,“ ſagte er, ſich zu ihr wendend. Ihre Rede klang ihm minder hart und ſchien nicht alle Hoffnung zerſtören zu wollen. „Nennt aber meine Leidenſchaft nicht verirrt,“ ſetzte er hinzu. „Bei meiner Seligkeit —“

„Verſchwört ſie nicht,“ fiel Urſula ein.

Er legte die Fingerſpitzen an den Mund. „Es freut mich doch,“ ſagte er lächelnd, „daß Ihr ſie mir wenigſtens im Himmel aufbewahren wollt. Ich hoffe, ihrer aber auch mit eurem Beiſtand hier auf Erden ſchon teilhaft zu werden.“

Da ſie ſich abkehrte, verließ er das Zimmer, ging auf den Hof und zog ſeinen Rappen hinein, den er an den Torpfoſten gebunden hatte. Während er ſich umſchaute, wo er ihn am beſten unterbrächte, vernahm er ein Wiehern aus einem Stall ſeitwärts. Er öffnete die Tür und bemerkte innen den Gotländer, der neugierig den Kopf zurückwendete. Er gab ihm Geſellſchaft und trat dann wieder ins Haus.

Inzwiſchen hatten Mutter und Tochter ſich mit einander verſtändigt. Urſula beſtand darauf, daß die alte Magd ſogleich nach der Waldkapelle geſchickt würde, den Herrn Kaplan herbeizurufen. Der Hauptmann möge glauben, daß er zufällig käme. In ſeinem Beiſein werde er ſich jedenfalls Schranken auflegen müſſen. „Ich verſtehe Dich nicht, Mutter,“ ſagte ſie, „zum erſten Mal im Leben nicht. Dir iſt alles bekannt, was geſchehen iſt, Du ſiehſt, wohin dieſe unſinnige Leidenſchaft ihn treibt, und doch behandelſt Du den Junker mit einer Nachſicht, die ihm Mut machen muß, ſein Spiel weiter zu treiben.“ Frau Regina ſeufzte ſtill. Gegen die Berufung des Kaplans hatte ſie nichts einzuwenden.

Als Joſt zurückkehrte, fand er die Frauen damit beſchäftigt, Brot, Butter, Honig, gedörrtes Rindfleiſch und Geflügel zu einem Frühſtück aufzutragen. Auch eine

Kanne mit Meth wurde auf den Tiſch geſetzt. Er konnte kein Auge von Urſula wenden, die geſchäftig ab und zu ging und ſich erſichtlich Mühe gab, ihn unbeachtet zu laſſen. Frau Regina lud ihn dann ein, ſich zu ſetzen und zuzugreifen. Er gehorchte gern, wünſchte nun aber auch die lieben Wirte beim Mahl beteiligt zu ſehen. Sie nahm ihm gegenüber Platz. Urſula freilich ließ ſich nicht bewegen, vom Schemel am Spinnrocken aufzuſtehen, der ihm im Rücken ſeine Stelle hatte.

Er richtete das Geſpräch doch am liebſten an ſie. „Da hab' ich nun auch euren Gotländer wiedergeſehen," bemerkte er. „Ein treffliches Pferd — und ſo gut im Schick."

„Und ſo beſcheiden in ſeinen Bedürfniſſen," fügte Urſula hinzu. „Oft genügt ihm eine Handvoll Heu. Sonſt hätten wir ihn auch nicht behalten können und dem Herrn Hochmeiſter zurückſchicken müſſen. Er geht auch vor einem kleinen Wagen gut. Aber ich reite lieber, als ich fahre. Ihr wißt, wie ſchnellfüßig und ausdauernd er iſt."

„Seine Herrin darf nur von ihm nicht unmögliche Leiſtungen verlangen," antwortete er, ſelbſtgefällig lächelnd. Er merkte, worauf ſie anſpielte. „Ihr müßt Euch großer Gnade des Herrn Hochmeiſters zu erfreuen gehabt haben," begann er nach einer Weile wieder, „daß er Euch ein ſolches Geſchenk gemacht hat."

„Ja," beſtätigte ſie, „er war uns ein ſehr gnädiger Herr. Darum kränkt es uns um ſo mehr, ihn von ſo ſchwerem Leide betroffen zu ſehen. Wie ſchmerzlich muß ihm ſeiner Untertanen Abfall und Verrat geweſen ſein! Er hat ein ſo gutes, warmes, edles Herz! Mag Gott ihm endlich doch den Sieg über alle ſeine boshaften Gegner geben!"

Die Unterhaltung blieb eine Weile bei dieſen politiſchen Dingen ſtehen, und Urſula konnte nicht mit genug ſcharfen Worten die ſchmähliche Behandlung des Hochmeiſters durch die Bündiſchen verurteilen. Jeder Pfeil, den ſie abſchoß, mußte auch Joſt treffen, meinte ſie. Er hielt nach Kräften an ſich, ſagte aber doch zuletzt: „Wollet nicht vergeſſen, Fräulein, daß ich der Sohn eines Mannes bin, der den Bund hat begründen helfen und allezeit am eifrigſten Klage gegen den Orden führte — des Mannes vielleicht, der ſich Kopf und Herz der Bewegung weiß, die den Orden das Land Preußen koſtet. Der Herr Hochmeiſter mag zu beklagen ſein, da ihn ſo viel Unglück trifft, das er ſelbſt doch gewiß nur zum kleinen Teil verſchuldet, und euer Mitleid will ich nicht ſchelten. Daß Ihr aber ſeine Gegner ungerecht verdammt, darf ich nicht ohne Widerrede anhören, wenn nicht meinet-, ſo doch meines Vaters wegen.“

„Und warum verfolgt er mit ſo grimmer Feindſchaft den edlen Herrn?“ rief Urſula, jetzt glutrot im Geſicht. „Ich haſſe ihn deshalb, und das mag auch ſein Sohn wiſſen, der mit ihm die Waffen gegen meinen Wohltäter trägt.“

Joſt zuckte die Achſeln. „Warum —? Das läßt ſich hier nicht in einer Stunde erörtern, teures Fräulein, und ich fürchte, ich könnt' Euch auch Tage und Wochen lang alle Gründe darlegen, ſo würd' ich Euch doch nicht von Herzen überzeugen. Denn es iſt der Frauen Art, Recht und Unrecht nicht mit dem Kopf, ſondern mit dem Herzen abzuwägen. Wem ihr Gemüt ſich zuneigt, deſſen Partei ergreifen ſie auch. Laßt mich Euch lieb und wert werden, und Ihr werdet mit mir auf jener Seite ſtehen.“

„So denkt Ihr recht klein von mir, Herr Junker,“ entgegnete ſie. „Wär' auch ſonſt nichts zwiſchen uns, dies eine ſchon müßt' uns ewig ſcheiden, daß ihr in Waffen ſteht gegen euren fürſtlichen Herrn und ſeinen treuen Freund, unſern gnädigen Herrn Biſchof.“

„Das iſt nun ſo, weil's iſt,“ ſagte er, das Kinn aufwerfend. „Ihr dürft mir's nicht ſo ſchwer zurechnen, wenn's ſchon ein Unrecht ſein ſollte. Bin ich doch in einem Hauſe aufgewachſen, in dem ich nie etwas anderes gehört, als daß es ein Verdienſt ſei, den Orden zu bekämpfen und um ſeine verderbliche Herrſchaft zu bringen. Ich ſelbſt hab' mir übrigens dieſe Dinge wenig zu Gemüt gehen laſſen — kaum einmal meine Gedanken recht ernſtlich damit beſchäftigt. Sondern ich nahm als richtig und männlichen Mühens wert, was mein Vater, der am höchſten geachteten Bürger einer, ſo kraftvoll verteidigte. Ich leugne nicht, daß ich ſtutzig wurde, als der Bund nach vergeblichem Anrufen der kaiſerlichen Gerechtigkeit nicht nur dem Orden abſagte, ſondern den König von Polen zum neuen Herrn annahm. Es ging mir nicht in den Sinn, daß dieſes deutſche Land unter polniſche Herrſchaft kommen ſollte, gegen die es ſich in ſo vielen blutigen Kriegen gewehrt. Es ſolle deshalb nicht polniſch werden, wurde mir zur Beruhigung geſagt; wohin aber die Polen treiben, muß doch jetzt auch dem Vertrauſamſten ſchon zu denken geben. Glaubt nur, auch meinem Vater gefällt manches nicht, was in letzter Zeit geſchehen iſt. Sein ganzes Streben geht eben dahin, die Städte ſo ſtark zu machen, daß ſie jeden Übergriff Polens abwehren können. Sie ſollen nach ſeinem Willen allezeit deutſch bleiben. Dem Orden freilich dürfen ſie nie wieder gehören."

„Und weshalb dem Orden nicht," eiferte Urſula, „der doch gerade der deutſche Orden und ſo ihres Deutſchtums beſter Schützer iſt?"

„Mein Vater hat einen Haß gegen ihn," antwortete der Hauptmann, „der mit ihm ins Grab gehen wird. Ich weiß nicht, woher er ſtammt; aber oft ſchon hab' ich gedacht, er müſſe einen tieferen Grund haben, als der den andern Bürgern ihre Feindſchaft gegen ihn eingegeben. Immer wieder hat er das Feuer geſchürt, wenn es ſchon am Erlöſchen war, einen großen Teil ſeines Vermögens hat er geopfert, um dem Orden den Prozeß am Kaiſerhof zu machen, und für den Waffenkampf. Alle die anderen Häupter des Bundes haben ſich bereichert, Ämter zuteilen und Güter verſchreiben laſſen; er allein hat für ſich keinen Erſatz gefordert, keinen Gnadenbeweis verlangt. Es ſollte klar vor Jedermanns Augen liegen, daß er nicht aus Ehrgeiz und nicht aus Habſucht handelte. Woher dieſer Stolz, den ſeine beſten Freunde belächeln? Ich glaub's zu wiſſen. Weil er am Orden etwas zu rächen hat und ſeine Rache rein halten will, damit ſie ihn befriedige.“

Frau Regina, die gegenüber den Kopf aufgeſtützt und den Sprechenden unverwandt angeſehen hatte, ließ bei dieſen Worten den Arm auf den Tiſch fallen und das Kinn auf die Bruſt ſinken, als ob alle Kraft aus ihren Muskeln gewichen ſei. Ihr Atem wurde kurz und ſtoßend. Sie unterdrückte gewaltſam den keuchenden Ton, der ſich aus der Kehle drängte, wie wenn ſie gegen einen Huſtenanfall kämpfte. Der Hauptmann, der meinen mochte, daß ihr dieſe Äußerung über ſeinen Vater mißfallen habe, fuhr fort: „Es iſt eine bloße Vermutung, werte Frau, die ſich aber doch auf mancherlei Andeutungen ſtützt. Ich war viel mit ihm allein, und er hat Stunden, in denen er die gewohnte Herrſchaft über ſich nicht behauptet. Ich täuſche mich wohl nicht: es iſt der gegenwärtige Hochmeiſter, Herr Ludwig von Erlichshauſen, den er aus tiefſter Seele haßt. Den Grund hat er mir nie genannt.“

Noch mehr entfärbte ſich die Frau; ihr Geſicht hatte etwas Leichenhaftes. Sie ſtand auf, ſtützte ſich eine kurze Weile auf die Stuhllehne, um den Schwindel zu überwinden, und verließ das Zimmer.

„Was fehlt eurer Mutter?“ fragte Joſt, ſeinen Seſſel umwendend. Er war mit dem Frühſtück längſt fertig.

„Es überfällt ſie manchmal ſo,“ antwortete Urſula, „und geht auch vorüber. Ich will aber nachſehen —“

Sie wollte ſich gleichfalls erheben. Er hielt ſie aber am Arm feſt und ſagte raſch: „Nein, bleibt, Urſula! Ich muß ein Wort mit Euch allein ſprechen. Ihr wißt, daß ich Euch liebe. Alles, was ich Euch damals geſagt habe, gilt auch heut'; die Zeit hat darin nichts gewandelt. Nur noch deutlicher ſpricht's in meinem Herzen: ich kann nicht leben ohne Euch — Ihr müßt die meine ſein!“

Urſula ſuchte ſich frei zu machen. „So hat ſich auch in meinem Gefühl nichts geändert,“ entgegnete ſie. „Eure Werbung verletzt mich. Denkt an Magdalene! Sie iſt meine Freundin.“

„Magdalene —“ wiederholte er mit leichtem Zucken der Lippe. „Es iſt wahr; damals verging ich mich gegen ſie. Sie war meine verlobte Braut und ich achtete ihr Recht nicht. Ich hätte erſt dieſe Feſſel, die ich mir ſo unbedacht auflegte, wieder löſen ſollen, bevor ich Euch geſtand, daß ich Euch liebte. Aber die Leidenſchaft riß mich hin, und das ſolltet Ihr verzeihen können. Wenn Ihr damals ernſtlich zürntet, Urſula, wenn Ihr der Freundin ſo ſtrenge die Pflicht hieltet, daß Ihr Euch meinen Blicken gänzlich durch die Flucht entzogt — das mag Euch damals Bedürfnis geweſen ſein, und ich will's als gerecht erkennen, ſo ſchwer ich darunter gelitten habe. Aber heut' iſt's anders. Magdalene hat mein Wort nicht mehr — Ihr könnt der Freundin Anſpruch nicht kränken, wenn Ihr mir angehört — Ihr habt keinen Grund mehr, Euch über mich zu erzürnen. Seid gütig und wendet Euch zu mir!“

Er glitt vom Seſſel hinab und ſank vor ihr nieder, ihre Hände in die ſeinen zwängend und ſie mit heißen Küſſen bedeckend. Urſula ſtieß ihn zurück. „Ihr täuſcht Euch noch immer in mir,“ rief ſie. „Ich lieb' Euch nicht — Ihr könnt mir nichts ſein. Mein Herz gehört einem andern — mein ganzes Herz. Wiſſet es denn, damit eure unſinnige Leidenſchaft für alle Zeit ihre Hoffnungsloſigkeit erkennt, ich liebe —“

„Marcus!“ ſchrie er auf.

„Marcus,“ beſtätigte ſie, und der Name klang aus ihrem Munde lieblich wie Flötenton, „ja, ja — Marcus.“

Er lachte wild auf, indem er ſich vom Boden erhob. „Marcus! Ich wußt's damals ſchon, daß Ihr's ihm angetan hättet. War das auch ein Wunder? Ihr aber, Urſula, Ihr . . .! Nein, ich glaub's nicht, und wenn Ihr mir's tauſendmal wiederholtet. Wie hätte euer Auge Gefallen finden können an dieſem täppiſchen Geſellen? Seine Art iſt nicht eure Art. Wie bei Euch alles zur Höhe aufſtrebt über das Gewöhnliche hinaus, ſo zieht's ihn zum Staube hinab, und auch eure Liebe könnt' ihn nicht beſchwingen. Er iſt gut und tüchtig und brav und zuverläſſig — ja wohl! ich wüßt' ihm noch mehr dergleichen Lob. Aber wenn er ein Heiliger an Tugenden wäre, das brächt' ihn eurem Herzen nicht näher.“

„So lieb' ich ihn ohne ſein Verdienſt,“ ſagte ſie, „und um ſo inniger.“

„Macht mich nicht toll!“ rief er, „es kann nicht ſein. Wie ich ihn kenne, wie ich Euch verehre — es kann nicht ſein. Eure Gutmütigkeit hat ihn geduldet — Ihr waret ihm Dank ſchuldig — Ihr hattet mit ſeiner Schweſter Freundſchaft geſchloſſen . . . Das konnt' Euch irren. Aber Ihr liebtet ihn nicht, Urſula.“

Sie legte die Hand aufs Herz. „Nur zu ſehr! Wir haben einander das Wort gegeben. Glaubt mir, Junker, Ihr habt keine Hoffnung.“

„Und wenn Ihr ſo töricht ſein konntet — das iſt lange her. Hat er Euch Wort gehalten?“

„So viel in ſeiner Macht ſtand.“

„Ha, ha! Genügt Euch das? Wenn er Euch nicht halten kann, wollt Ihr an ihn gebunden ſein? Ihr ſeid frei, Urſula! Mag er kommen und für Euch eintreten gegen mich. Ich will ihm zu jedem Kampf ſtehen. Nein, Urſula! mein ſeid Ihr, und die Macht der Hölle ſelbſt ſoll mich Euch nicht wieder entreißen. Ergebt Euch in euer Schickſal, von einem Manne geliebt zu ſein, der in Euch aller Schönheit und Vollkommenheit Muſter ſieht, und widerſtrebt ſeinem Werben nicht. Bei Gott! ich kann mich ſo nicht abweiſen laſſen."

Er näherte ſich ihr wieder und wollte ſie mit ſeinen Armen umfangen. Sie aber richtete ſich ſtolz auf und ſah ihn, ohne einen Schritt zurückzuweichen, mit einem ſo ſtrafenden Blick an, daß ihm der Mut ſank, ihr etwas abzutrotzen. „Urſula —" ziſchelte er, die Hände zuſammenkrampfend, „Ihr macht mich toll!"

Jetzt öffnete ſich auch wieder die Tür und Frau Regina trat in Begleitung des Kaplans ein. Urſula atmete auf. Sie begrüßte den geiſtlichen Herrn mit dem freudigſten Ausdruck.

Der Hauptmann merkte bald, daß auf deſſen Entfernung, ſo lange er ſelbſt weilte, nicht zu rechnen war. Die Frauen wendeten ihm alle Aufmerkſamkeit zu. Er ſelbſt begann ein Geſpräch über die Zeitläufte, des Kriegsvolks Verwilderung und der Kirche Bedrängnis, das ihn langweilte. Es war nicht die mindeſte Ausſicht mehr, Urſula oder auch nur ihre Mutter allein zu ſprechen. Er knirſchte innerlich vor Wut.

Nach einer knappen Stunde zog er ſein Pferd aus dem Stall und ritt ab. Urſula hatte er beim Abſchied zugeflüſtert: „Ich laß Euch nicht! Dem Pfaffen geht's ſchlecht, wenn er mir noch einmal in die Quere kommt."

Fünftes Kapitel.

Mutter und Sohn.

Das Bundesheer brach von Biſchofſtein auf und ſetzte ſeinen Marſch nach den befeſtigten Grenzorten des Ermlandes fort. Es fand nirgends ernſthaften Widerſtand. Trotzdem geriet manches Dorf dort in Brand und wurde manches kleine Landſtädtchen ausgeplündert. Die Schlöſſer erhielten Beſatzungen, nachdem des Biſchofs Leute ausgetrieben waren. Die meiſten wurden gefangen genommen, einige entkamen nach Heilsberg und berichteten dem Vogt, daß alles verloren ſei.

Dorthin führte nun wieder auf Umwegen Joſt den Kern ſeines Heerhaufens. Er verſtärkte die Mannſchaft in der Stadt und legte ſich ſelbſt vor die Vorburg, dem Schloß jede Verbindung mit dem Lande abſchneidend. Von einer Schanze aus ließ er das Geſchütz ſpielen. Tat er den Mauern damit wenig Schaden, ſo beunruhigte er doch fortwährend die ſchwache Beſatzung. Sie mußte bald müde werden.

Im Waldhauſe blieb man indeſſen in großer Sorge. Von den nach Heilsberg Flüchtenden erfuhren die Frauen, wohin die Kriegsfurie ſich wendete und daß die Söldner des Ordens ihr nicht Einhalt zu tun wagten. Urſula ſelbſt dachte an Flucht. Aber wo ein ſicheres Obdach finden, da ja ſogar die Burgen keinen Schutz boten?

Auf ihrem ſchnellen Pferde die Grenze zu gewinnen, hätte ihr freilich leicht gelingen können. Doch wie die Mutter ungefährdet durchbringen? Und Frau Regina hatte auch nicht einmal Neigung, ihre Hütte im Stich zu laſſen und für ihre Perſon Sicherheit zu ſuchen. Sie befand ſich wie in einem Traumzuſtande. So ſchweigſam, ſo verſchloſſen, ſo abgekehrt von der ganzen Außenwelt hatte Urſula ſie lange nicht geſehen, als ſeit des Hauptmanns Beſuch. Sie ſchien ſein Wiederkommen beſtimmt zu erwarten, aber die Beängſtigung darüber hatte offenbar noch einen anderen, doch ganz unfaßlichen Grund, als daß Urſula durch ihn eine Kränkung erfahren könnte.

Nach kurzer Zeit ſchon wäre es ihnen auch gar nicht mehr möglich geweſen, ſich zu entfernen. Joſt vom Wege mochte eine ſolche Abſicht geargwöhnt haben, denn auf ſeinen Befehl geſchah es, daß eines Tages eine Rotte von ſeinen Söldnern vor dem Waldhauſe erſchien und ſich zu längerem Bleiben einrichtete. Der Anführer meldete Frau Regina, daß der Hauptmann befürchte, es könne ihr von verlaufenem Kriegsvolk leicht ein Schade zugefügt werden, weshalb er beauftragt ſei, Haus und Hof zu bewachen. Er ließ auch merken, daß er die Entfernung der Inſaſſen nicht dulden werde, die unter ſeinem Schutz ganz ſicher ſeien, auf der Landſtraße aber jetzt überall Gefahr laufen könnten. Er baute nicht weit vom Hoftor ein Paar Laubhütten und aus Steinen einen Kochherd. Von dieſer Lagerſtelle aus konnte er unſchwer beobachten, was im Hauſe vorging. Einer von ſeinen Leuten umſtrich ſtets mit dem langen Spieß auf der Schulter den Graben und Zaun.

Urſula ſprach ſich über dieſe verſteckte „Gefangennahme“ ſehr ungehalten aus. Wäre es nach ihrem Willen gegangen, ſo hätte nun der offene Verſuch gemacht werden müſſen, das Haus zu verlaſſen, ſchon um feſtzuſtellen, daß man wirklich gefangen ſei. Frau Regina ging jedoch auf ihr Schelten nicht ein und ſprach auch jetzt gegen den Hauptmann kein unfreundliches Wort. Wie betäubt durch eine unſichtbare Einwirkung, ſchien ſie die Fähigkeit verloren zu haben, einen Entſchluß zu faſſen. Sie war krank und fand für ſich ſelbſt kein Heilmittel.

Ein paar Wochen vergingen ſo. Die Waldwege waren von den warmen Sonnenſtrahlen völlig getrocknet, die Bäume mit dichtem Laub bekleidet; von allen Zweigen ſangen die Vögel. Nur die Eichen hatten ſich nach ihrer Gewohnheit lange beſonnen, ob ſie dem ſchönen Frühlingswetter ſchon trauen ſollten, und vorſichtig ihre Knospen erſt wenig geöffnet. Es war dies die Zeit, in der Urſula ſonſt am liebſten durch den Wald ſchweifte, alle die vertrauten Plätzchen aufzuſuchen und die heimgekehrten Sänger zu begrüßen. Jetzt kam ſie ſich vor wie ein in den Käfig eingeſperrtes Vöglein. Sie wäre ſo gern ausgeflogen — weit, weit über Wald und Feld, über Hügel und Tal, über Dorf und Stadt bis Marienburg, nach dem einen zu ſchauen, an dem ihr Herz hing.

Sobald Joſt vom Wege mit ſeinem Heerhaufen nach Heilsberg zurückgekehrt war, ließ er ſich auch wieder im Waldhauſe blicken. Die Frauen ſollten ihm dankbar ſein für ſeine Obſorge. Aber Urſula ſagte ihm's gerade ins Geſicht, daß ſie deren Grund wohl erkenne und ſich der Freiheit beraubt fühle. Seine Bemühungen, ihre Neigung zu gewinnen, wurden von Tage zu Tage leidenſchaftlicher und dreiſter. Er umfaßte ſie und wollte ſie nötigen, ſich ſeine Küſſe gefallen zu laſſen; aus ſeinen Blicken leuchtete ein verzehrendes Feuer, das ſie erſchrecken mußte. Er ſprach es ſchon deutlich aus, daß er ſie beſitzen müſſe, und wenn er dafür dem Teufel ſeine Seele verſchreiben ſolle; nicht ohne ſie werde er von Heilsberg abziehen, das ihm durch ihre Eroberung erſt wahrhaft ein Berg des Heils werden müſſe.

In einer Nacht ſtand Urſula auf, nachdem ſie bis dahin nicht geſchlafen hatte, ſattelte ihren Gotländer, führte ihn leiſe vom Hof, ſchwang ſich auf und jagte davon. Aber ſie war von der Wache bemerkt worden, wurde von den Reitern verfolgt, die der Hauptmann am Abend zuvor ohne ihr Wiſſen zurückgelaſſen hatte, bald eingeholt und gezwungen, die Flucht aufzugeben.

In derſelben Nacht war das Schloß Heilsberg beſchoſſen, die Vorburg geſtürmt; der Vogt hatte ſich ergeben. Der Zweck des Kriegszuges war erreicht. Als Joſt von Urſulas Fluchtverſuch erfuhr, ſprengte er ſofort, obgleich er die Nacht kein Auge geſchloſſen hatte, nach dem Waldhauſe. In ſeinem Siegerſtolz fühlte er ſich berechtigt, auch hier ſeine letzte Forderung zu ſtellen. „Ich höre,“ ſagte er mit einem Anflug von Spott, „daß Ihr dieſe Nacht einen Ritt in den Wald gemacht habt, mein ſchönes Fräulein. Warum bei Nacht? Geſtern bei Tage hätt' ich Euch ſo gern begleitet. Das lehntet Ihr eigenſinnig ab. Ei! wär's Euch am Ende darum zu tun geweſen, gar nicht mehr wiederzukehren? Ihr ſeht, meine Reiter ſind wachſam und flink. Aber was dachtet Ihr Euch denn? Wenn Ihr ihnen entſchlüpft wäret, meint Ihr, ich hätt' Euch ziehen laſſen? Überallhin wär' ich Euch gefolgt, und es hätt' Euch nicht gelingen können, Euch vor mir zu verbergen. Mit ſolchem Goldhaar kommt man nicht weit, ohne der Leute Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Eure Spur wär' bald aufgefunden geweſen, und bis in die unwirtlichen Länder der Littauer und Ruſſen hätt' ich ſie verfolgt, wenn euer Unſtern Euch dahin verleitete. Gottlob! Euch ſind die Fährlichkeiten einer ſolchen Reiſe erſpart. Rüſtet Euch nun aber zu einer anderen, die nicht ſo bedrohlich iſt. Ich kehre morgen nach Thorn zurück; mein Auftrag hier iſt erledigt. Ich will nicht vom Waldhauſe ſcheiden, ohne auch hier der Sieger geblieben zu ſein. Ihr ſollt wiſſen, daß Ihr mir angehört mit Banden, die unzerreißbar ſind. Wollt' ich ſelbſt ſie löſen, ich könnt' es nicht, oder es wär' mein Tod. Eher ſchnitt ich mir das eigene Herz aus der Bruſt, als daß ich von Euch mich trennen müßte! Deshalb nehm' ich Euch mit mir. Fügt Euch willig dieſem Spruch und Ihr ſollt gehalten ſein wie eine Königin!"

Urſula riß ſich los von ihm, flüchtete zu ihrer Mutter, ſank vor ihr nieder und verbarg das Geſicht in ihren Schoß. „Mutter, Mutter —!" rief ſie, „ſchütze mich vor dieſem Schrecklichen!"

Frau Regina ſtreichelte mit der ſchmalen weißen Hand ihr Haar. „Fürchte Dich nicht," ſagte ſie, „der Herr Hauptmann meint's nicht ernſt. Er will Dich ſtrafen für das nächtliche Wagnis und ſpiegelt Dir nun ſo ein Schreckbild vor. Wie ſollt' er's übers Herz bringen können, Dich von mir zu reißen, deiner Mutter? Er iſt edel und keiner Gewalttat gegen eine arme Witwe und Waiſe fähig. Was könnt' es ihm auch nützen, Dich zu ihm zu zwingen, wenn doch dein Herz ihm abſtrebt? Das war meine Beruhigung alle die Zeit. Ich bitt' Euch, Herr Hauptmann, nehmt es als eine ernſte Weiſung des Himmels, abzulaſſen von dem, was Euch verſagt ſein muß. Muß! Glaubt meinem Wort —: muß. Nehmt Abſchied von uns in Frieden und laßt uns ein reines Angedenken an Euch zurück."

Joſt lachte hell auf. „Ihr irrt, Frau, Ihr irrt doppelt und dreifach und in allem, was Ihr da als eure Meinung zu erkennen gebt. Es iſt mir ernſt mit der Reiſe, zu der ich Urſula einlade. Und doch iſt nichts Schreckhaftes dabei. Bin ich ſo häßlich und widerwärtig, daß ſie ſich vor mir entſetzen müßte? Hab' ich ihr nichts zu bieten für ihre Zärtlichkeit? Freilich! wenn ſie nicht gutwillig folgt, muß ich ſie von Euch reißen. Denn wie mit einem ſchüchternen Knaben ſoll ſie nicht ſpielen dürfen; des Himmels Weiſung aber kenn' ich beſſer. Sie hat ſich mir offenbart in Nächten voll ſchlafloſer Sehnſucht —;

da iſt dein Glück! Wähnet mich nicht umzuſtimmen mit euren Klagen der Verlaſſenheit. Iſt's Euch doch damals nicht ſo gar ſchwer geworden, Euch von Urſula zu trennen, als ſie Gaſt ſein ſollte in Blumes Haus zu Marienburg. Und daß ſie Euch Marcus für alle Zeit entführe, ſchien Euch nicht furchtbar. Steh' ich zurück in eurer Schätzung, Frau? Bei dem Sohne Tilemans vom Wege dürft Ihr euer Kind gut aufgehoben halten, auch wenn der Pfaffe nicht ſeinen Segen ſpricht. Und darum — ſagt Urſula Lebewohl. Meine Reiter warten ſchon draußen, die ihr das Gefolge geben ſollen wie einer Fürſtin. Ich bitt' Euch, ſchönſte Herrin, erhebt Euch und nehmt meinen Arm."

Er faßte Urſula an. Sie ſchrie auf. Ihrer Mutter ſchien nun doch ernſtlich bange zu werden. Sie ſchleuderte des Junkers Hand zurück und ſah ihn aus den tiefliegenden, geſpenſterhaften Augen ſtreng an. „Weichet!" ſagte ſie mit dem Ton eines Geiſterbeſchwörers. „Noch iſt euer Gewiſſen rein — ich darf nicht zulaſſen, daß es ſich mit unſühnlicher Schuld belade."

Aber über Joſt hatten alle Dämonen der Leidenſchaft ſchon Gewalt. Er hörte auf ihre Beſchwörungen ſo wenig als vorhin auf ihre freundlichen Vorſtellungen. Er zog mit Gewalt Urſula an ſeine Bruſt und war bemüht, ſie zur Tür zu ſchleppen, da ſie ſich mit aller Kraft widerſetzte. Bald mußte ſie ermatten, zu ungleich war der Kampf. Da war's als ob Frau Regina von einer unſichtbaren Hand in die Höhe geriſſen und geſchüttelt würde. Der Kopf ſchwankte auf den Schultern, die Finger griffen in die Luft wie nach einem Halt. Ächzende Laute drangen aus ihrer Bruſt über die bebenden Lippen. „So rettet denn nichts, als die Wahrheit," jammerte ſie. „Laßt ab — laßt ab! und hört mich an. Ich will Euch ein Geheimnis enthüllen, daß Euch vor einem furchtbaren Verbrechen bewahren ſoll. Hört mich an, eine Unglückliche, eine Schuldige. Ich bin . . . O mein Gott, mein Gott!"

Sie warf die Hände vor das Geſicht und wühlte ihr weißes Haar auf. Joſt blieb nicht unerſchüttert von dieſem Ausbruch tiefſten Schmerzes. Er ließ Urſula aus ſeinem Arm gleiten und hielt nur ihre Hand feſt, daß ſie ihm nicht entrinne. Den Kopf zurückwendend zu der Leidensgeſtalt fragte er: „Warum verlängert Ihr Urſula die Pein? Was ſoll's mit eurem Geheimnis?“

„Joſt —“ rief Regina mit hinſterbender Stimme, „ich bin — ich bin deine Mutter!“

Sie ſank in die Kniee und hob flehend die Hände. Aus ihren eben noch ſo ſtarren Augen ſtürzten die Tränen. Sie ſah zu ihm auf mit einem Blick voll unendlicher Liebe und ſtammelte: „Vergib, vergib — ich bin deine Mutter!“

Der Eindruck, den ihre Worte auf Joſt machten, äußerte ſich zuerſt in einem erſchreckten Zurückweichen, wie man ſich vor einem Wahnſinnigen entſetzt, der plötzlich von einem Anfall gepackt wird. Die Zumutung, einer ſolchen Ausſage zu glauben, war ſo ungeheuerlich, daß er nur im Zweifel ſein konnte, ob er an eine plötzliche Zerrüttung ihres Verſtandes, oder an ein gewiſſenloſes Spiel glauben ſolle. Aber aus dieſen Augen blickte nicht der Wahnſinn und nicht die Verſtellung. Noch mehr wurde er verwirrt, als Urſula mit gewiß ungeheucheltem Entſetzen aufſchrie: „Seine Mutter —? Nein, nein! meine, meine Mutter!“

„Seine und deine Mutter,“ ſagte Frau Regina ſanft und wiederholte die Worte, da ſie nun beide offenbar ganz ratlos ſah, wie ſie ſich zu dieſer wunderſamen Eröffnung ſtellen ſollten.

Endlich faßte ſich Joſt und ſprach, als ob er die Waldfrau einer Entgegnung gar nicht würdigen mochte, vor ſich hin: „Meine Mutter iſt ſeit langen Jahren tot — es hat ein jeder nur die eine.“

„Ich wollte, ſie wäre tot und begraben und in der Erde bereits längſt zu Aſche zerfallen,“ hauchte Regina.

„Aber ſie lebt zu ihrem Unglück, und ihr ſchwerſtes Leid ſoll nun dies ſein, daß ſie ſich dem Sohne zu erkennen geben muß, um ihn vor einer furchtbaren Schuld und ihr anderes Kind vor dem Verderben durch ſeine blinde Leidenſchaft zu bewahren. Du biſt getäuſcht, Joſt — o wie oft haben meine reinen Lippen ſelig deinen Namen genannt —! Du biſt getäuſcht —“

„Mein eigener Vater —“ warf er ungläubig und vorwurfsvoll ein.

„Durch deinen Vater biſt Du getäuſcht. Er wollte, daß ich tot ſei, und er . . . mußte es wollen. Ich klage ihn nicht an — mich nur, mich. Er glaubte vielleicht auch, was er wünſchte, aber Gewißheit hatte er nicht. Und ich lebe, ich ſtehe vor Dir — deine Mutter.“

„Und Urſula wäre — meine Schweſter?“

„Sie iſt mein Kind, wie Du mein Kind biſt.“

„Das ſoll heißen . . .“ Er zog die Schulter auf und bewegte die Hand abweiſend. „Ich merke. Erzählt eure Märchen Andern, Frau; mir kommen ſie lächerlich vor, da ſie ſich gar zu ernſt nehmen.“

„O mein Gott!“ rief Frau Regina, die Hände ringend, „woher nehme ich die Kraft und das Rüſtzeug der Wahrheit, dieſen Ungläubigen zu überzeugen? Ich muß es wohl einſehen, daß es von Euch zu viel gefordert iſt, lieber Junker, Ihr ſollet mir in einer ſo wichtigen und das tiefſte Gemüt berührenden Sache aufs Wort Glauben ſchenken. Waret Ihr doch erſt ein Kind von wenigen Jahren, als Euch die Mutter genommen wurde — wie ſolltet Ihr Euch ihrer erinnern nach den Zügen ihres Geſichts oder dem Klang ihrer Stimme? Iſt mir ſelbſt doch mein Sohn ganz fremd geworden, daß ich ihn nicht hätte aus andern herausfinden können und ſagen: Dieſer iſt's! Da ich aber von Urſula erfuhr, Ihr ſeiet Tilemans Sohn, meint' ich freilich in euren Augen und um euren Mund etwas zu finden, das mich an das liebe

Knäblein mahnte, dem ich auf meinem Schoß ſo oft das Schlummerlied geſungen. Darum vermochte ſie mich auch nicht gegen Euch zu erzürnen, daß Ihr ſie mit euren Anträgen bedrängtet und peinigtet. Denn Ihr waret mir ſchon gar lieb geworden, und ich bedachte auch, der Himmel könne es ſo gewollt haben, daß der Bruder unwiſſentlich die Schweſter herausfände und in ſein Herz aufnähme zu anderem Bündnis freilich, als er gemeint.“

Joſt wehrte ſich mit allem Trotz gegen den Druck, den dieſe Reden auf ſein Gemüt üben wollten. Aber es war etwas darin, das ſich nicht überhören und fortſpotten ließ. Er begriff ſich ſelbſt nicht, wie es ihn nun doch ſo eigen anpackte und auf der Stelle feſthielt, daß er Urſula nicht mehr mit Zwang hinauszuführen und ſeinen Reitern zu übergeben vermochte. Er glaubte der Waldfrau nicht, aber er wagte auch nicht, ſie der Lüge zu beſchuldigen. Und je mehr er in dieſes bleiche Antlitz ſah, das ſich ihm jetzt ganz unverſchleiert zeigte, deſto deutlicher meinte er etwas von ſich ſelbſt darin wieder zu erkennen — eine ſchattenhafte, aber um ſo erſchreckendere Ähnlichkeit. „Ihr werdet Euch nicht wundern, Frau,“ ſagte er nach einigem Bedenken ſehr kühl, „daß mir eure Eröffnungen, zumal unter dieſen Umſtänden und zu dieſer Zeit, ſehr verdächtig erſcheinen. Wenn Urſula . . . Aber was rede ich darüber. Haltet mich nicht für ein Kind, das man mit dem ſchwarzen Mann ſchrecken kann. Nach einer Mutter, die ſich ſo lange um mich nicht gekümmert hat — ſollte ſie wirklich nicht tot ſein, wie Ihr ſagt — hab' ich wenig Verlangen. Von einer Schweſter hab' ich nie gehört — und mag wohl mein Vater ſelbſt nicht wiſſen. Es ſind auch nur Behauptungen, die Ihr mir entgegenwerft. Wie wollt Ihr mir zumuten, daß ich ſie als erwieſen annehme, da ſie nicht einmal in ſich ſelbſt wahrſcheinlich gemacht ſind. Haltet mich daher nicht auf oder — gebt mir die Beweiſe.“

„Die Beweiſe —“ wiederholte Regina ſchmerzlich. „O mein Sohn! was verlangſt Du von mir! Recht gefliſſentlich hab' ich ja jede leiſeſte Spur zu verwiſchen geſucht," die zu einer Entdeckung führen könnte. Ich wollte für tot gelten, um Urſula leben zu können. Du — hatteſt noch einen Vater!“

„Weshalb aber für tot gelten, weshalb?“ fragte er ungeduldig.

Frau Regina kämpfte ſchwer mit ſich. „Wohl —“ antwortete ſie dann, „ich ſehe, daß ich mir auch das Bitterſte nicht ſparen darf, meinem eigenen lieben Kinde ... Du ſollſt hören, was geſchehen iſt. Wie wenig liegt an mir. Du ſollſt wiſſen ... Aber nicht hier! Urſula darf nicht Zeugin dieſer Bekenntniſſe ſein, die ihr der Mutter Bild für alle Zeiten trüben müßten.“

„O ſprich, ſprich —!“ rief Urſula. „Ich kann Alles hören. Wie ich Dich liebe, kann ich Alles hören. Wie Du mich liebſt, gibt es nichts, das ich Dir nicht von Herzen verzeihen müßte!“

„Nein,“ ſagte Frau Regina mit Entſchiedenheit, „es iſt nichts für dein Ohr.“

Urſula aber ließ ſich nicht ſo raſch zum Schweigen bringen; ihr ſelbſt war es wie ein Licht aufgegangen und ſie haſchte danach mit eiliger Hand. „Ich kann Alles hören,“ wiederholte ſie, „und ich ahnte es längſt ... Nicht wahr — der Herr Hochmeiſter iſt mein Vater?“

Sie fühlte an ihrem Handgelenk, das Joſt umfaßt hielt, wie er bei dieſen Worten zuſammenzuckte. Ihre Mutter ſtarrte ſie eine Weile an, als müßte ſie dieſer überraſchenden Erkenntnis auf den Grund gehen. Dann wendete ſie ſich, ohne etwas zu entgegnen, zum Hauptmann. „Kommt in die Kammer,“ ſagte ſie, „da ſind wir allein, und die Wände hüten das Geheimnis. Jetzt ſehe ich wohl, daß vor Euch nichts verhüllt zurückbleiben darf.“

Sie öffnete die Kammertür. Joſt war einen Augenblick unſchlüſſig. Dann ließ er Urſula los, ſtieß das Fenſter auf und winkte die Reiter herbei, die auf dem Hofe Wache hielten. „Setzt euch auf die Schwelle,“ rief er, „und laßt niemand aus ohne meinen Befehl, wenn euch euer Kopf lieb iſt!“

Dann folgte er der Waldfrau in die Kammer.

Wohl eine halbe Stunde blieben ſie dort eingeſchloſſen.

Als der Hauptmann ins Zimmer zurückkehrte — er kam allein — ſah er ſehr verſtört aus. Er hielt den Kopf geſenkt und ließ die Blicke am Boden umherirren. Sie ſchienen Urſula vermeiden zu wollen, die auf der Ofenbank kauerte. Endlich richteten ſie ſich doch auf ihre ängſtlich fragenden Augen. „Urſula,“ ſtammelte er, „wenn es doch ſein ſollte . . . Nein, nein! es iſt nicht.“

Er wollte ſie umfaſſen, aber ſeine Arme ſanken wie plötzlich gelähmt nieder. Er kehrte ſich ab und wiſchte mit der Hand über die Stirn. Dann eilte er hinaus.

Den Reitern gab er eine kurze Weiſung zu bleiben. Er ſchritt über den Hof und aus dem Tor und in den Wald, bis die dichten Stämme ihn völlig deckten. Dann warf er ſich unter einer Linde ins Gras, das Geſicht gegen den Boden gekehrt und auf die untergeſchlagenen Arme geſtützt. Er ächzte wie ein Schwerkranker, und nach einer Weile ſchluchzte er wie ein Kind, und dann wieder wurde er ganz ſtill.

So lag er lange — zweifelnd, verzagend, mit ſich beratend, was jetzt zu tun. Wenn ſein Vater ſich ſo unmenſchlich gerächt hätte — wenn die Waldfrau ſeine Mutter war — Urſula ſeine Schweſter . . . und ihretwegen Magdalene geopfert . . . Es war nicht auszudenken!

Der Kopf war ihm ſchwer. Nur mit Mühe hob er ſich auf den Ellenbogen. Und wieder ſtarrte er lange ins Weite. Endlich gab er ſich einen Stoß von der Erde auf. „Ich muß Gewißheit haben,“ rief er. Dann richtete er ſich vollends auf und ging nach dem Hauſe zurück.

Er fand die Stube leer. In der Kammer lag Frau Regina auf dem Bett und Urſula kniete neben ihr, unaufhörlich ihre Hände küſſend. Als er eintrat, wendete ſie ihm erſchreckt das Geſicht zu und gab ihm mit den Augen einen Wink fern zu bleiben.

Joſt ließ ſich aber nicht zurückhalten. „Steht auf, Frau,“ ſagte er in befehlendem Ton, „und auch Ihr, Urſula. Ich hab's überlegt — ich muß Gewißheit haben. Es iſt nur einer auf der Welt, der ſie mir geben kann, und den will ich befragen —: mein Vater.“

Regina ſchrie entſetzt auf. „Dein Vater —! Was willſt Du tun?“

„Euch zu ihm führen,“ antwortete er mit feſter Stimme.

„O mein Gott! Das iſt grauſam . . .“

„Aber unvermeidlich. Ihr ſollt Urſula begleiten. So wißt Ihr am beſten, daß ihr durch mich kein Leid geſchieht. Ich will ſie halten wie eine Schweſter, bis es gewiß iſt, daß Ihr — mich hintergeht.“

„Ihr glaubt noch nicht . . .?“

„Die Beweiſe, Frau, die Beweiſe! Es fehlen die Beweiſe. Ihr habt die Pflicht, ſie mir zu geben. Begreift Ihr das nicht? Kein Widerſpruch weiter! Steht auf und folgt mir. Ich muß Gewißheit haben!“

Es half kein Bitten und Weinen. Frau Regina wurde auf einen mit Stroh gefüllten Wagen gehoben, Urſula erhielt Erlaubnis, ihren Gotländer zu beſteigen; aber ſie ließ ihn an die Leiter binden und ſetzte ſich zu ihrer Mutter. Ein Trupp Reiter umringte das Gefährt.

In raſchem Trabe ging's durch den Wald nach Heilsberg und am andern Morgen auf Marienburg zu.

Sechstes Kapitel.

In Gefangenſchaft.

Die deutſchen Soldhauptleute hatten gegen die Böhmen einen ſchweren Stand. Der Graf von Gleichen vergaß nicht, was er dem Spittler zugeſagt hatte und wäre auch gern ſeinem Wort treu geblieben. Aber die Dinge hatten ein gar anderes Geſicht bekommen ſeit dem letzten Unfall des Ordens in Thorn. Es war jetzt weniger Hoffnung als je, daß er ſich wieder zu Kräften bringe und ſeine Schulden tilge. Es mußte auch mit der Stimmung der deutſchen Söldner gerechnet werden. Sie fürchteten, die Böhmen könnten ſich einen Vorzug ſichern und ſie hinterher auslachen. Deshalb ſetzten ſie ihren Führern täglich zu, mit den Böhmen Hand in Hand zu gehen, drohten wohl gar auch, die Hauptleute im Stich zu laſſen und durch gewählte Vertreter zu unterhandeln. Sie meinten im Schloß einige Vermummte bemerkt zu haben, die ſie für Thorner Ratsherren oder königliche Sendeboten hielten. Nun war's ihnen gewiß, daß Heimlichkeiten betrieben würden.

Herr Ulrich Czerwonka hatte ſich bemüht, Georg von Schliwen auf ſeine Seite zu bringen, der ihm in ſeiner Behäbigkeit zugänglicher ſchien, als der ſtolze und ſtarrköpfige Graf. Es gelang ihm, den immer durſtigen Ritter durch die Lockung mit einem Fäßchen vinum Hungaricum zu ſich heranzuziehen. Als dem Gaſt dann ſchon die Augen glänzten, ſagte er ihm vertraulich: „Sperrt Euch nicht — es nützt euch Deutſchen doch nichts. Was wollt ihr? Könnt ihr dem Orden wieder auf die Beine helfen, wie er jetzt darniederliegt? Und meint ihr denn mit uns fertig werden zu können, wenn's hart auf hart kommt? Wir ſind die dreifache Zahl. Ich ſag's Euch ins Ohr, Brüderchen, weil ich Euch liebe und Schaden von Euch abwenden möchte: was wir nicht mit Euch tun können, das tun wir ohne Euch! Schreit nicht los, ſondern bedenkt's ruhig. Wir tun, was wir tun müſſen, und dürfen uns von niemand in den Weg treten laſſen, auch von unſern Freunden nicht. Dazu ſind wir entſchloſſen.“

„Wir halten das Pfand wie ihr,“ antwortete Schliwen, „verſucht's, uns abzudrängen.“

„Das täten wir ungern,“ meinte Czerwonka. „Warum ſollten wir uns mit unſern Waffengenoſſen raufen, ſtatt friedlich zu teilen, was uns geſamt von Rechtswegen gebührt. Aber wenn ihr uns zwingt . . . Macht uns hinterher keine Vorwürfe, wir handeln ganz ehrlich mit euch.“

„Verdammt!“ rief Schliwen, den leeren Becher feſt auf den Tiſch ſetzend. „Wir haben uns dem Spittler mit ſolchen Zuſagen verpflichtet, daß wir jetzt wie in einer Falle ſtecken. Wenn ihr Böhmen freilich mit Gewalt droht . . .“

„Das tun wir, Brüderchen, das tun wir — und zu eurem Beſten. Verteidigt euch damit gegen den Spittler. Er muß ein Einſehen haben, daß ihr gegen den Stachel nicht löcken könnt. Wir ſelbſt haben keine Wahl. Der König rüſtet ein großes Heer. Steht es erſt im Land, ſo werden wir genötigt ſein, die Schlöſſer entweder für ein Lumpengeld herzugeben, oder für den Orden ohne einen Pfennig Lohn zu verteidigen. Das eine ſagt uns ſo wenig zu wie das andere. Begreift Ihr das, Brüderchen?“ Er goß den Becher wieder voll.

Schliwen ließ den ſchweren Kopf ſinken. „Ich begreif's ſchon,“ ſtöhnte er, „aber die Pfänder ſind uns auf Treu und Glauben übergeben. Auf Treu und Glauben —! und ein deutſcher Edelmann —“

„Pah! wollt Ihr den Hans Großmut ſpielen, wo doch der andere Teil allein auf ſeinen Vorteil bedacht war, als er Euch verpflichtete! Was! Iſt das unſere eigene Sache? Haben wir irgend einen Groll gegen die Bündiſchen oder gegen die Polen? Schlagen wir uns für die Jungfrau Maria oder um des Papſtes Segen? Wir haben vom Orden Handgeld genommen und dienen ihm, ſo lange er uns den Pakt hält. Sind ſeine Kaſten leer, ſo wollen wir nicht die Narren ſein, mit ausgekehrten Taſchen für ihn zu fechten. Wir verkaufen die Schlöſſer an den, der ſie uns füllt. Das iſt ein ehrlicher Handel, denk' ich, deſſen auch ihr Deutſchen euch nicht zu ſchämen habt.“

Herr Georg von Schliwen war ſehr nachdenklich geworden. Er blickte über das Bäuchlein hinweg auf die nach außen gewendete fleiſchige Hand, an der ſich die Finger einzeln nach einander fortſtreckten, als ob der Ritter im Stillen etwas abzählte. Das geſchah auch; nur daß er in Gedanken nicht Zahlen, ſondern Gründe an einander reihte. Dann ergriff er haſtig den Becher, den Czerwonka wieder gefüllt hatte, leerte ihn auf einen Zug und ſetzte ihn umgekehrt — es floß kein Tropfen mehr aus — auf den Tiſch. „Euer Wein iſt gut, Herr Ulrich,“ ſagte er, ſich mit dem Rockärmel den Schnauzbart wiſchend, „und euer Rat mag auch gut ſein. Aber euren guten Wein hätt' ich nicht trinken ſollen, und euren guten Rat kann ich nicht befolgen. Die Schlöſſer dem König übergeben, nachdem wir ſie gegen ihn zu halten dem Orden verſprochen haben . . . äh —! es geht uns gegen das Gewiſſen — ich will nicht ſagen gegen das Gewiſſen, aber gegen die Ehre, oder ſonſt etwas, womit wir uns abzufinden haben. Iſt's Euch ſchon einmal bei einer Anforderung ſo zu Mut geweſen, als kehrte ſich Euch alles im Leibe um, Herz und Leber und Milz und das ganze Eingeweide, ſo daß Ihr einen Widerwillen hattet, Euch darein zu geben, wär's Euch auch noch ſo nütze? Nicht? Nun ja — euch Böhmen geht's nicht ſo nahe. Zumal dies —! Aber die Schlöſſer dem König übergeben . . . Zum Teufel! wenn's nur nicht gerade der König wäre."

Czerwonka blinzelte liſtig. „Iſt Euch der Bund lieber?"

„Das iſt dasſelbe, Herr Ulrich, das iſt dasſelbe. Verdamm mich Gott —"

„Schwört Euch nicht in die Torheit hinein, Brüderchen. Ich merke wohl, wie's mit Euch ſteht. Die Sache möcht' Euch ſchon gefallen, aber die Form iſt Euch nicht wohl anſtändig. Hört denn, ich will Euch aus gutem Herzen einen letzten Vorſchlag tun. Übergebt uns böhmiſchen Hauptleuten das Pfand allein auf ſolches Ehrenwort, daß euch Deutſchen der Mangel des Beſitzes nicht zum Schaden gereichen und die Verſchreibung gleichwohl gehalten werden ſolle. Ihr könnt euch ehrlich entſchuldigen, daß ihr in der Bedrängnis ſo gehandelt habt. Was wir aber mit den Pfändern machen — das geht euch hinterher nichts mehr an. Ihr habt's nicht zu verantworten. Wollt Ihr?"

„Hm — hm — hm . . ." knurrte Schliwen, „das iſt ein Anderes. Ich will nicht fragen . . . Zum Teufel! was brauch' ich's zu wiſſen? Viel Wiſſen beſchwert. Die Schlöſſer euch Böhmen übergeben, unſern Kumpanen, auf ſolchen Beding . . . Hm! Darin iſt guter Verſtand, und wüßt' ich auch nicht, wie dabei unſere Ehre . . . Über Möglichkeit kann keiner. Und der Handel hat eine

Form . . ." Er ſtand auf und rückte ſein Wams zurecht. „Laßt mir Zeit, Herr Ulrich, mit dem Grafen Adolf und den andern zu beraten — ich denke, wir bringen's auf ſolche Art zum guten Ende."

„Vierundzwanzig Stunden —"

„Drei Tage — das iſt das mindeſte. Wir müſſen uns auch mit denen auswärts ins Einvernehmen ſetzen."

„Gut denn! Drei Tage." Er hielt ihm die Hand hin. „Wir werden uns einigen — es iſt beider Teile Vorteil."

Er begleitete den Gaſt höflich bis zur Tür. Als ſich dieſelbe hinter ihm ſchloß, lachte er auf. „Sie wollen nicht durch's große Portal, aber die Hintertreppe hinab ſchleichen ſie ohne Bedenken. Pah! Uns iſt's gleich, wie wir ſie auf die Straße ſetzen."

Georg von Schliwen begab ſich ſogleich zum Grafen von Gleichen. Er hatte bei ihm einen ſchweren Stand. „Sollen wir uns mit den Böhmen um die Marienburg ſchlagen?" fragte der Ritter. „Wir ziehen dabei den Kürzeren, ſo gewiß drei ſtärker ſind als einer." Der Graf mußte das einſehen. „Aber der Spittler ſoll es erfahren, daß wir in drei Tagen abziehen," ſagte er, „vielleicht ſchafft der Herr Hochmeiſter doch noch Hilfe."

Plauen war kaum noch überraſcht. Es geſchah, was er längſt befürchtet hatte. „Ihr kehrt das Geſicht gegen die Wand," ſagte er, „wißt aber gar gut, was hinter euch vorgeht. Ihr fragt nicht, braucht aber auch keine Antwort."

Der Graf von Gleichen ſah finſter vor ſich hin und zuckte die Achſeln.

„Gibt es denn keinen Ausweg?"

„Denkt darauf! Ich will bis morgen warten."

Der Spittler verhandelte mit dem Treßler. Im günſtigſten Fall ließen ſich in einigen Monaten fünfundzwanzigtauſend Gulden aufbringen. Das war ein Tropfen auf den heißen Stein.

So gingen denn Boten an die anderen Hauptleute ab. Sie gaben ihre Einwilligung zum Abzuge, da es doch nicht anders ſein könnte.

Und dann eines Morgens in der Frühe räumten die deutſchen Söldner die Marienburg. Nun waren die Böhmen darin unbeſchränkt die Herren, und ſie bewieſen nur zu bald zum Schrecken des Hochmeiſters und der Brüder, wie zügellos ſie ihr Herrenrecht zu üben entſchloſſen waren.

Heinrich Reuß von Plauen hatte die Burg verlaſſen, um wenigſtens rechtzeitig die Verteidigung vorzubereiten, wenn der Hochmeiſter nun doch in Königsberg ſeinen Sitz zu nehmen genötigt würde. Mit ihm war der einzige Mann entfernt, vor dem die rohen Söldner noch einigen Reſpekt gehabt hatten. Gegen die zurückgebliebenen Ordensritter und gegen des Hochmeiſters Leute glaubten ſie ſich jetzt Alles erlauben zu dürfen. Er ſelbſt wurde in ſeinen Gemächern wie ein Gefangener gehalten. Er hätte jetzt das Haus nicht verlaſſen dürfen, ſelbſt wenn er wollte. Man ließ ſeine Räte nicht zu ihm, plünderte ſeine Diener aus und jagte ſeine Schreiber fort. Selbſt zum Lebensunterhalt erhielt er kaum das Notdürftigſte. Vor ſeinen Fenſtern und ſogar vor ſeiner Tür wurde mitunter ſo wüſt gelärmt, daß er einen Überfall befürchtete und ſich ſeines Lebens nicht ſicher glaubte.

Nicht ohne Mühe gelang es eines Tages Bartholomäus Blume bei ihm Einlaß zu erhalten. Er fand ihn ganz gebrochen, krank und elend, nur noch der Schatten des einſt ſo ritterlichen Mannes. „Ach, ach —! mein gnädigſter Herr,“ klagte er, „es ſtößt mir das Herz ab, Euch ſo leiden zu ſehen!“

„Weshalb kommſt Du?“ fragte Erlichshauſen mit matter Stimme, ihn aus den halbgeſchloſſenen Augen mißtrauiſch anblickend. „Ich habe Dich lange nicht geſehen, und ſchwerlich bringſt Du mir jetzt etwas Gutes. Von allen Freunden bin ich verlaſſen worden und ſchmählich des Feindes Gewalt überliefert. Meine Untertanen ſind untreu und eidbrüchig, die Söldner verſchachern mich an den König. Auch Du wirſt bei Zeiten unter Dach getreten ſein. Ich will Dir’s nicht übel nehmen: Das Unwetter war gar zu ſchwer. Aber warum vermehrſt Du nun meinen Kummer durch dein erheucheltes Beileid? Geh, geh! Du biſt wie alle.“

Der Bürgermeiſter hob den Ärmel ſeines Rockes an die Lippen. „Ach, mein gnädigſter Herr,“ antwortete er mit Tränen in den Augen, „kränkt mich nicht ſo ſehr. Viele Städte ſind Euer Gnaden untreu geworden, aber die Stadt Marienburg hat nicht gewankt, wie hart die Danziger ihr auch zugeſetzt haben. Von mir ſelbſt will ich nicht reden. Hab’ ich Euer Gnaden Vertrauen verſcherzt — ich weiß nicht durch welche Urſache, ſo werd’ ich mich durch Worte nicht darein zurückbringen, ſondern die Tat muß es beweiſen, wie ich Euch unverändert zugetan bin. Sehet nun gnädigſt ab von meiner Perſon und haltet Euch an den Bürgermeiſter von Marienburg, der ſeines Amtes wegen zu Euch kommt. Denn man iſt da unten in der Stadt voll großer Sorge der böſen Nachrichten halber, die von den Soldhauptleuten ausgehen und ohne Scheu verbreitet werden. Es heißt, ſie hätten bereits die Schlöſſer an den König und die Bündiſchen verkauft und würden ſie in Kurzem übergeben. Wir können es nicht glauben, gnädigſter Herr, daß der deutſche Orden ſein Haupthaus in des Feindes Gewalt ſollte kommen laſſen, es ſei denn, daß ſeine Mauern in Trümmer geſchoſſen und ſeine Gräben mit Leichen gefüllt wären. Im Vertrauen darauf hat die Stadt Marienburg ſich vom Bunde getrennt und allen Widerwillen eurer Gegner, ihrer mächtigen Nachbarn und der Polen, auf ſich genommen. Schloß und Stadt gehören zu einander. Wie ſollen wir widerſtehen, wenn die Burg uns nicht ſchützt, oder ſich gar gegen uns wendet? Beruhigt uns, gnädigſter Herr, daß wir den böswilligen Gerüchten keinen Glauben zu ſchenken haben.“

Ludwig von Erlichshauſen fühlte ſich durch den treuherzigen Ton dieſer Rede bewegt. „Ich wollte, ich könnte das,“ antwortete er, jetzt Blume die Hand zum Kuß reichend. „Aber Du findeſt uns ſelbſt in großer Bekümmernis, daß nur allzu wahr iſt, was die ſchalkhaftigen Buben ausſtreuen. Sie ſelbſt wiſſen am beſten, welcher Nichtswürdigkeit ſie fähig ſind. Alle unſere Mittel ſind erſchöpft, und die Schuldſumme iſt rieſengroß. Sie haben die Schlöſſer in ihrer Gewalt. Was können wir gegen ſie tun? Allen Fürſten und Herren im Reich haben wir die Schlöſſer angeboten gegen das Löſegeld — vergeblich. Sie können einen ſolchen Betrag von ſich ſelbſt nicht aufbringen, oder wollen ihn nicht wagen: denn wer die Schlöſſer übernimmt, muß ſie auch verteidigen. So ſehe ich das Schlimmſte kommen und kann es nicht abwenden. Das iſt mein bitterſtes Elend!“

„Und könnt es nicht abwenden . . .“ wiederholte Bartholomäus Blume düſter. Er ſtützte das breite Kinn in die Hand. „Weiß der Herr Spittler weiter keinen Rat?“

„Er iſt auswärts, die Burgen Balga und Königsberg in Stand zu ſetzen. Wir müſſen verſuchen von dort aus das Verlorene zurückzuerobern.“

Der Bürgermeiſter wiegte bedenklich den Kopf. „Wenn die Marienburg gefallen iſt . . .“

„Wie kann ich ſie bewahren mit wenigen alten und kranken Brüdern und mit der geringen Dienerſchaft, die man mir gelaſſen hat? Sie iſt von den böhmiſchen Söldnern beſetzt.“

„Nur das alte Schloß und die Vorburg. Das Hochmeiſterhaus in der Mitte gehört Euch noch.“

Erlichshauſen ſeufzte. „Gehört uns . . .“

„Gnädigſter Herr — Ihr wohnt darin, der Hochmeiſter deutſchen Ordens!“

„Wie ein Gefangener. Man läßt mich nicht hinaus.“

„Und warum wollen Ew. Gnaden hinaus? Hier in der Marienburg ſind Ew. Gnaden ein Herr.“

„Höhne nicht meine Ohnmacht, Bartholomäus!“

„Da ſei Gott vor!“ Blume trat dicht zu ihm und beugte ſich vor, um auch beim leiſeſten Sprechen verſtanden zu werden. „Vertraut Euch den Bürgern von Marienburg, gnädigſter Herr! Laßt uns heimlich in das Mittelhaus ein — wir wollen es mitſamt der Stadt für Euch halten, bis Entſatz kommt. Des Hochmeiſters geheiligte Perſon in des Ordens Haupthaus zu ſchützen, gibt jeder gern Blut und Leben hin. Die deutſchen Söldner ſind nur widerwillig abgezogen; die draußen ſind zum Teil ſehr unzufrieden damit. Bernhard von Zinnenberg, der ſich ſchon damals bei Konitz ſo tapfer gehalten, hat ſich verlauten laſſen, er wolle dem Orden treu bleiben und erachte den Verkauf der Schlöſſer als eine Schmach. Herzog Balthaſar von Sagan ſteht trotz allen Murrens ſeiner Leute feſt zu Euch, nicht minder Bot zu Eulenburg, Weſſenberg, Warnsdorf — ich weiß nicht alle ihre Namen, aber es ſind auch noch andere, die Euch wohl wollen. Sie werden vor das Schloß rücken, und wir können dann die Böhmen in die Mitte nehmen, wenn wir Marienburger das mittlere Haus halten. Ruft uns, gnädigſter Herr, und wir werden nicht fehlen.“

Der Hochmeiſter hielt die müden Augen geſenkt. Nur ganz flüchtig nahm das bleiche Geſicht einen lebhafteren Ausdruck an; gleich wieder erſtarrten die Muskeln. „Lieber Getreuer,“ entgegnete er, „ich will mich des guten Zuſpruchs freuen und ihn für wohlgemeint halten. Aber daß Du ſelbſt dieſen Plan für ausführbar hältſt, glaube ich nicht. Wie ſollt' ich euch das Haus öffnen, da ich nicht ſo viel Mannſchaft bei mir habe, ein Tor oder eine Brücke zu beſetzen? Und wenn's gelänge . . . Die Marienburger Bürgerſchaft überſchätzt weit ihre Kraft. Dieſes Hochmeiſterhaus iſt wenig zur Verteidigung eingerichtet, und eure Schar viel zu gering, es auch nur wenige Tage gegen die Söldner im Hochſchloß zu halten. Wär' ich dann aber mit den Waffen überwältigt, ſo müßte der Orden ſeines Hochmeiſters Niederlage ſchwer büßen; zu ſeiner Löſung könnten leicht auch die Schlöſſer Königsberg und Balga gefordert werden. Nein, nein! Es iſt Unheil bei allem, was ich unternehme. Blicket auf die Gemeinen von Thorn und Danzig, wie übel es denen ergangen iſt.“

Blume mochte einſehen, daß er doch vergeblich zu einem gefährlichen Wagnis raten würde; er drang in den Meiſter nicht weiter. „Gnädigſter Herr,“ begann er nach einer Weile zögernd und offenbar in ſchmerzlicher Verlegenheit, „wenn es denn nicht anders ſein ſoll, als daß die Marienburg ohne Schwertſchlag fällt und den Polen verraten wird — was iſt euer Wille wegen eurer treuen Stadt Marienburg?“

Erlichshauſen wurde unruhig. „Wie meinſt Du das?“ fragte er, mehr um Zeit zu gewinnen, als weil er Blumes Meinung nicht verſtand.

„Bedenket die Not, in die wir kommen,“ antwortete derſelbe, „wenn das Schloß von den Feinden beſetzt iſt. Nur ein Graben trennt die Stadt von ſeinen Mauern. Wie ſollen wir uns gegen ihr Geſchütz behaupten?“

„Ah —! dahin alſo zielt ihr,“ ſagte der Hochmeiſter vorwurfsvoll aufblickend. „Ihr Marienburger holt euch den Dispens zum Abfall vom Orden — jetzt verſteh' ich Dich.“

„Gnädigſter Herr,“ rief Blume erſchreckt, „wie mögt

Ihr uns dies anſinnen? Ich komme, um euren Befehl zu vernehmen. Iſt es euer Wille, daß die Stadt Widerſtand leiſtet, trotzdem das Schloß ſie nicht mehr deckt, ſo ſind wir zu gehorſamen bereit. Wir verhoffen uns dann aber auch von Eurer Gnade freundlichen Troſt, daß der Orden uns nicht verlaſſen und in gemeſſener Zeit vom Norden mit Heeresmacht anrücken wolle, uns Beiſtand zu leiſten. Müßtet Ihr uns den verſagen, ſo wär's grauſam, zwecklos ein ſo großes Blutvergießen herbeizuführen. Sagt mir deshalb eure Meinung, gnädigſter Herr, ſo lange ich ſie aus eurem eigenen Munde vernehmen kann. Wer weiß, ob man mich noch einmal durch dieſe Tür laſſen wird."

Der Hochmeiſter rieb ſich die Stirn. „Zwecklos — zwecklos — zwecklos . . ." murmelte er in den Bart. „Was nennſt Du zwecklos, Bartholomäus? Wie kurzſichtig ſind wir Menſchen — oder überſichtig! Wie wenig haben wir die Dinge in der Gewalt, daß wir beſtimmen können, da hinaus ſollt ihr und nicht weiter und mit ſolcher Wirkung! Die Vorſehung verfolgt ihre Zwecke und weicht nicht von ihrem Wege. Was wiſſen wir davon? Sie allein iſt ſehend — wir ſind blind. Wie wollen wir uns unterfangen zu ſagen, daß irgend etwas zwecklos geſchieht, was Gott geſchehen läßt, oder ihm vorzugreifen, daß er nach unſerer ſchwachen Vernunft das Geſchehene nutze?"

„Aber wir Menſchen müſſen uns doch entſcheiden, gnädigſter Herr, ſo kurz oder ſo weit wir blicken mögen," antwortete Blume, beängſtigt durch dieſen Rückhalt. „Es wird uns nicht erſpart. Ich bitt' Euch ernſtlich, gnädigſter Herr, gebt mir eine ſichere Weiſung."

„Wie kann ich das? Es iſt vor mir alles dunkel. Wie kann ich das?"

„So überlaßt Ihr die Stadt der Söldner Willkür, wie das Schloß?"

„Nein, nein! Sie iſt nicht im Pfand.“

„Und Ihr wollt alſo, daß ſie den Söldnern die Tore ſperren?“

„Du ſelbſt verſicherſt mich ja ihrer Treue.“

„So rechnen wir auf euren Beiſtand, gnädigſter Herr, wenn Gewalt —“

„Warum drängſt Du mich zu Verſprechungen, die vielleicht unerfüllbar ſind!“

„Aber euer guter Wille —“

„Zweifelſt Du an dem? Die Stadt Marienburg iſt unſer letzter Anker.“

„Und Ihr wollt ihn auswerfen in Hoffnung, Euch daran halten zu können?“

„In Hoffnung, Bartholomäus, in Hoffnung. Wie ſollten wir aufhören zu hoffen? Es kann ſein, daß er dem Sturm widerſteht. Und weil es ſein kann . . . Aber ſehet ſelbſt zu, wie viel ihr noch dem Schiff vertraut. Fehlt euch der Glaube, ſo wird euch auch der Mut fehlen.“

„Stärkt unſern Glauben, gnädigſter Herr,“ bat Blume inſtändig. „Ihr könnt's durch ein gerades Wort. Was ſoll ich den Bürgern von Ew. Gnaden ſagen?“

Erlichshauſen ſeufzte. „Daß ich ein armer verlaſſener und verratener Mann bin, der nichts zu bieten hat. Was man ihm tut, das tut man ihm aus Liebe und dafür will er dankbar ſein, ſo lange ſein Herz ſchlägt. Sagt ihnen das!“

Der Bürgermeiſter hob ein wenig die Hände und ließ ſie wieder an den Leib zurückſinken. Es mußte ihm nutzlos ſcheinen, den kranken Herrn noch länger mit Fragen zu beläſtigen, auf die dieſer doch keine beſtimmte Antwort geben wollte. So nahm er denn ſeinen Abſchied „mit bekümmertem Herzen.“ Es mochte ein Abſchied fürs Leben ſein. Der Bürgerſchaft konnte er keinen Troſt mitbringen.

Als er langſam in tiefen Gedanken über die Brücke ging, nach der Stadt zurückzukehren, wurde er von zwei böhmiſchen Rottenführern aufgehalten und angewieſen, ihnen ins alte Schloß zu folgen. Ihr Hauptmann, Herr Ulrich Czerwonka, hätte mit ihm zu reden. Das war ihm ſehr unlieb, aber ſie kümmerten ſich darum nicht, nahmen ihn in die Mitte und führten ihn wie einen Gefangenen durch das ſchräge Tor auf den Hof und nach ihres Herrn Gemach.

„Ihr kommt vom Hochmeiſter,“ ſprach ihn Czerwonka an, indem er ihn mit einem ſtechend forſchenden Blick betrachtete. „Wir wußten, daß Ihr dorthin ginget und hinderten es diesmal nicht: Ihr ſolltet Euch ſelbſt überzeugen, mit wem Ihr's da zu tun habt. Was er Euch geſagt hat, weiß ich nicht und will ich auch von Euch nicht hören. Was ich Euch aber zu ſagen habe, Herr Bartholomäus Blume, das beachtet wohl, denn es ſoll nicht in die Luft geſprochen ſein. Weiß Gott, wir hätten das Geld lieber vom Orden als vom König genommen. Könnt Ihr dem Orden dazu verhelfen, ſo räumen wir die Marienburg oder halten ſie auch ferner für ihn. Wenn nicht, ſo wiſſet, daß der König binnen wenigen Wochen einziehen und Euch zur Übergabe der Stadt auffordern wird. Es wäre Wahnſinn, wenn Ihr Widerſtand verſuchen wolltet — das muß ein Kind einſehen. Darum rat ich Euch zu eurer Stadt Beſtem, kommt ſeinem Zorn voraus und gewinnt Euch durch entſchloſſene Tat ſeine Gnade. Ihr werdet ſie brauchen gegen der Städte Thorn und Danzig Feindſchaft, die nimmer vergeſſen, daß Ihr das Siegel vom Bundesbrief zurückgefordert habt. Ich erwarte Herrn Tileman vom Wege noch dieſen Abend. Er bringt die Unterſchrift des Königs und des Landesrats von Preußen. Ihr habt keine Zeit zu verſäumen. Entſchließt Euch kurz und öffnet uns die Tore, damit wir die Stadt für den König beſetzen. Wir wollen ſie dann gern vor ungerechter Bedrückung hüten.“

„Vorher aber ſelbſt ausplündern,“ fügte Blume ſpöttiſch hinzu. „Wir haben wohl vernommen, daß es euch im Schloß ſchon an Lebensmitteln fehlt. Kommt der König, ſo fürchtet ihr, daß ſie gar knapp werden könnten. Deshalb ladet ihr Euch rechtzeitig bei uns zu Gaſte. Sitzt ihr erſt bei Tiſch, ſo werden wir euch vergeblich zum Aufſtehen nötigen.“

Czerwonka lachte aus vollem Halſe. „Die Mahlzeit könnt' euch ſpäter doch teurer werden,“ rief er. „Aber im Ernſt, ſeht euch vor! Ihr habt alles auf einen Wurf zu gewinnen oder zu verlieren. Handelt klug!“

Ich will's nach Gebühr an den Rat und die Gemeine bringen,“ entgegnete der Bürgermeiſter gepreßt. „Ihr wißt, daß ich keine Vollmacht habe, Euch oder irgendwem in dieſen Dingen endgiltigen Beſcheid zu tun. Meine Meinung aber erlaubt mir für mich zu behalten.“

Der Hauptmann entließ ihn mit der Mahnung, ſich fortan jeden Verkehrs mit dem Hochmeiſter zu enthalten. „Man möcht' Euch ſonſt vielleicht in Verdacht der Konſpiration nehmen und im Hauſe feſthalten!“

Als Blume in den Kreuzgang hinaus trat, war's gerade die Zeit, in der die Ordensritter ihrer Pflicht gemäß in die Kirche gingen, das Gebet zu verrichten. Sie ſchritten in ihren weißen Mänteln langſam paarweiſe über den Hof, meiſt alte gebrechliche Männer mit hageren Geſichtern und grauen Bärten. Sie hatten die Hände gefaltet und ſangen leiſe einen Pſalm. Nahe dem Kreuzgang ſperrte ihnen ein Haufe Söldner den Weg. Denen winkten nun die vorderſten, Platz zu machen, wurden aber mit rohen Worten abgewieſen und, als ſie gleichwohl weiter vordrangen, mit Schultern und Ellenbogen zurückgeſtoßen. „Geht herum,“ rief einer von den Böhmen, „und ſeht zu, wie ihr an der Mauer entlang die Tür erreicht. Hier ſtehen wir und mögen eure Litanei nicht hören.“ Er hielt dabei einem Weißbart, der am eifrigſten ſang, das Bein vor, ſo daß er ſtolperte und zu Fall kam. Die andern lachten und ſangen höhniſch mit meckernden Stimmen das Lied mit.

Der Alte richtete ſich mit Beiſtand eines Bruders auf. Zornig rollten ſeine Augen. „Schweigt, ihr verdammten Huſſiten,“ ſchrie er die nächſten an, „ihr läſtert Gott!“

Darüber entſtand ein heftiger Wortſtreit. „Nennt ihr uns Huſſiten, ſo nennen wir euch Pfaffenknechte! Was, verdammt? Schmäht ihr die reine Lehre? Selbſt ſeid ihr verdammt — ihr treibt Götzendienſt!“

„Heilige Mutter Gottes, ſteh' uns bei — Jungfrau Maria, ſteh' uns bei gegen dieſe Frevler!“

„Die hilft euch nicht — die iſt von Stein und Glas draußen an der Wand — ha, ha, ha —! ruft ſie doch an, ſie rührt ſich nicht vom Fleck!“

„Schweigt, ihr Läſterer! Gott wird euch ſtrafen.“

„Schweigt ſelbſt! Er achtet nicht auf ſolcher alter Weiber Gezeter, wie ihr ſeid. Zahlt uns unſern Sold.“

„Den habt ihr von alten Weibern nicht zu fordern.“

„Kränkt euch das? Reißt ihnen die Bärte ab — ſie ſind falſch! Ja, reißt ihnen die Bärte ab!“

Einer von den Böhmen faßte wirklich den langen weißen Bart des Ritters, wickelte ihn um die Hand und zog daran ſo kräftig, daß derſelbe vor Schmerz laut aufſchrie. „Laß los, du Hund!“ befahl ein anderer, ſeinen Arm packend.

Der Böhme warf ihn zurück, zog einen Dolch und trennte mit einem Schnitt den Bart vom Kinn. Die Schneide traf das Kinn, das Blut tropfte auf den weißen Mantel.

Empört über dieſe Roheit, trat Bartholomäus Blume dazwiſchen. „Was tut ihr Unmenſchen,“ rief er. „Iſt euch das Alter nicht mehr ehrwürdig? Vergreift ihr euch an dieſen frommen Männern, deren Unglück euer Mitleid wecken ſollte?“

Nun wandten die Söldner ſich gegen ihn. „Was wollt Ihr? Wer ſeid Ihr? Warum miſcht Ihr Euch ein?“

„Ich bin der Bürgermeiſter der Stadt Marienburg,“ antwortete Blume, „und bitt' euch um des Heilands willen von ſolchem Frevel abzulaſſen, deſſen ich zufällig Zeuge bin.“

„Ja, bezeugt uns das!“ rief ein alter Komthur, der ſich mit zitternder Hand auf einen Stab ſtützte. „Bezeugt uns das vor der ganzen Chriſtenheit, wie ſchmählich wir von denen behandelt werden, die uns ſchützen ſollten. Nachts, wenn wir zur Meſſe gehen, lauern ſie uns auf, ſchlagen uns, reißen uns die Kleider vom Leibe, treiben uns mit Ruten um den Kreuzgang. Unſeres Lebens ſind wir nicht ſicher. Sie dringen in unſere Zellen, berauben unſere Armut, ziehen uns nackt aus, und ihre Hauptleute wehren ihnen nicht. Um ihr Leben zu retten, ſind ſchon einige in Angſt aus dem Fenſter geſprungen und haben ſich ſchwer verletzt. Bezeugt uns auch dieſe Klagen, die Gott als gerecht kennt. Wann iſt unſeres Elends ein Ende?“

„Macht, daß Ihr fortkommt,“ herrſchte ein Rottenführer den Bürgermeiſter an, „und ſeht zu, wie Ihr auf dem Rathauſe Ordnung haltet. Hier brauchen wir keinen Aufſeher.“ Er ſchob ihn mit der Hand zurück.

Sein Dazwiſchentreten hatte doch ſo viel genützt, daß die Kreuzherren nicht weiter beläſtigt wurden. Der Weg in die Kirche blieb ihnen freilich verſperrt. Dort war eine Schar Söldner mit wüſtem Lärm eingebrochen. Sie kamen nun hinaus mit Meßgewändern, Altardecken und Fahnentüchern behängt, ſchwangen Rauchfäſſer, hatten die von Leuchtern herabgeriſſenen Wachskerzen angezündet und zogen ſo in Prozeſſion durch den Kreuzgang, eine kirchliche

Melodie plärrend, der ein unflätiger Text untergelegt war. Von den oberen Stockwerken her hatten ſich auf das Beifallsgeſchrei noch viele Söldner eingefunden, die vorher unbeteiligt geweſen waren und jetzt auch ihren Spaß haben wollten. Sie ſchloſſen ſich an, johlten und pfiffen. Endlich zog der Haufe in die Kirche hinein — und begann in blinder Zerſtörungswut die Holzſchnitzereien an den Chorſtühlen zu zerſchlagen und die Heiligenbilder an den Wänden zu beſudeln.

Die Kreuzherren hatten die Flucht ergriffen und ſich in ihre Zellen zurück begeben, die leider nicht einmal verſchließbar waren, da ſie nach der Ordensregel zu jeder Zeit des Tages und der Nacht offen gefunden werden mußten. An die Abhaltung des geordneten Gottesdienſtes war ferner nicht mehr zu denken. Sie machten ſich darauf gefaßt, das alte Schloß bald verlaſſen zu müſſen, in dem die früheren Herren nur noch ärgere Mißhandlungen zu erwarten hatten.

Bartholomäus Blume hatte ſich ſeufzend vom Schloßhof entfernt, ſobald die Söldner ſich der unheiligen Prozeſſion zuwendeten und ihn unbeachtet ließen. Er konnte ſich nur die ſchlimmſten Verdrießlichkeiten zuziehen, wenn er länger blieb, den Kreuzherren aber nicht nützen. Er ſah wohl, wie es um den Orden ſtand, und ſchlich bekümmerten Gemütes nach der Stadt, bei ſich überlegend, was ſie ſelbſt zu gewärtigen habe, wenn erſt die Burg dem Feinde ausgeliefert wäre.

Am andern Morgen meldeten ſich die Abgeſandten des preußiſchen Landesrats, unter ihnen Tileman vom Wege, Gabriel und Stibor von Baiſen, bei den böhmiſchen Hauptleuten. Es war wegen des Löſegeldes eine Einigung zwiſchen den Ständen und dem König erzielt. Er übernahm die Hälfte desſelben, ſo leer auch ſeine eigenen Kaſſen waren. Sie ſollten durch die Städte Thorn und Danzig gefüllt werden, für die nun die erſehnte Ge=

legenheit gekommen war, ſich beſondere Privilegien und die zu den abgebrochenen Schlöſſern gehörigen Ordensländereien zu erkaufen. Sie hatten jetzt den König in ihrer Gewalt und wollten vorſorgen, daß er nie ihrer Freiheit gefährlich werden könnte. Deshalb mußten ſie Herren der früheren Komthureien ſein und das Zugeſtändnis erwirken, daß ſtets einer ihrer Ratsmitglieder zum königlichen Burggrafen ernannt werde, den ſie ſelbſt wählten und präſentierten. Ihre eigenen Münzen wollten ſie ſchlagen und ihre Briefe mit rotem Wachs ſiegeln. Tileman vom Wege hatte die Verhandlungen klug geführt und ſich verſichert, daß der König, wenn er diesmal ins Land käme, ſeine Verſprechungen würde halten müſſen. Er ſtand ſchon mit einem Heerhaufen an der Grenze.

Die Hauptleute zeigten ſich durch die Verſchreibungen, die ihnen vorgelegt wurden, befriedigt. Gegen Zahlung der erſten beträchtlichen Rate wollten ſie dem König die Marienburg übergeben. „Wollt ihr den Hochmeiſter mithaben?“ fragte Wolfsdorf übermütig.

„Wenn er nichts extra koſtet —“ entgegnete Stibor von Baiſen lachend.

„Das iſt doch zu bedenken,“ meinte ſein Bruder Gabriel. „Der deutſche Orden macht ſich nicht viel aus ihm. Ihn auszulöſen hat er kein Geld. So müſſen wir ihn unnütz füttern und obendrein in der Gefangenſchaft wohl gar fürſtlich halten.“

„Es könnte doch ſein,“ wendete der Kulmer Bürgermeiſter ein, „daß wir ſchneller zum Frieden kommen, wenn des Ordens Oberhaupt in unſern Händen iſt.“

„Das glaubt doch nicht,“ entgegnete Gabriel von Baiſen, der Woywode. „Es wäre nicht das erſte Mal, daß der Orden einen unbequemen Hochmeiſter abgeſetzt und bei deſſen Lebzeiten ein neues Haupt gewählt hätte. Er wird den gefangenen Ludwig von Erlichshauſen ohne

Bedenken im Stich laſſen, wenn er ſich dadurch freie Hand ſchafft. Wir haben an ihm etwas Rechtes.“

„Das Geſchrei wär' auch zu groß,“ ſagte Czerwonka, mit dem Knebel den Schnauzbart nach rechts und links ausſtreichend. „Wir verkaufen unſer Pfand — das iſt unſer gutes Recht. Darüber hinaus wollen wir nicht. Soll's heißen, wir hätten unſern Kriegsherrn verraten und ſeinen Feinden ausgeliefert? Und denen nützt's nicht einmal. Was will der König mit ihm anfangen, wenn er ihn hat? Er iſt ihm eine große Laſt. Nein! laſſen wir ihn laufen, ihn und die Brüder, die noch im Schloß ſind. Die Mauern ſollt ihr haben.“

Tileman hatte ſich nicht eingemiſcht. Auch jetzt äußerte er nur: „Wir ſind nicht befugt, euch darin Vorſchrift zu machen. Wie ihr uns das Schloß zu übergeben habt, ſteht in den Briefen. Ich weiß nicht, ob es dem Herrn König genehm wäre, einen ſolchen Gaſt vorzufinden. Die Städte mögen ihn nicht.“

„Laſſen wir ihn laufen,“ entſchied Ulrich Czerwonka, mit der Hand in die Luft ſchlagend.

Siebentes Kapitel.

Die Abrechnung.

So wurde nun kurz vor Pfingſten Herrn Ludwig von Erlichshauſen angekündigt, daß er in Frieden abziehen dürfe, wohin es ihm beliebe. Der König ſei ſchon unterwegs und könne jeden Tag eintreffen, deshalb ſolle er ſich beeilen.

Der kranke Hochmeiſter mußte froh ſein, ſeiner qualvollen Gefangenſchaft entledigt zu werden. Freilich wußte er nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Die Hauptleute in Konitz hatten kürzlich einen Sieg über die Polen erfochten und ihn eingeladen, zu ihnen zu kommen; ſie wollten Gut und Blut daran ſetzen, ihn gegen ſeine Feinde zu ſichern und alles mit ihm teilen. Gern wäre er ihrem Ruf gefolgt, doch erklärten die Böhmen, daß ſie ihn jetzt nicht geleiten könnten. Allein durfte er ſich über die Weichſel nicht wagen. Die anderen Schlöſſer im Rücken waren ebenfalls verpfändet oder von den Bündiſchen bedrängt und in großer Not. Bleiben konnte und wollte er aber nicht. So bat er denn nur, daß man ihm erlaube, die Heiligtümer der Marienburg, Bilder der Jungfrau Maria und der heiligen Barbara, aus der Kirche das heilige Kreuz und die anderen Geräte mitzunehmen. Dies wurde ihm von den Hauptleuten zugeſtanden.

Am Pfingſtabend tief in der Nacht kam ein Heerhaufe von ſechshundert Polen und Verbündeten vor das Schloß, Einlaß begehrend. Ulrich Czerwonka öffnete die Tore.

Am Pfingſtſonntage, als eben Ludwig von Erlichshauſen unter reichlichen Seufzern ſeine Gebete verrichtete, ließen die Hauptleute ihm ſagen, er ſolle ſich am andern Tage zum Abzug bereit halten.

Er berief nun ſogleich ſeine wenigen Diener und trug ihnen auf, ein Fuhrwerk zu beſorgen und die Bilder, Kreuze, Heiligtümer und Kirchengeräte aufzuladen. Das geſchah im Lauf des Vormittags. Der Wagen ſtand vor der Tür des Hochmeiſterhauſes.

Die Heiligtümer mußten zum größten Teil aus der zum alten Schloß gehörigen Kirche fort, über den inneren Schloßhof, durch das große Tor und über die Brücke nach dem mittleren Schloß getragen werden. Dies konnte den Söldnern nicht unbemerkt bleiben. Die Polen und Bündiſchen waren von den Böhmen mit großem Jubel empfangen worden. Nun feierte man gemeinſam das Pfingſtfeſt ſchon früh durch einen guten Trunk. Was von Tiſchen, Bänken und Stühlen aufzutreiben war, wurde in den Kreuzgang und auf den Hof geſtellt, über dem ſich der klarſte blaue Himmel wölbte. Aus den Kellern wurde hinaufgeſchafft, was ſich noch von Vorräten auffinden ließ. Es war bekannt geworden, daß der Orden das Schloß räumen ſollte. Darüber frohlockten die Polen und Bündiſchen, tranken den Böhmen eifrig zu und füllten immer wieder die Becher. Die Böhmen, die nun gewiß waren, zu ihrem Solde zu kommen, taten ihnen willig Beſcheid und ſtießen auf das Wohl des Königs an. Beide Teile tranken über den Durſt, und es herrſchte bald bei dieſer Verbrüderung große Trunkenheit.

Eine Weile hatten ſie's ruhig mit angeſehen, daß die hochmeiſterlichen Diener ab- und zugingen und zum

Gottesdienſt gehörige Gegenſtände unter Führung einiger Prieſterbrüder aus der Kirche entfernten. Auf die Heiligenbilder legten die Böhmen keinen Wert, und die Polen blickten darauf mit abergläubiſcher Scheu. Als nun aber auch die großen Altarleuchter, die ſilbernen Kirchengeräte und vergoldeten, mit Edelſteinen beſetzten Kreuze aus der Schatzkammer fortgetragen wurden, entſtand merkliche Unruhe unter den betrunkenen Zuſchauern in der Nähe. Von einem Tiſch zum andern lief die Nachricht, der Hochmeiſter laſſe allerhand Koſtbarkeiten fortſchleppen, die mit dem Schloß verpfändet ſeien. Das dürfe nicht geſchehen. Es kam zum Streit mit den Dienern, die ſich auf des Hauptmanns Czerwonka Erlaubnis und ihres Herrn Befehl beriefen. Man ließ ſie diesmal noch aus, unterſagte ihnen aber das Wiederkommen. Als ſie ſich gleichwohl wieder auf dem Hof blicken ließen, erhielten ſie Schläge. Darüber erhoben ſie ein großes Geſchrei und wollten vor den Hauptmann geführt ſein. Zu dieſem hatten ſich ſchon die Wortführer der Söldner begeben, klagten über Beraubung und forderten lärmend, es ſolle Einhalt geſchehen. Ulrich Czerwonka ſuchte ſie zu beſchwichtigen. Es handele ſich um alten Plunder, der dem Hochmeiſter am Herzen liege; man habe nicht ſo hart mit ihm verfahren wollen, ihm eine billige Bitte abzuſchlagen. Das wollten ſie nicht gelten laſſen. Es ſei nicht von altem Plunder, ſondern von Silber und Gold die Rede, das zur Kirche gehöre. Er möge ſelbſt herauskommen und nach dem Rechten ſehen. Um den Lärm nicht noch mehr anwachſen zu laſſen, folgte er ihnen auf den Hof. Dort fand er ſchon die Maſſen in wildeſter Erregung. Man ſchrie, drohte und ſchwang die Waffen, die raſch herbeigeholt waren. Es fielen anzügliche Reden, daß die Hauptleute zum Schaden des Königs geheime Abreden getroffen hätten, um es mit dem Orden nicht ganz zu verderben. Czerwonka ſah ein, daß leicht ſein Anſehen gefährdet ſei, wenn er für den Hochmeiſter Partei nehme. Er verſuchte lieber gar nicht, ſich Gehorſam zu erzwingen, ſondern ſtieg auf einen Tiſch und rief in die aufgeregten Maſſen hinein: „So iſt's nicht gemeint geweſen, daß die Buben uns die kahlen Wände laſſen. Wir reichen dem Herrn Hochmeiſter den kleinen Finger und er ſcheint die ganze Hand nehmen zu wollen. Oder vielleicht weiß er auch nicht einmal, was ſeine Diener tun. Seid ganz unbeſorgt, wir werden die Wagen revidieren, ehe ſie abfahren. Es ſoll kein Stück ausgeführt werden, das dem abziehenden Herrn nicht ausdrücklich zugeſichert iſt."

Er befahl auch gleich, alle Ausgänge zu ſchließen. Das geſchah nun freilich ſehr tumultariſch, aber es genügte der Menge nicht. Sie wußte jetzt, daß der Hauptmann den Zügel nicht ſtraff hielt und riß ihm denſelben ganz aus der Hand. Die Böhmen wollten ſich vor den Polen etwas ſehen laſſen, warteten deshalb nicht ab, wie ihnen Czerwonka Wort halten werde, ſondern ſtürmten zu Haufen durch das Tor und über die Brücke bis vor das mittlere Haus. Hier ſchlugen ſie die Knechte nieder, die bei den Pferden ſtanden, warfen die Bilder und Geräte vom Wagen, trieben mit den Heiligtümern allerhand Unfug und plünderten die Prieſter, die ſie davor ſchützen wollten, nackt aus.

Darauf lärmten und tobten ſie auf der Treppe und in dem oberen langen Gange, warfen die alten Rüſtungen von den Wandhaken, ſodaß es ein gewaltiges Gepolter gab, und riſſen die Türen auf, die zu den Prunkgemächern und zu den hochmeiſterlichen Kammern führten. Ein betrunkener Lanzknecht rief lallend: „Wo ſteckt ſeine Gnaden? Wo hat man die durchlauchtigſte Puppe verſteckt? Sucht ſie, ſucht ſie! Wir wollen unſere Kurzweil mit ihr haben. Sucht ſie, liebe Geſellen!"

Ein anderer, der einen tückiſcheren Rauſch hatte, ſpannte ſeine Armbruſt und ſchob einen Bolzen ein. Es waren da noch Mehrere ebenſo bewaffnet. Denen befahl er das Gleiche zu tun und ſchrie unaufhörlich: „Vorwärts, ihr Schützen, vorwärts! Schießt die Füllung der Tür ein, ſucht die Diebe, die ihren Raub heimlich ausführen wollen, geht dem gnädigen Herrn zu Leibe, der uns beſtiehlt! Vorwärts!“

Die Genoſſen machten ihre Armbrüſte fertig, andere hatten die Schwerter gezogen und ſchlugen ſie gegen einander, noch andere bemächtigten ſich der Fahnenſtangen, die zur Erinnerung an erkämpfte Siege in eiſernen Ringen an der Wand hingen, und brauchten ſie als Spieße. Es war, als ob ſie mit wildem Geſchrei eine feindliche Schanze ſtürmen wollten.

Ludwig von Erlichshauſen vernahm in ſeiner Kammer den Lärm. Er näherte ſich der Tür. Jetzt hörte er dicht vor derſelben die einzelnen Stimmen. Er ſprang auf und öffnete ſie weit. „Hier iſt der, den ihr ſucht,“ rief er, das Kleid über der Bruſt aufreißend, „hier ſteht der Meiſter des deutſchen Ordens unbewehrt und unbeſchützt — ein Unglückſeliger. Trefft ihn gut — trefft ihn mitten ins Herz! Es iſt am beſten ſo. Dann hat alle Not ein Ende.“

Das hatten die Angreifer nicht erwartet. Sie ſtutzten und blieben dicht gedrängt vor der Tür ſtehen. Einige Armbrüſte hoben ſich wohl, aber niemand wagte abzudrücken. Es war, als ob ſie plötzlich ernüchtert würden, da ſie die hohe Geſtalt des Meiſters vor ſich ſtehen und ſeine großen dunkelblauen Augen traurig auf ſich gerichtet ſahen. Auch die roheſten Geſellen überlief etwas wie ein Schauer vor der gebeugten Majeſtät. Viele wendeten ſich zurück und ſchlichen fort. Einer von den Vornſtehenden legte ſeinen Spieß vor die Türöffnung, die Armbrüſte ſenkten ſich, es entſtand eine Minute lang tiefes Schweigen. Endlich ſagte der Anführer: „Wir wollen Euch nicht ans Leben. Gebt die Schätze heraus, die Ihr geborgen habt, und zieht ab.“

„Ich habe nichts,“ antwortete der Meiſter, „ich bin bettelarm. Reißt mir den Ring vom Finger, meiner entwürdigten Würde Zeichen, und ihr habt alles, was ich an Kleinodien beſitze. Da liegt mein Mantel — da mein Ritterſchwert. Nehmt ſie — aber tötet mich zuerſt!“

„Kommt fort,“ mahnten einige, „es iſt da für uns nichts zu holen.“ Andere waren ungläubig und murrten. Der erſchütternde Eindruck fing ſich ſchon an zu verwiſchen. Es wurde gelacht und geflucht. Zum Glück marſchierte jetzt eine geordnete, von ihren Rottmeiſtern geführte Schar im Gang auf und drängte die Aufrührer von der Tür ab. Den Hauptleuten war bange geworden; ſie hatten die nüchternſten Leute zuſammengeſucht und als Schloßwache abgeſchickt, den unglücklichen Fürſten vor der äußerſten Schmach zu bewahren.

Nun wichen die Angreifer. Der Gang leerte ſich allmählich, nur noch auf der Treppe ſetzte ſich der Lärm fort. Einer der Rottmeiſter trat vor und ſagte: „Herr Ulrich Czerwonka ſchickt mich zu Ew. Gnaden. Er will nicht, daß Ew. Gnaden ein Übeles geſchehe, bittet Euch aber zu bedenken, daß es vielleicht nicht lange mehr in ſeiner und der anderen Hauptleute Macht ſteht, Euch vor Beſchimpfung zu bewahren und gegen Lebensgefahr zu ſchützen. Zu groß iſt der Zorn gegen euren Orden. So eben iſt wieder ein Kriegshaufen von Polen und Bündiſchen vor der Burg angelangt. Sie haben ein Lager bezogen, des Königs Ankunft zu erwarten. Unter ihnen ſind die Komiſſarien, denen das Schloß übergeben werden ſoll. So dürfen wir euren Abzug bis morgen nicht verſchieben. Herr Ulrich Czerwonka erſucht deshalb Ew. Gnaden, zu eigener Sicherheit heute noch nach Dirſchau abzureiten. Wenn es Ew. Gnaden gefällt, ſollen die Pferde in einer Stunde bereit ſtehen, auch ein

Fähnlein zur Begleitung mitgegeben werden. Von Dirſchau möget Ihr Euch wenden, wohin es Euch gefällt.“

„Ich muß mich wohl fügen,“ antwortete Erlichshauſen, „und obendrein eurem Hauptmann danken. Es geſchehe nach ſeinem Willen, da es doch nicht anders ſein kann.“

Nun wurden ſeine Diener zu ihm gelaſſen. Sie rüſteten die Abreiſe. Er ſelbſt ſchritt noch einmal durch die Gemächer, oft ſeufzend und die Hände ringend; er trat an die Fenſter und ſchaute auf den Strom. „Soll ich der letzte Hochmeiſter ſein, der hier Haus hält — der letzte?“ Er überrechnete die Zahl ſeiner Vorgänger, die Zahl der Jahre. Siebzehn Hochmeiſter hatten hier reſidiert und faſt anderthalb Jahrhunderte waren darüber vergangen. „Der letzte — der letzte!“ Er hoffte nicht mehr, als Sieger wieder einzukehren; ſein Mut war völlig gebrochen.

Sein alter Kämmerer meldete ihm in ehrerbietiger Haltung, daß die geringe Habe dem Packpferde aufgeladen ſei und die Reiter auf ihn warteten. „Iſt's ſchon ſo weit?“ ſeufzte er. „O mein Gott, mein Gott, ſo haſt du mich verlaſſen.“ Er hing den Mantel über die Schultern und ſchritt über den Gang nach der Hauskapelle, dort ſein letztes Gebet zu verrichten. „Geht voraus,“ ſagte er, „ich folg' Euch auf dem Fuße.“

Als er nach einigen Minuten aus der Kapelle zurückkehrte und um den Pfeiler bog, trat ein Mann auf ihn zu, der ſich hinter demſelben verborgen gehalten hatte. Es herrſchte in dem Gange ein Dämmerlicht, aber der Hochmeiſter erkannte ihn doch. „Tileman —!“ ſchrie er auf und taumelte zurück.

„Ganz recht, Herr Ludwig von Erlichshauſen — Tileman vom Wege,“ entgegnete der Mann mit ſchneidender Stimme.

„Was willſt Du hier?“ fragte der Hochmeiſter entſetzt, als ob er ein Geſpenſt geſehen hätte.

„Nicht dein Leben,“ antwortete Tileman, ohne ſich von der Stelle zu rühren. „Hätt' ich deine Schmach kürzen wollen, lange wär' mir's verfallen geweſen. Nein! lebe und ſchleppe ſie weiter, bis Gott Dich erlöſen will. Ich komme, Dir den Abſchied aus dieſem Hochmeiſterhauſe zu geben, Herr Ludwig von Erlichshauſen — ich — ich! Du weißt, was das bedeutet. Ich!“

„So wollt' ich, Du hätteſt einen Dolch im Ärmel verſteckt und bohrteſt ihn mir in die Bruſt — das Eiſen wär' mir weniger ſchmerzhaft, als deine Blicke und Worte. Weißt Du, wo Du ſtehſt, Tileman?“

„Wo ſtehe ich?“

„Auf derſelben Stelle, wo Werner von Orſeln ermordet wurde durch eines tückiſchen Bruders ſpitzen Stahl.“

Tileman zuckte ein wenig mit den Schultern und ſchob den Fuß zur Seite. „Weshalb erinnerſt Du daran?“ fragte er mit gedämpftem Ton. „Ich bin dein Bruder nicht, ſondern dein geſchworener Feind, und ich trage nicht Mordgedanken, ſondern komme Dir zu ſagen, daß ich meine Rache genommen habe.“

„Du mordeſt meine Seele,“ ächzte der Hochmeiſter, „das iſt ſchlimmer als Brudermord.“

„Sei's denn ſo!“ rief Tileman vom Wege ſich hoch aufrichtend. „Dies iſt der Augenblick, nach dem ich wie ein Verdurſtender gelechzt habe alle die Jahre. Du hatteſt mir den Becher von den Lippen geriſſen, da ſie am begierigſten nach dem Weine des Lebens verlangten, und deine Sorge war's nicht, daß ich mich vor dem Verſchmachten rettete. Weißt Du, was mich aufrecht hielt? Die Hoffnung, daß ein gerechter Gott im Himmel ſei — die Hoffnung, Dich elender vor mir zu ſehen, als ich je vor Dir geſtanden hatte. Ich ließ Dich aufſteigen zum Gipfel irdiſcher Herrlichkeit, um Dich deſto tiefer hinabzuſtürzen. Und da liegſt Du im Staube, Herr Ludwig von Erlichshauſen, Hochmeiſter deutſchen Ordens. Ich ſehe Dich ausziehen aus dem Hauſe, in dem deine Vorfahren mit Ruhm und Glanz regiert haben, einen verlaſſenen, gebrochenen, ſchmachbeladenen Mann. Dein Orden hat Land und Leute verloren, der Bund triumphiert — und ich bin ſein Haupt geweſen. Klein, jämmerlich klein biſt Du vor der Welt geworden, wie lange ſchon vor mir. Das iſt meine gerechte Rache!"

Erlichshauſen ließ das Kinn auf die Bruſt ſinken. Er ſtreckte die Hände aus und rief: „Es iſt dein Werk, dein entſetzliches Werk, und ich will glauben, daß Gott mich geſtraft hat durch Dich. Aber jetzt verzeih' dem Gefallenen, dem ganz Unſeligen, verzeih' —"

„Nein!" antwortete Tileman mit eiſiger Kälte. „Ich habe Deinetwegen Blutſchuld und Meineid auf mich geladen — ich kann nicht verzeihen. Gedenke meines Weibes, das Du zu Grunde gerichtet haſt, gedenke der Toten, die vor Gottes Richterſtuhl gegen Dich zeugt. Fluch Dir in Ewigkeit!"

„Tileman" — rief der Hochmeiſter in furchtbarer Seelenangſt, „nimm den Fluch zurück, daß er Dich nicht treffe als den Schuldigſten. Dein Weib ſteht nicht vor Gottes Richterſtuhl, mich anzuklagen. Wiſſe — dein Weib lebt!"

„Du lügſt!" donnerte Tileman ihm entgegen. Seine Fauſt ballte ſich wie zum Schlage; er war blau im Geſicht. Dann wiſchte er mit der Hand über ſeine Stirn, wie wenn er einen läſtigen Gedanken fortweiſen wollte, und ſagte tief ſeufzend: „Laſſen wir die Toten ruhen — Du und ich. Und nun geh'! Deine Zeit iſt um. Geh'! Ich gebe Dir das Geleit aus dieſem Hauſe!"

Er trat zur Seite bis dicht an den Pfeiler. Der Weg war frei. Erlichshauſen zögerte noch unſchlüſſig. Da kam der Kämmerer von der Treppe her, ihn zum

Aufbruch zu mahnen. Nun deckte er die Hände über die Augen und eilte an Tileman vorüber.

Der Hochmeiſter mußte aufs Pferd gehoben werden, ſo ſchwach war er. Gebeugt ſaß er im Sattel, der Zügel hing loſe in ſeiner Hand. Die Diener hielten ſich dicht an ſeiner Seite, ihm zu helfen, wenn ihn eine Ohnmacht anwandeln ſollte. Einige Reiter in ganzem Harniſch folgten.

So ging's dem mächtigen Brückentor zu zwiſchen dem alten Schloß und dem Hochmeiſterhauſe hin. Es war ihm, als ob jeder Schritt des Pferdes ihn dem Grabe ſeiner Ehre näher brächte. Wer ihn reiten ſah, blieb ſtehen und ſchaute ihm nach. Selbſt die Polen ſchämten ſich das Unglück zu höhnen und ließen ihn unbeleidigt vorüber. Die Torwache grüßte ehrerbietig. Nun ſchallte das Gewölbe von den Hufſchlägen der Roſſe — nun hatte Erlichshauſen das Fallgatter über ſich: er wünſchte, daß es ſich von den Ketten löſte und ihn zerſchmetterte. Nun hatte er rechts und links die gewaltigen halbbogenförmigen Außentürme, die noch jedem Sturm widerſtanden hatten und jetzt kampflos aufgegeben wurden — nun polterten die Pferde über die Nogatbrücke; er meinte, er höre die Erde auf ſeinen Sarg fallen.

Jenſeits auf dem hohen Damm hielt er an, wendete ſich und ſchaute noch einmal zurück auf den herrlichen Bau. Von Weſten her zogen Wolken auf, aber ſie hatten die Sonne noch nicht erreicht. Ihre Strahlen fielen auf die farbigen Dachſteine, blitzten auf den vergoldeten Spitzen, Kugeln und Fähnlein, röteten die hoch aufſtrebenden Mauern des Hochſchloſſes und legten tiefe Schatten hinter die Fenſterpfeiler und unter die weitvorragenden Geſimſe des Hochmeiſterhauſes.

Erlichshauſen hob die Arme auf und wendete die Handflächen dem Himmel zu. Die Tränen ſtürzten ihm aus den Augen und er wehrte ihnen nicht. „Lebe wohl

— lebe wohl!“ rief er ſchluchzend, „ich weiß es, ich ſehe dich nicht wieder, ſtolze Marienburg. Leb' wohl für immerdar!“

Der Kämmerer faßte den Zügel und zog das Pferd herum. „Gott wird Euch ſiegreich zurückführen, gnädigſter Herr,“ ſagte er tröſtend.

Der Hochmeiſter ſchüttelte ſchweigend das Haupt. Auf dem ganzen Wege hörte er nicht auf zu weinen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als der Thorner Ratsherr ins Lager vor der Stadt kam, wo für ihn und die anderen Kommiſſarien Zelte aufgeſchlagen waren, fand er alles in freudiger Bewegung. Es war nicht nur des Pfingſtfeſtes wegen. Eben war ganz unerwartet von Elbing her ein Kriegshaufe, Reiter und Fußvolk mit vielen beutebeladenen Fuhrwerken angelangt. Der Woywode Gabriel von Baiſen empfing ihn mit der frohen Nachricht, daß ſein Sohn, nach Unterwerfung des Ermlandes, das Heer zurückführe und hier den König erwarten wolle. „Das trifft ſich, ſo gut es kann,“ meinte der Alte. „Ich hoffe, der Herr König wird ihn mit freundlichen Augen anſehen.“

Bald darauf kam Joſt vor das Zelt geritten, ſprang ab, warf den Zügel einem von den Troßbuben zu und trat haſtig ein. „Es iſt mir lieb, daß ich Euch allein treffe, Vater,“ ſagte er, ſich mit unruhigen Augen umſchauend.

Tileman ging ihm entgegen und umarmte ihn. Joſt ließ es geſchehen, erwiderte aber die Begrüßung nicht ſo warm. Er ſah bleich und wie übernächtig aus; ſeine Lippe zuckte fortwährend nach den Mundwinkeln hin.

„Du haſt Dich brav gehalten,“ lobte der Alte. „Der Biſchof wird an das Wiederkommen nicht eher denken, bis er ſich dem König unterworfen hat.“

„Es war da wenig Ruhm zu verdienen,“ antwortete Joſt. „Die Städte und Schlöſſer ergaben ſich meiſt auf den erſten Anlauf. Ich bringe keine Wunden heim, außer . . .“

Er brach ab und zog die Augenbrauen finſter zuſammen. „Um ſo beſſer,“ meinte Tileman. „Wir haben's wohl gehört, Du biſt der Gefahr nicht ausgewichen. Gerade deshalb war die Einbuße gering. Der Erfolg iſt vollſtändig. Setze Dich zu mir und berichte im Einzelnen —“

Joſt ſchüttelte heftig den Kopf. „Nein, es muß erſt etwas vom Herzen herunter . . . etwas vom Herzen, Vater . . .“

Der Alte betrachtete ihn verwundert. „Du biſt heut' ſonderbar,“ ſagte er. „Ich merke nicht, daß Du einen frohen Tag haſt, wie man doch vermuten ſollte.“

„Vater . . .“

„Sprich nur, ich höre. Was muß vom Herzen herunter? Ich hab' mich ſoeben auch erleichtert. Ah —! das tut wohl, wenn man's ſo lange Jahre getragen hat. Ich ſprach den Hochmeiſter, kurz bevor er die Marienburg verließ. Ich war der Letzte, den er dort ſprach — und jetzt treibt er ſich als ein Ausgeſtoßener auf der Landſtraße um. Mein Viatikum wird ihm unvergeßlich ſein!“ In den Augen loderte ihm aufblitzendes Feuer.

„Er iſt ein Unglücklicher, Vater — eher eures Mitleides als Hohnes wert.“

„Weißt Du das? Ein Bube . . . Mein Haß hat tiefen Grund. Nennſt Du ihn einen Unglücklichen? Ihm wird vergolten nach der himmliſchen Gerechtigkeit. Ich aber, der ich Menſch gegen Menſch ihm gegenüberſtehe, frohlocke: Wie Du mir, ſo ich Dir!“

„Vater —!“

„Gut, gut! Du kannſt das nicht begreifen — ſollſt auch nicht. Was hatteſt Du mir zu ſagen?“

Er ließ ſich auf einen Holzſchemel nieder, ſtützte den Arm auf den Feldtiſch und ſah zu ihm auf.

Joſt ſuchte ſeine Bruſt durch einen Seufzer von dem ſchweren Druck zu befreien, der ihm das Herz einſchnürte. „Eine Frage iſt's, Vater . . .“

„Frage!“

„Wenn ſie Euch erzürnen ſollte . . .“

„Heut' erzürnt mich nichts.“

„Wohl denn, Vater . . . Nicht wahr — — meine Mutter iſt tot?“

Tileman fuhr zuſammen. „Deine Mutter . . . Wie kommſt Du darauf?“

„Laßt das! Aber nicht wahr — meine Mutter iſt tot?“

„Sie iſt tot.“

„Und Ihr habt ſie tot geſehen, Vater?“

Der Alte rang nach Atem. „Was ſoll's? Ich ſage, ſie iſt tot. Kannſt Du zweifeln?“

„Wo iſt ihr Grab, Vater?“

„Ihr Grab . . .“

„Es hieß immer, ſie ſei auf einer Reiſe geſtorben.“

„Ja, auf einer Reiſe . . .“

„Wo iſt ihr Grab? Ich muß es wiſſen.“

„Du mußt —?“

„Glaubt mir, daß ich's wiſſen muß. Ich beſchwör' Euch, Vater — ſo wahr ein Gott lebt —!“

„Nochmals: was ſoll's?“

Joſt fiel vor ihm nieder und ergriff ſeine ſchlaff niederhängende Hand. „Gebt mir Gewißheit über meiner Mutter Tod! Es gibt Zweifelſüchtige . . .“

„Ah!“ Der Ratsherr entfärbte ſich, ſeine ſchmalen Lippen wurden weiß. „Wer könnte . . . Aber gleichviel.“ Er ſchwieg eine Weile, während Joſt geſpannte Blicke auf ihn richtete. Es war ſichtlich ein ſchwerer Kampf, den er mit ſich zu beſtehen hatte. „Steh' auf! Wer hätte Dir verraten können . . .? Aber gleichviel, ſag' ich. Setze Dich da gegenüber — höre mich an. Es iſt heute ein Tag . . . Ja wohl! ſo recht gemacht zu ſolcher Eröffnung. Der Bube in den Staub getreten und mein Sohn als Sieger heimgekehrt. Du biſt ein Mann geworden — Du haſt ein Recht zu wiſſen . . . Wiſſe denn: ich kenne deiner Mutter Grab nicht.

„Vater —! Iſt's möglich?“

„Aber ſie iſt gewißlich tot — ich zweifle nicht, ſie iſt tot.“

„Und Ihr habt ſie —?“

„Ich habe ſie nicht getötet, obſchon ſie's verdiente — obſchon ich's wollte. Ich habe ſie . . . Mein Sohn, das iſt nichts für dein Ohr.“

„Sprecht, Vater, ſprecht! Es iſt mir um Tod und Leben.“

„Ich habe ſie auf jener Reiſe — nicht nach Weſtfalen, wie es hieß, ſondern nach Littauen — ich habe ſie im Walde verlaſſen und ihrem Schickſal preisgegeben.“

Joſt erhielt ſich nur mit Mühe aufrecht. „Ihrem Schickſal? Dem Froſt des Winters, dem Hunger und den wilden Tieren?“

„Dem Froſt des Winters, dem Hunger und den wilden Tieren.“

Joſt ächzte. „So furchtbar grauſam konntet Ihr —“

„Wirf keinen Stein auf mich — es war verdient.“

„Verdient? Womit war es verdient?“

„Deine Mutter wurde mir untreu. Ich traf ſie mit ihrem Buhlen —“

„Und dieſer Buhle . . .? Sagt mir auch noch das letzte, Vater.“

Tileman erhob ſich vom Schemel und richtete die Hand mit ausgeſtrecktem Finger auf den Erdboden, als deutete er auf Jemand. „Ludwig von Erlichshauſen, den ich heut' von der Marienburg ausgetrieben!“

Er vernahm einen Fall. Auf der Stelle, die ſein Finger wies und ſein Blick anſtarrte, lag Joſt. Sein

Kopf hatte ſich in den Sand gebohrt, vor ſeinem Munde ſtand Schaum, die Hände waren zuſammengeballt. Er röchelte.

„Um Himmels willen! mein Sohn —!“ ſchrie Tileman entſetzt. Er ſprang zu, hob ihn auf, trug ihn auf das Feldbett. „Was iſt geſchehen? Wenn ich hätte ahnen können ... Deine Mutter freilich, deine Mutter —! Aber was dein Vater gelitten hat ... Komm zu Dir, mein Sohn! Vergiß die Unwürdige. Sie iſt tot ...“

Joſt regte ſich nicht, das Röcheln wurde leiſer. Den alten Mann überkam eine furchtbare Angſt. Er riß die Zeltwand auf und ſtürzte hinaus, nach dem Feldſcheer rufend. Endlich fand er ihn, faßte ſeinen Arm und zog ihn fort; er konnte nicht ſprechen. Vor dem Zelt hatte ſich ein Haufen Menſchen angeſammelt, Lanzknechte, Polen, Weiber von den Bagagewagen. Es verbreitete ſich das Gerücht, es ſei jemand ermordet, der Hauptmann Joſt vom Wege wurde genannt. „Platz da!“ ſchrie Tileman, „mein Sohn ſtirbt — mein Sohn!“

Der Feldſcheer ſchlug dem Ohnmächtigen die Ader. Das rote Blut ſpritzte weit fort. „Es hat noch keine Gefahr,“ ſagte er. „Ein Krampf der Herzadern, eine plötzlich Stockung der Säfte — in einer halben Stunde wird er wieder auf ſein. Das war Hilfe zur rechten Zeit.“

„Gott ſei Dank!“ lallte Tileman.

Der Arzt ſetzte Joſt aufrecht, rieb ihm die Schläfe mit Eſſig. Allmählich kam er wieder zu ſich.

Gabriel von Baiſen, deſſen Zelt in der Nähe ſtand, eilte hinzu, ſich nach dem Grund des Unfalls zu erkundigen. Nie noch hatte er Tileman vom Wege in ſolcher Verwirrung, ſo ganz haltlos geſehen. „Was iſt denn vorgegangen,“ erkundigte er ſich teilnehmend und neugierig zugleich.

Nun faßte der Ratsherr alle ſeine Kraft zuſammen. „Nichts —,“ ſagte er, „nichts. Ihr ſeht, nichts. Überanſtrengung im Dienſt — der Ritt in der Sonne um die Mittagszeit … Ihr ſeht, nichts.“ Er bemühte ſich zu lachen, und es gelang. „In unſerer Jugend focht uns das nicht ſo leicht an. Ja, ja! Die Zeit ändert die Menſchen. Aber er hat ſich im Felde ſehr brav gehalten, das ſoll der König erfahren.“

„Das ſoll er erfahren,“ beſtätigte Baiſen. „Er iſt in Danzig, wie mir eben ein Bote meldet, und nimmt dort die Huldigung ein. In den nächſten Tagen haben wir ihn in der Marienburg zu erwarten.“

„In der Marienburg — ja,“ ſagte Tileman. „Dann iſt Joſt wieder ganz wohl.“ Er hielt immer ſeine Hand. „Wie fühlſt Du Dich, mein Sohn. Ihr ſeht, es iſt nichts, edler Herr. In der Marienburg … Ich wollte, die Danziger hätten mit der Einholung gewartet, bis wir hier in Ordnung gekommen. Sie möchten gern dem König etwas abliſten …“

„Ich denke, das argwöhnt ihr Thorner nach eurem eigenen Bemühen,“ ſpottete Baiſen im Abgehen.

Achtes Kapitel.

Gewißheit und Wandel.

Der Feldſcheer hatte nicht zu viel verſprochen. Die halbe Stunde war noch nicht verſtrichen, als Joſt wieder auf den Füßen ſtand. Sein Vater redete ihm zu, den Arm zu ſchonen, an dem die Ader geſchlagen war, und lieber noch eine Weile liegen zu bleiben. Aber er achtete nicht darauf. „Es hat mich im Augenblick ſo überwältigt,“ ſagte er, „faſt ſchäm' ich mich meiner Schwäche. Aber nein! Das . . .“

Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte den Kopf auf den geſunden Arm und ſtarrte vor ſich hin. Der Ratsherr bot ihm einen Becher Wein zur Erfriſchung der Lebensgeiſter; er wies ihn zurück. „Speiſe und Trank ſoll nicht über meine Lippen,“ murmelte er, „bis . . . ja bis —!“

„Mein armer Junge,“ ſagte der Alte, ihm die Schulter ſtreichelnd. „Es hat Dich ſcharf gepackt. Aber Du beſtandeſt darauf, alles wiſſen zu wollen. Und einmal mußte doch . . .“

„Vater, es kann nicht ſein,“ rief Joſt. „Trotz alledem . . . Das iſt noch keine Gewißheit. Meiner Mutter Fehl freilich — daran muß ich glauben.“ Er ſchüttelte ſich ſchaudernd. „Aber daß jene Frau — und das Mädchen . . .“ Er ſprang wieder auf, ging vors Zelt und befahl dem Troßbuben, ſein Pferd vorzuführen, auch noch ein zweites herbeizuſchaffen. „Ich muß Gewißheit haben,“ ſprach er immer halblaut vor ſich hin.

„Ich bitt' Euch, Vater, begleitet mich,“ ſagte er, nachdem er zurückgekehrt war.

„Wohin?“

„Aufs nächſte Dorf. Ich hab' dort meine Gefangenen einquartiert. Es ſind einige darunter, die Euch gut zu kennen behaupten. Vielleicht iſt's Euch von Nutzen, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Sie verſichern, viel zu wiſſen. Auf euer Wort will ich ſie ausliefern oder freilaſſen.“

Das konnte kein bloßes Vorgeben ſein. Warum hätte der Kriegshauptmann nicht widerſpenſtige Edelleute oder Magiſtratsperſonen, und vielleicht gar Prieſter aufheben ſollen, über die er nun doch nicht ſelbſt verfügen mochte. Aber warum nannte er ſie nicht ſogleich? Und ſein ſonderbares Weſen —! „Es iſt wohl nicht ſo eilig,“ wendete der Ratsherr ein.

„O doch, Vater, es iſt ſehr eilig.“

„Was ſind denn für Leute unter den Gefangenen, die nicht einen Tag warten können?“

„Ihr werdet es ſehen, Vater.“

„Schone Dich, Joſt. Du darfſt mit dem Arm in der Binde nicht reiten.“

„Es iſt eine kurze Strecke bis zum Dorf, und wir reiten Schritt.“

„Du biſt ſo dringend. Und wenn ich Dich anſehe ... Du gefällſt mir gar nicht, Joſt. Was haſt Du denn?“

„Ich will mir's aus dem Kopf bringen.“

„Was?“

„Das wegen meiner Mutter — nun ja, das.“

Der Alte zog die Stirn in Falten. „Ich hätte Dir's doch verſchweigen ſollen.“

„Nein, nein! Ich hatte das beſte Recht ... Und es ſteht ja auch noch nicht feſt, daß alles vorbei iſt. — Kommt mit mir, Vater!“

„Wenn Du's denn durchaus ſo willſt . . .“

Sie ſtiegen auf und ritten durch die Lagergaſſen, in denen zwiſchen den mitgebrachten Zelten auch Buden von Strauchwerk und abgeriſſenen Zaunbrettern aufgebaut wurden. Überall lagen die Materialien im Wege, ſo daß ſie nur langſam vorwärts kamen. Draußen auf der Landſtraße aber ſpornte Joſt ſein Pferd ſogleich zum Galopp. Tileman kam im Trabe kaum mit. „Du wollteſt Schritt reiten,“ rief er ihm zu.

Joſt ließ ſich aber nicht aufhalten; er ſchien nicht einmal zu hören, daß er angeſprochen wurde. Im Dorf wendete er ſich dem Hauſe des Schulzen zu. Es ſtanden vor demſelben Wachen; ſie hüteten mit ihren Spießen die Tür und die Hofeinfahrt. Auf dem Hof, wohin er lenkte, ſtand des Bauers Vieh unter freiem Himmel angebunden. Im Stall hatten einige Reiter ihre Pferde untergebracht; die Scheune war mit Mannſchaft belegt. Nicht weit vom Ziehbrunnen brannte ein helles Kochfeuer. Joſt betrat das Haus durch die hintere Hoftür. „Ich will Euch den Weg zeigen, wenn Ihr's erlaubt,“ ſagte er.

Tileman folgte ihm auf dem Fuße. An der Stubentür machte Joſt einen Augenblick Halt. Er hielt die Schnur der hölzernen Ziehklinke in der Hand. Endlich gab er ihr einen heftigen Ruck und drückte zugleich gegen die Tür, daß ſie weit aufſprang. Er trat zur Seite und ſchob ſeinen Vater hinein.

In dem halbdunkeln Raum befanden ſich zu deſſen Verwunderung nur zwei Frauen. Die eine ſaß auf der Bank zwiſchen den beiden Fenſtern, an die Holzwand gelehnt; die andere kniete vor ihr und hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt. Sie ſah bei dem Geräuſch auf und nach dem fremden Manne hin, der eintrat. Als ſie Joſt hinter ihm erblickte, verſteckte ſie wieder ihr Geſicht. Ein matter Lichtſchein fiel auf ihr Goldhaar und ließ es erglänzen.

„Das ſind deine Gefangenen?“ fragte der Ratsherr, ſich zurückwendend, im Ton der Ungläubigkeit. „Wir ſcheinen fehlgegangen zu ſein.“

„Nein, nein!“ antwortete Joſt, „wir ſind an der rechten Stelle — das ſind meine Gefangenen, die Ihr ſehen ſolltet, Vater.“

Er faßte ſeinen Arm und zog ihn der Gruppe näher.

Die ſitzende Frau hatte ſich erſchreckt aufgerichtet. Sie ſtarrte den Mann, der ihr arglos entgegenſchritt, verſteint eine Weile an. Dann kreiſchte ſie plötzlich auf, warf Urſula ab, erhob ſich raſch und wollte flüchten. Aber ſchon nach dem erſten Schritt ſank ſie auf die Bank zurück, ihr Kopf ſuchte an der Wand eine Stütze. „Tileman —“ keuchte ſie.

Jetzt wurde ihr Geſicht vom Fenſterlicht geſtreift. Der Ratsherr, der ſeinen Namen hörte, war durch den Klang der Stimme betroffen, ging ſchnell vor und prallte, wie gegen Stirn und Bruſt geſtoßen, zurück. Sein ganzer Körper ſchüttelte ſich. Die Hände mit den ausgeſpreizten Fingern hoben ſich unwillkürlich gegen die Stirn, auf der die Adern anſchwollen. „Stehen die Toten auf —“ lallte er faſt unverſtändlich.

„Kennt Ihr die Frau, Vater?“ rief Joſt in furchtbarer Aufregung, die geſpannten Blicke von dem einen zum andern irren laſſend.

„Paula . . .“ ächzte der Ratsherr. „Aber ich weiß nicht, ob ein Blendwerk des Teufels . . .“

„Ah —!“ ſchrie Joſt auf. „Doch — doch! Barmherziger Gott — doch!“

Die Frau ließ ſich zur Erde niedergleiten, ſchob ſich auf den Knieen weiter an Tileman vom Wege heran und hob flehend die Hände auf. „Kein Blendwerk eurer Sinne,“ ſagte ſie, „ich bin's — ich lebe. O, verzeiht, daß ich lebe. Ihr ſolltet es niemals erfahren, kein Menſch . . . Nur die äußerſte Not preßte mir das Geſtändnis ab, daß Joſt mein Sohn. Das Mädchen dort — meine Tochter — ſeine unſelige Leidenſchaft . . . Wie durfte ich geſchehen laſſen, was Beider Verdammnis werden mußte? Jetzt wiſſen ſie — die Wahrheit. Sie kennen ihre ſchuldbeladene Mutter — ſie mögen ihr fluchen. Ihr aber, Tileman vom Wege, Ihr habt Euch euer Recht genommen vor langen Jahren, und ich hab' mich eurem Recht gebeugt. Es war Gottes Wille, daß ich leben ſollte, den Kelch der Leiden bis zur Neige auszukoſten. Dieſe letzten Tropfen ſind die bitterſten. Laßt mich ungekränkt zurück in die Vergeſſenheit. Ich darf nicht bitten: verzeiht, was ich getan! aber ich bitte nochmals — verzeiht, daß ich lebe!"

Tileman ſtand unbeweglich, die gekrümmten Finger ins Haar eingewühlt, den Mund halb geöffnet, die verglaſten Blicke auf ſie gerichtet. Joſt mochte erwarten, daß er ſie anſprechen werde. Da das nicht geſchah, trat er zwiſchen beide und fragte mit Donnerſtimme: „Vater, iſt das meine Mutter?"

„Sie iſt's," antwortete Tileman.

„Und Ihr habt ſie — töten wollen, Vater?"

„Ich habe ſie töten wollen — Gott hat es nicht gelitten."

„Und nun ſie lebt . . . Ihr hebt ſie nicht vom Boden auf, Vater?"

„Sie iſt auch jetzt tot für mich."

„Unmenſchlicher!" ſchrie Joſt. „Meine Mutter — meine Mutter?"

„Dieſes Kindes Mutter, das mein Kind nicht iſt."

„Aber meine Schweſter. Gott, Gott! meine Schweſter."

Er umfaßte die Waldfrau und riß ſie von der Erde auf. „Kniet nicht vor dem Schrecklichen, Mutter," rief er, „Ihr habt nicht Verzeihung von ihm zu erbitten, denn er nahm ſeine Rache, nicht ſein Recht. Ihr dankt ihm nicht das Leben; Gott aber, der es Euch gegen ſeinen Willen ſchenkte, hat Euch verziehen, was euer menſchlicher Fehl war. Mutter — Mutter —!“ Er umarmte ſie und zog ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt. „Meine Mutter!“

„O, mein teurer Sohn —“ hauchte ſie, wie hinſterbend unter ſeinen Küſſen.

Tileman trat zu und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Joſt —“ ſtöhnte er, „Du wendeſt Dich ab von deinem Vater — zu ihr . . . Wenn Du nun weißt, daß ſie deine Mutter iſt, ſo weißt Du auch —“

Joſt ſchüttelte ſeine Hand ab. „Vater,“ fiel er ein, „könnt Ihr's ermeſſen, was Ihr mir getan habt? Mir! Was kümmert's mich, ob euer Zorn gerecht war? Die Mutter habt Ihr mir genommen — getötet! Ja, getötet. Denn die ich jetzt wiederfinde nach dieſen langen Jahren, kann mir nimmer werden, was eine Mutter dem Kinde iſt. Und daß ich Urſula nicht als meine Schweſter kannte . . . daß ich ihretwegen meinem Gelöbnis untreu ward . . . daß ich nahe daran war, mich mit unſühnbarer Blutſchuld zu beflecken . . . Vater! das habt Ihr vor eurem Sohn zu verantworten. Ganz unſelig habt Ihr mich gemacht! Seht, ſo rächt ſich eure Rache an Euch ſelbſt.“

Er ließ ſeine Mutter auf die Bank nieder und trat zu Urſula, die ſich ſcheu in die Ecke am Ofen geflüchtet hatte. Die Tränen ſtürzten ihm aus den Augen. Er hielt ihr die Hand hin und ſagte: „Fürchte Dich nicht mehr vor mir, Urſula — ich bin dein Bruder. Wie ich Dich liebte . . . nein! das iſt fort aus meinem Herzen. Ein eiſiger Windhauch hat das wildlodernde Feuer ausgeblaſen, die Funken ſind zerſtoben. Schweſter — liebe Schweſter, laß mich nicht ganz in Froſt erſtarren.“ Er beugte ſich vor, ihre Stirn zu küſſen. Urſula zuckte zurück.

Dann aber ſah ſie ihm in das tieftraurige Geſicht und bot ihm den Mund. „Bruder . . .“ flüſterte ſie.

Er berührte ihre Lippen. Und dann war's, als ob noch einmal die frühere Wildheit über ihn kam. Er zog ſie an ſich, preßte ſie an ſeine Bruſt, küßte ſie wieder und wieder. Sie ließ es geſchehen. Und dann hatte er ſich auch ſchon ſelbſt beruhigt. Seine Arme ſanken herab, ſein Atmen wurde gleichmäßiger, ſein Blick klarer. Er führte Urſula zur Mutter. „Sie gehört uns gemeinſam,“ ſagte er, „in ihr werden wir einander lieben.“

Tileman vom Wege hatte ſeine Feſtigkeit wieder erlangt. Stolz und trotzig hob er das Haupt. „Du wollteſt mich überraſchen,“ ſagte er, „— ich ſehe noch nicht klar, zu welchem Zweck eigentlich, und ob dieſe da mit Dir . . . Aber gleichviel! es iſt Dir gelungen. Was weiter iſt dein Begehr? Dieſes Weib — will ich nicht kennen. Dieſes Mädchen — geht mich nichts an. Wenn das deine Gefangenen ſind, meinetwegen magſt Du ſie freigeben und ziehen laſſen. Auf der Landſtraße irrt ein Ausgeſtoßener, ein fürſtlicher Bettler, dem ich aus der Marienburg die Tür gewieſen. Ludwig von Erlichshauſen heißt er. Zu dem gehören ſie. Mein Sohn aber —“

„O, Vater — Vater! ſeid menſchlich,“ fiel Joſt ihm ins Wort, „wir ſind alle Sünder vor dem Herrn.“

„Und erwarten ſein Gericht,“ ſetzte Tileman froſtig hinzu. „Ich will abwarten, ob mein Sohn mich anklagt.“

Er wendete ſich hochaufgerichtet nach der Tür; da er nun aber über die Diele ſchritt, zitterten ihm die Knie und die Hand fand nur mühſam die Klinke. Als er in den Flur hinaustrat, taumelte er gegen die Wand und ſtand eine Weile an dieſelbe gelehnt, nach Atem ringend. Er beſtieg das Pferd nicht, ſondern entfernte ſich zu Fuß vom Hofe.

Die Zurückgebliebenen verhielten ſich eine lange Weile ſchweigend. Urſula hatte ſich zu ihrer Mutter auf die Bank geſetzt, ſie umarmt und mit der Schulter ihren Kopf geſtützt. Joſt ging unruhig umher, blieb öfters am Fenſter oder gegenüber am Ofen ſtehen, wandte ſich den Frauen zu und wieder ab. Er ſchien zu erwarten, daß ſie ihn anredeten, und ihr Schweigen doch wieder ganz natürlich zu finden. Was hatten ſie einander auch jetzt noch zu ſagen? Endlich kam er ganz ab davon, die Dinge, die ſie ſo tief erſchüttert hatten, nochmals zu erörtern. „Ihr könnt hier mit Urſula nicht bleiben, Mutter,“ begann er deshalb. „Das Dorf iſt von Kriegsvolk beſetzt, das Lager ganz in der Nähe —, ich kann nicht immer zu eurem Schutz bei euch ſein, wie ich möchte . . .“

„Laßt uns zurück in unſere Waldeinſamkeit,“ bat Frau Regina.

„Auch das wird nicht geſchehen können,“ antwortete er, „wenigſtens nicht ſogleich, vielleicht für längere Zeit nicht. Das ganze Land iſt in Kriegsunruhe verſetzt. Es ſcheint freilich ſo, als ob der furchtbare Kampf beendet ſein ſoll, nachdem die Marienburg dem König übergeben, das letzte mächtige Bollwerk des Ordens geſunken. Aber noch nennt er eine Anzahl Städte und Burgen ſein; er wird ſich nicht verloren geben, ſo lange noch ein Strahl der Hoffnung leuchtet. Und das Kriegsglück iſt launiſch. Ich ſehe voraus, daß um das Ermland noch ein ſchlimmer Kampf entbrennen wird. Der Orden, ſowie er notdürftig wieder zu Kräften kommt, kann ſeinen alten treuen Freund, den Biſchof Franziskus, nicht im Stich laſſen. Dann werden ſich die Kriegshaufen um Heilsberg ſammeln und die ganze Umgegend unſicher machen. Eure Waldhütte iſt gefährdet. Und zwei ſchwache Frauen . . . Nein, nein! Ihr dürft nicht vergeſſen, Mutter, was Ihr Urſula ſchuldig ſeid.“

„Was aber ſonſt anfangen?“

„Ich will für euch beide ein Unterkommen in der

Stadt Marienburg ſuchen. Man wird es meiner Bitte nicht verſagen.“

„Dem Feinde? Die Stadt ſteht zum Orden.“

„Sie ſtand zum Orden. Das wird ſie in Vergeſſenheit bringen müſſen, wenn ſie nicht des Königs Gnade ganz verſcherzen will.“

„Laßt mich nach der Stadt gehen, uns ein Obdach zu erbitten,“ ſagte Urſula. „Ich weiß da ein Haus . . .“

Sie ſtockte und ſenkte die Augen, da ſie ihn die Farbe wechſeln ſah. „Freilich —,“ ſetzte ſie hinzu, „Ihr könnt nicht wollen . . .“

Er nickte ihr traurig zu. „Doch kann ich wollen, was Ihr im Sinn habt. Verlaßt Euch auf mich. Das Haus . . . ich weiß es ſelbſt zu finden. Es iſt ein ſchwerer Gang dorthin, aber — zu ſchwer ſoll er mir nicht ſein. Jetzt nicht. Bleibt hier, bis ich weitere Nachricht bringe.“

Er küßte ſeine Mutter und drückte Urſula die Hand. Draußen warf er ſich aufs Pferd und jagte nach der Stadt.

Trotz der ſpäten Abendſtunde war die Brücke noch nicht aufgezogen. Zwiſchen den Bürgern und den Kriegsleuten im Lager fand ein lebhafter Verkehr ſtatt. Lebensmittel, Stroh, Decken wurden verlangt und geliefert. Man wollte ſo lange als möglich ein gutes Einvernehmen aufrecht erhalten, wohl auch etwas verdienen. Wußte doch niemand, was der folgende Tag für die Stadt bringen könne. Joſt ſah überall Krämer und Handwerker in erregtem Geſpräch zuſammenſtehen. Er ſtellte ſein Pferd in einem Gaſtſtall unweit der Mauer ein und ging durch die Gäßchen und Straßen an ihnen vorüber. Kurze Sätze ihrer Reden fing er auf und ſtellte ſich daraus leicht einen Sinn zurecht. Man war allgemein in großer Beſorgnis, wie es der ordenstreuen Stadt ergehen werde. Der Aufforderung vom Schloß her, Beſatzung aufzunehmen, war nicht Folge gegeben. Nun aber ſollte der König mit einem polniſchen Heer anrücken; die Marienburg würde ihm geöffnet werden; er werde ſicher ſogleich die Stadt auffordern. Wie ſei es denkbar, ihm Widerſtand zu leiſten? Und doch —! Dem Orden in der Not abſagen — mit den Verrätern gemeinſame Sache machen? Das war eine harte Zumutung. Die Ratsherren ſaßen noch ſpät im Rathauſe; es waren die Älterleute der Zünfte zugezogen. Auch dort ſtanden vor der Tür Leute mit beſorgten Geſichtern.

Joſt vom Wege ſchritt unter den Lauben hin bis zum Hauſe des Bürgermeiſters. Er ſah von Weitem ſchon Frau Chriſtine und Magdalene auf dem Bänkchen ſitzen, und immer heftiger ſchlug ihm das Herz, je mehr er ſich näherte. Er ſelbſt wurde im Dämmerſchein unter den Gewölben nicht erkannt. In einiger Entfernung blieb er ſtehen und lehnte ſich an einen Pfeiler, ſein Gemüt erſt zu beruhigen.

„Geh' hinein, Kind," ſagte Frau Chriſtine. „Es wird ſchon recht kühl. In der Nacht wird Dich wieder das Fieber heftiger ſchütteln."

„Wir wollen den Vater hier erwarten," entgegnete Magdalene.

„Aber er bleibt zu lange aus," meinte die Frau. „Wenn die Beratung geſchloſſen iſt, werden gewiß noch Briefe zu ſchreiben ſein. Dann ſitzt er mit dem Ratsſchreiber zuſammen vielleicht noch bis tief in die Nacht. Du kennſt ihn. Er hat nicht Schlaf, bis alle Geſchäfte beſorgt ſind."

„Ich wüßte doch gern, wie man ſich entſchloſſen hat," ſagte das Mädchen. „Seinetwegen! Es geht ihm ſehr nahe!"

„Wir können in der Stube noch eine Weile aufbleiben," riet die Bürgermeiſterin. „Es iſt ſonſt ſchon niemand mehr unter den Lauben." Da Magdalene doch nicht Anſtalt machte, ſich zu erheben, zog ſie ihr das Tuch feſter um die Schultern. Dabei ſah ſie ſeitwärts und ſtutzte plötzlich. Wenige Schritte entfernt ſtand ein Kriegsmann und hielt den Hut mit der langen Feder auf der Bruſt. Das Geſicht . . . Sie ſtieß einen Laut aus, der wie „Joſt“ klang.

Magdalene verſtand ihn ſo, fuhr zuſammen und blickte nun ebenfalls nach der Geſtalt. „Joſt —!“ ſchrie ſie auf. Ihr Kopf ſank an der Mutter Bruſt.

„Ich bin's,“ ſagte der Junker hinzutretend. „Verzeiht, wenn ich Euch erſchreckte. Ich weiß wohl, daß ich auf freundlichen Empfang nicht zu rechnen habe. Es war auch nicht meine Abſicht, Euch aufzuſuchen, werte Frau — nur im Hauſe nach Marcus zu fragen . . . Da ich Euch aber hier die Tür hüten ſah, mocht' ich nicht feige davonſchleichen. Daß ich noch einmal dieſes Haus betrete, mag Euch ein Zeichen ſowohl meiner Friedfertigkeit, als der Dringlichkeit meines Anliegens ſein. Seit ich geſchieden, hat ſich gar viel in und außer uns verändert. Den Ihr hier vor Euch ſeht, der iſt ein anderer, ein ganz anderer, als der Euch damals kränkte. Alle Verblendnis iſt von ihm gewichen — nicht durch ſeines Willens Kraft, der ganz ohnmächtig war, ſondern durch des Himmels gewaltſame Löſung. Doch davon laßt mich Euch durch eures Sohnes Mund berichten. Nicht meinetwegen geh' ich Euch mit Bitte an. Die aber, für die ich ſprechen will, finden ſicher in ihm den beſten Fürbitter.“

Frau Chriſtine hatte ihn in würdigſter Haltung angehört. Nun meinte ſie jede neugierig erſcheinende Frage unterdrücken zu müſſen, wie nahe ſie auch liegen mochte. Sie antwortete daher nur kühl gemeſſen: „Marcus iſt in des Vaters Stübchen mit Arbeit an deſſen Büchern beſchäftigt, da ihn ſelbſt ſein Amt jetzt übermäßig beanſprucht. Wollt Ihr zu ihm gehen, Herr Junker, ſo iſt Euch der Weg frei.“

„Ich dank' Euch, werte Frau,“ ſagte Joſt und ſchritt auch ſogleich der Haustür zu. Als er an Magdalene vorüberkam, blieb er aber einen Augenblick ſtehen, griff mit der Hand nach ſeiner Stirn und drückte ſie zurück. Ein ſchmerzlich ſeufzender Laut entrang ſich ſeiner Bruſt. „Magdalene,“ rief er, „wenn Ihr alles wiſſen werdet, werdet Ihr verzeihen können.“ Sie ſchmiegte ſich nur noch ängſtlicher an ihre Mutter.

In der Geſchäftsſtube hinten war es ſchon dunkel geworden. Marcus ſaß bei einer ſchmauchenden Öllampe und ſchrieb. Er hatte ſein Geſicht vom Bart umwachſen laſſen, wie er eben auf Backe und Kinn kräftiger oder ſpärlicher ſproſſen mochte, und ihm mit der Schere nicht die Form gegeben. Auch das Haar hatte volle Freiheit gehabt, ſich auf die Schulter zu legen und war ſelbſt über der Stirn nicht kurz geſtutzt, auf der ſich noch immer die Narbe zeigte, jetzt wieder, wie ein roter Streifen, da ihm bei ſeinen Rechnungen das Blut zu Kopf geſtiegen. Er ſah auf und ließ die Feder fallen: „Joſt — —!“

Ob ſich dem Eintretenden die von dem Öldampf durchzogene Luft ſo ſchwer auf die Bruſt legte, ob ihm ſonſt allzu beklommen zu Mut war, ſeine Stimme klang wie erſtickt, als er dem alten Freunde einen guten Abend bot. Er ging mit unſicheren Schritten auf ihn zu und hielt ihm die Hand hin. Marcus aber ſtand auf und trat hinter den Stuhl, ohne ſie anzunehmen. „Was willſt Du hier?“ fragte er mit einem zornigen Blick.

„Dir ſagen,“ antwortete Joſt, „daß ich aus dem Walde hinter Heilsberg zwei Frauen gefangen eingebracht habe. Sie ſind im Dorf draußen, im Schulzenhauſe —“

Marcus wurde ſchreckbleich. Er faßte die Lehne des Stuhls und gab demſelben einen ſo heftigen Stoß, daß er ins Schwanken kam. „Von wem — ſprichſt Du . . .?“

„Von Frau Regina und ihrer Tochter Urſula.“

„Ha —! Die haſt Du —?“ Der Stuhl hob ſich vom Boden.

„Sei ganz ruhig,“ fiel Joſt ein. „Es iſt ihnen nichts Kränkendes widerfahren. Ich ſage Dir's weil Du ſie verehrſt und — liebſt.“

„Und Du?“

„Auch ich verehre und liebe ſie — aber anders als Du denkſt, als Du ahnen kannſt. Ach, Marcus —! Was ſich mir enthüllt hat — heute mit unanfechtbarer Gewißheit . . . Die Waldfrau iſt meine Mutter.“

Marcus ſchien an ſeinem Verſtande zu zweifeln, ſo völlig verblüfft ſah er ihn an. „Deine Mutter — Frau Regina —?“

„Sie iſt meine leibliche Mutter — wahr und wahrhaftig, ſie iſt es!“

„Aber deine Mutter — iſt längſt verſtorben . . .“

„Mein Vater ſelbſt hat anerkennen müſſen, daß dieſe Frau es iſt.“

„Und Urſula —?“

„Iſt ihr Kind — es bleibt dabei.“

„Joſt —! Deine Schweſter —?“

„Meiner Mutter Kind.“ Er biß die Zähne aufeinander. „Meine Schweſter.“

„Und dein Vater —?“

„Er iſt ihr Vater nicht.“

„Wer aber —?“

„Herr Ludwig von Erlichshauſen, Hochmeiſter deutſchen Ordens, jetzt der ärmſte und elendeſte von allen Brüdern.“

Dieſe Reden waren mit großer Schnelligkeit gewechſelt. Joſt wollte ſogleich alles herausſagen und Marcus irgend einen Anhalt gewinnen, der ihm das Unglaubliche glaublicher erſcheinen laſſen könnte. Der war ihm nun durch die Erwähnung des Hochmeiſters gegeben. Da war eine Tatſache genannt, die mit anderen ſchon bekannten Tatſachen in Beziehung geſtellt werden konnte und plötzlich über allerhand rätſelhafte Verhältniſſe Licht zu verbreiten ſchien. Erlichshauſen Urſulas Vater! Wenn das nun für Joſt eine Gewißheit war, warum ſollte das andere nicht . . . Und Urſula Joſts Schweſter! Das eine Wort vermochte Berge zu ebnen, die mit eisſtarrenden Häuptern zwiſchen ihnen ſtanden. Marcus konnte alle die Eindrücke, die ſo überraſchend auf ihn einſtürmten und ſeine Phantaſie nach allen Richtungen jagten, nicht ſofort bewältigen. Er ſank auf den Stuhl zurück, ſtützte den Kopf in beide Hände und brütete vor ſich hin. Es war, als ob er Joſt ſelbſt ganz vergeſſen hätte. Der ſtand unbeweglich, ebenſo unfähig, nach dieſen haſtigen Eröffnungen einen gemäßigteren Ton zu finden. Eine eigene Miſchung von Empfindungen ließ ihn nicht zu klarem Nachdenken über das kommen, was weiter zu tun. Wie ſchwer er ſelbſt litt, Marcus zog den Gewinn davon — ſein Freund und doch zugleich ſein verhaßter Rival. Urſula war ihm verloren, aber dem andern gönnte er ſie jetzt doch noch nicht. Bitter, gallig bitter war der Trank, den er bis zur Neige leeren ſollte.

Nach einigen dumpfen Minuten legte Joſt ihm die Hand ſchwer auf die Schulter und rüttelte ihn ein wenig. Marcus richtete ſich erſchreckt auf. „Ja, der Hochmeiſter — der Hochmeiſter,“ ſagte er, „ganz recht, der Hochmeiſter.“

„Komm zum Nächſten,“ mahnte Joſt. „Was ſoll mit den Frauen geſchehen? Sie dürfen unter dem Kriegsvolk nicht bleiben, und wir wiſſen ſie jetzt auch in ihrem Walde nicht ſicher.“

„Deine Mutter — und Schweſter . . .“

„Ja! und das Mädchen, das Du liebſt — das Dich liebt. Marcus — Marcus! Es hat mich toll gemacht. Und noch jetzt krampft ſich mir das Herz . . . Nein! Urſula iſt meine Schweſter, und Du — kannſt wieder mein Freund ſein. Du mußt —! Urſulas wegen mußt Du wieder mein Freund ſein!“

Marcus ſprang auf und fiel ihm um den Hals. „Sie ſteht nicht mehr zwiſchen uns! Aber erkläre mir — ſage mir alles. In meinem Kopf dreht ſich's . . .“

Joſt drückte ihn auf den Seſſel nieder. Er ſelbſt lehnte ſich abgewandt gegen den Tiſch, kreuzte die Arme über der Bruſt und erzählte, was ſich begeben hatte, ohne ſeinen Vater und ſich zu ſchonen. „Und nun handle Du,“ ſchloß er. „Ich weiß nicht, was mein Vater im Sinne hat. Es wird nichts Gutes ſein. Frau Regina und Urſula müſſen in Sicherheit gebracht werden. Ich weiß ihnen keinen beſſeren Freund, als Dich. In deines Vaters Hauſe —“

„Ja, ja!“ rief Marcus. „Mein Vater muß ſie aufnehmen, meine gute Mutter . . . Aber darf ich denn ihnen das Geheimnis . . .“

„Du darfſt und ſollſt. Es muß volle Klarheit zwiſchen uns ſein. Magdalene . . . Du begreifſt, daß ich mich deiner Mutter und ihr nicht eröffnen konnte, wie eben Dir. Aber Du kannſt frei ſprechen; durch Dich wollt' ich's an ſie bringen. Dir zu Liebe werden ſie tun, was ſie mir vielleicht verweigerten. Ich weiß wohl, daß ich mir ſelbſt die Tür zu meiner Mutter und Schweſter verriegele, indem ich ihnen ein Obdach hier erbitte. Aber ſei's drum. Nur ihren Vorteil will ich bedenken, und dazu, Freund, ſollſt Du mir helfen.“

„Vertraue ganz auf mich,“ ſagte Marcus, bewegt ſeine Hand ſchüttelnd. „Nicht eher will ich Urſula wiederſehen, bis ich ſie in unſer Haus rufen kann. Noch heut' ſpreche ich . . . Willſt Du hier warten, wie ſich's entſcheidet?“

„Deſſen bedarf's nicht,“ erwiderte Joſt. „Warum ſoll man den Verhaßten länger, als durchaus nötig, dulden? Dein Vater wird bald zurückkehren. Ich mag ihm ſo nicht unter die Augen treten. Vielleicht ſpäter, wenn all' dieſes Irrſal . . . leb' wohl!“

Marcus hielt ihn zurück. „Aber erklärt's ſich nicht ſchon jetzt zu deinen Gunſten? Wenn Urſula deine Schweſter war . . . Du wußteſt es nicht, aber ein geheimer Zwang des Herzens, eine wunderſame Regung des Bluts bei ihrem Anblick, ein Zauber der Natur, ſo überwältigend —“

„Hab' ich Magdalene deshalb weniger weh getan?“ fiel Joſt ein. „Ach —! ich bin mir ſelbſt ſo widerwärtig. Wenn ein brüderliches Gefühl dahin verirren konnte —! Nein, es war kein brüderliches. Und auch jetzt macht das Wiſſen mich nur um ſo unglücklicher. Mit der Zeit vielleicht . . . ja, ja, mit der Zeit! Wir vergeſſen unſere geliebten Toten; warum nicht . . .? Wenn ich mir's ſtündlich vorſpreche: Urſula iſt meine Schweſter, und meine Schweſter liebt Marcus Blume, und ich bin ſein Freund . . .“ Er riß ihn an ſich. „Nimm ſie, nimm ſie aus meinen Händen! Ich kann's überwinden. Und wenn ſie dein iſt und kein Neid mehr in meinem Herzen und keine Klage mehr auf meinen Lippen — dann werd' ich vor die Deinen treten können und bitten: verzeiht! Jetzt — leb' wohl!“

Er ſchob ihn mit beiden ausgeſtreckten Armen zurück, kehrte ſich ab und eilte fort.

Marcus ſchloß die Bücher und löſchte die Lampe. Eine Weile blieb er noch im Halbdunkel des letzten ſpärlichen Tageslichts. Dann, als er beruhigt war, ging er hinauf nach der Frauenſtube.

Neuntes Kapitel.

Der König in der Marienburg.

Als Bartholomäus Blume bald darauf nach Hauſe kam, hatte er den Kopf ſo voll Sorgen, daß er auf die verſtörten Geſichter ſeiner Frau und Tochter nicht ſogleich Acht gab. Er meinte, ſie ſeien durch ſein langes Ausbleiben beängſtigt worden, und ſah ſich nun nicht einmal in der Lage, ſie mit einem freundlich beſchwichtigenden Wort zu Bett zu ſchicken. Das Abendeſſen lehnte er ab, ſetzte ſich auch nicht, ſondern ſchritt im Zimmer auf und ab, von den Dingen ſprechend, die ihn bekümmerten. „Nun iſt's ſoweit," ſagte er, ſich nach einigen Worten immer wieder unterbrechend, um aus gepreßter Bruſt Atem zu ſchöpfen, „nun iſt's ſo weit, als unſere Gegner es treiben wollten — der Hochmeiſter verjagt, die Marienburg den Polen geöffnet — der König unterwegs, Beſitz zu ergreifen — ein Kriegsheer vor den Toren der Stadt. Und die Bürger verzagen, des Ordens Partei zu halten. Wer wollt's ihnen verdenken? Feinde ringsum. Das ganze Weichſelland, das Ermland in ihrer Gewalt — das Schloß dicht vor unſern Mauern zum Kampf gegen uns gerüſtet — Tauſende im Anzuge, mit Geſchütz und Proviant von den Thornern und Danzigern wohl verſehen. Wir haben ſichere Nachrichten. Was können wir gegen ſolche Übermacht? Es iſt, als ob ein Unwetter vom Himmel niederfährt — man muß ſich ducken und ihm ſeinen Lauf laſſen. Das meinen auch die Treueſten, ſonſt Unverzagteſten. Wahnſinn ſcheint's, ſich gegen das Unvermeidliche auflehnen zu wollen. Und ich ſelbſt wage nicht zu raten . . . Aber dem König huldigen —! Ich kann's nicht — ich kann's nicht."

Frau Chriſtine ſtand auf und trat an ſeine Seite, den Arm um ſeine Schulter hängend. „Lege dein Amt nieder, Barthel," ſagte ſie, „es verleidet Dir das Leben."

„Sie laſſen's nicht zu," antwortete er, „und ſie haben ein Recht auf mich. Ich hab' mich ihnen zugeſagt für gute und ſchlimme Tage, das muß ich ihnen nun treu halten. Ihr Schickſal iſt das meine — ich darf den Körper nicht ohne Haupt laſſen."

„So wollt ihr doch dem König huldigen?" fragte Marcus erregt.

„Es iſt noch nicht feſt beſchloſſen," ſagte Blume. „Die einen wollen ihm entgegenſchicken, ſich ſeiner Gnade beſſer zu verſichern, da ſie doch ſeinen Zorn nicht meinen auf ſich laden zu dürfen, die anderen eine Aufforderung abwarten, ſich gegen den Vorwurf zu eiligen Abfalls zu ſichern. Es iſt kein großer Unterſchied. In der Hauptſache ſind die Bürger wohl einig, daß Widerſtand jetzt unmöglich iſt. Heut' oder morgen — ſie werden ſich fügen. Und ſie müſſen — ich kann's nicht anders ſagen."

„So tut eurem alten Herrn noch eine letzte Liebe," rief Marcus, „und nehmt ſein Kind in euren Schutz, Vater."

Blume blieb überraſcht ſtehen. „Meinem alten Herrn —? Sein Kind —? Ah! Du ſprichſt . . ."

„Vom Herrn Hochmeiſter, Vater, und von Urſula."

Es war geſagt und es mußte nun mehr geſagt werden. Magdalene bot leiſe ihrer Mutter eine gute Nacht und ſchlich in ihre Kammer. „Sprecht Ihr, Mutter," bat Marcus. „Die Tatſachen gab ich Euch ſchon bekannt. Ihr wißt die Worte beſſer zu ſetzen. Wo noch etwas fehlt, will ich's hinterher nachholen."

Frau Chriſtine erfüllte gern ſeinen Wunſch. „Nun iſt's jetzt freilich nicht die Zeit," ſchloß ſie, „zu beraten und zu beſchließen, wie wir uns in dieſen Dingen weiter zu verhalten haben. Ich will nur ans Nächſte denken und das iſt, daß wir Frau Regina und ihre Tochter nicht unter dem Kriegsvolk laſſen dürfen. Haſt Du nichts dagegen, Barthel, ſo will ich ſie bei mir herbergen, bis ſie in Sicherheit die Rückreiſe antreten können. Das iſt gewiß ein gottgefälliges Werk."

„Urſula des Herrn Hochmeiſters Kind —," murmelte der Bürgermeiſter, „das hatten wir im Stillen vermutet und ſo erklärt ſich nun ſeine Abweiſung. Aber Regina, Tilemans Eheweib, Joſts Mutter . . . Damit kann ich ſo raſch nicht fertig werden. Welch' wunderſame Verkettung des Schickſals! Wenn wir ſie bei uns aufnehmen — ich fürchte, Herr Tileman vom Wege wird's nicht mit freundlichen Augen anſehen. Und er gilt jetzt viel beim König."

„Vergeßt nicht, Vater," ſagte Marcus, „daß es für jeden ſonſt ein Geheimnis iſt und bleibt, wie dieſe beiden zu einander gehören. Ihr tut Herrn Tileman wahrlich keinen Tort an, wenn Ihr Urſulas wegen die Frau in euren Schutz nehmt, die nur als ihre Mutttr gekannt iſt. Joſt hat guten Grund, unſerm Hauſe fern zu bleiben und zugleich Schweigen zu beobachten. So hat's für Herrn Tileman keine Gefahr und er mag auch ferner ſein Weib verleugnen, das er für tot erklärt hat, jetzt aber lebend weiß. Fühlt er noch menſchlich, ſo wird er Euch eher im Herzen dankbar ſein, daß Ihr Euch ohne ſeinen Schaden der Verlaſſenen annehmt."

Blume ließ dieſe Gründe gelten. Er hätte ſich vielleicht auch mit noch weniger überzeugenden abgefunden, denn er verehrte Frau Regina ſehr und hatte Urſula lieb wie ein eigenes Kind. Dieſes warme Gefühl für beide wurde wenig abgekühlt durch die Schatten einer ſchuldhaften Vergangenheit, die doch gebüßt war. Tileman trat ihm in ſeinem Haß gegen den Zerſtörer häuslichen Friedens menſchlich näher; aber zugleich ſank in ſeinen Augen der Stifter des Bundes, der Bürger, des Ordens großer Gegner.

Am andern Morgen in der Frühe fuhr Marcus dann ſeine Mutter und Schweſter nach dem Dorf hinaus. Im Schulzenhauſe hatte er ſelbſt vor Jahren die Waldfrau und Urſula einquartiert gehabt, als ſie zum erſten Mal nach Marienburg kamen. Deſſen mußte er nun in der Freude des Wiederſehens gedenken. Er ließ ſeine Mutter mit Magdalene voraus ins Haus gehen und machte ſich bei dem Fuhrwerk zu ſchaffen, bis ihr Kommen aufgeklärt wäre und die Freundinnen ſich begrüßt hätten. Es war ihm, als ob er Urſula, wenn auch im Beiſein der andern, gleichſam ungeteilt für ſich allein haben müßte. Darauf mußte er leider noch eine kleine Weile warten, ſo ungeduldig ihm das Herz pochte. Urſula aber ließ ihn nicht lange in Ungewißheit, wie ſie für ihn empfand. Sie eilte, ſich aus Magdalenens Umarmungen losreißend, ſchon nach wenigen Minuten aus dem Stübchen hinaus bis zur Hoftür, öffnete die obere Lade und winkte ihm ein frohes Willkommen. Er eilte hinein und ſchloß das geliebte Mädchen an ſeine Bruſt. In dieſem ſeligen Augenblick waren alle turmhohen Hinderniſſe ihrer Vereinigung wie ſchwache Scheidewände von Sand durch einen Hauch der Liebe fortgeweht. Was kümmerte ſie jetzt die nächſte Stunde? Sie hatten einander wieder und ſie wußten, daß ſie ſich immer angehörten und nie verlieren könnten.

Dann traten ſie Hand in Hand ein; Urſula lehnte den Kopf mit dem Goldhaar auf ſeine Schulter, ihr Geſicht ſtrahlte freudigſte Befriedigung. So näherten ſie ſich den beiden Frauen, die auf der Fenſterbank in leiſem Geſpräch ſaßen. Frau Regina ſtreckte den Arm vor, als wollte ſie trennend dazwiſchentreten. „Ihr dürft nicht vergeſſen —“ mahnte ſie. „Laßt ſie,“ bat die Bürgermeiſterin, „ſie haben ein gutes Recht auf dieſe erſte frohe Stunde. Wiſſen wir doch nicht, wie viele ernſte und traurige darauf folgen! Es ſcheint mir, die Dinge außen haben ſich gar ſehr verändert und vielleicht zu ihren Gunſten gewendet. Nun — ſie ſelbſt ſind, wie wir ſehen, immer dieſelben geblieben.“

„So iſt's,“ ſagte Marcus, indem er ehrerbietig Frau Regina die Hand küßte und ſeine Mutter umarmte. „Ja, ja, ja! Das Schickſal hat uns trennen wollen, aber nur um ſo feſter verkettet. Kein Einſpruch hat Macht gehabt über unſere Herzen; jetzt ſoll er auch unſeren Händen nicht weiter wehren, ſich zu vereinigen.“

„Da hört Ihr die raſche Jugend,“ äußerte Frau Regina zur Bürgermeiſterin gewendet, lächelnd. „Kaum iſt ihr ein Pförtchen der Hoffnung geöffnet, ſo ſtürmt ſie ſchon mit wehenden Fahnen auf den Traumgipfel des Glückes. Und ich fürchte, nicht einmal das Pförtchen führt ins Freie.“

Urſula begrüßte jetzt erſt die liebe Freundin mit zärtlicher Hingabe. Nun mochte Marcus ſich's genügen laſſen, ſie mit begehrlichen Augen von Weitem anzuſchauen und von Zeit zu Zeit einen Blick zu erhaſchen. Sie hatte den Arm um Magdalene gelegt, ſtreichelte ihr Haar und Wange und gab ihr allerhand Koſenamen. „So haſt Du's getrieben,“ ſagte Magdalene, „als ich bei Dir im Walde war, und ich wußte wohl, daß ein ganz anderer gemeint ſei. Jetzt möchte der leicht eiferſüchtig werden, wenn ich noch immer ſeine Stelle vertrete.“

„Das ſoll er nur bleiben laſſen,“ antwortete Urſula ſchalkhaft und fuhr dann ganz ernſt fort: „Hätt' ich Dich damals nicht gehabt, Liebe, in der Zeit meiner tiefſten

Traurigkeit, als die böſe Nachricht kam, daß der Herr Hochmeiſter Marcus abgewieſen habe . . . Ach Du mein Gott! ich kann ihm jetzt nicht mehr zürnen; er hat's gewiß mit gutem Bedacht für uns beide tun zu müſſen geglaubt. Aber damals —! Und da hatt' ich doch Dich wenigſtens, die liebe Schweſter, und durft' an deinem treuen Herzen weinen. Du aber, Du hatteſt nun fremdes Leid zu pflegen und gedachteſt des eigenen weniger. Das machte Dich wieder geſund."

„Nein, ich ſah, wie Du's trugſt," ſagte Magdalene, „und trug's nun auch geduldiger. Von deiner Traurigkeit ſollt' ich gar nichts wiſſen und nur immer ein heiteres Geſicht ſehen. Weißt Du noch, wie ich Dich deshalb ſchalt und Dir vorwarf, Du fühlteſt von rechter Freundſchaft nichts?"

„Und weißt Du noch," fragte Urſula zurück, „wie ich da furchtbar an deinem Halſe zu weinen anfing — das *eine* Mal? Auf der großen Eiche hinter dem Hauſe war's. Wir hatten die Leiter angeſetzt und waren in die Krone hinaufgeklettert, um ganz im Waldlaub zu ſtecken und von der Erde fort zu ſein. Wer da ein Neſt bauen könnte, wie die Vögel!"

So plauderten ſie, bis die Bürgermeiſterin zum Aufbruch mahnte. Frau Regina hatte gern eingewilligt, in der Stadt ihr Gaſt zu ſein. Nur für kurze Zeit, meinte ſie, bis das Kriegsvolk ſich aus der Gegend fortgezogen hätte. Urſula wollte ihren Gotländer mitnehmen. Er wurde ans Handpferd gebunden; in die Stadt einreiten durfte ſie nicht. Joſt vom Wege ließ ſich nicht blicken. Er hatte dem Rottmeiſter den Befehl gegeben, dem Abzug der Frauen kein Hindernis in den Weg zu legen, die Trabanten aber feſt im Zaum zu halten, daß ſie ſich nichts Ungehöriges erlaubten. So kam das Fuhrwerk ungefährdet aus dem Dorfe. Die beiden Frauen hatten den hinteren Sitz eingenommen, die beiden Mädchen den mittleren. Marcus ſaß vor ihnen und lenkte die Roſſe. Er hatte ſie ſo feſt in der Hand, daß er ſich ohne Bedenken öfters umſehen und mit einem Wörtlein ins Geſpräch miſchen konnte.

Schon am andern Tage kam König Kaſimir von Danzig her, wo er von den reichen Kaufleuten und Schiffsherren aufs Feſtlichſte bewirtet worden war. Er war ein feuriger junger Herr, deſſen Augen noch lebhafter blitzen konnten, als die zahlreichen Edelſteine, mit denen der Federhalter an ſeiner Mütze, die Ärmelklappen ſeines kurzen Mantels, der Säbelgurt und der Griff des Säbels dicht beſetzt waren. Er ritt einen prachtvoll gezäumten Rappen von edelſtem Blut und hatte nach polniſcher Art die Kniee hochgezogen und die Füße in breiten ſilbernen, ebenfalls mit Steinen geſchmückten Bügeln. Ein Trupp Zinkeniſten, Trompeter und Pauker ritt dem Zuge voran. Es folgte der königliche Fahnenträger, umringt von einer Schar polniſcher Edelleute. Zu beiden Seiten des Königs ritten ſeine hohen Kronbeamten, die preußiſchen Woywoden Gabriel von Baiſen und Hans von Czegenberg — der Gubernator wurde von Elbing erwartet, wo er ſeinen Wohnſitz genommen hatte — polniſche Biſchöfe, Woywoden und Kaſtellane, alle in reichſter Kleidung und glänzendem Schmuck, eifrig bemüht, ſich in die nächſte Nähe des Königs zu bringen. Es ſchloß ſich ein Schwarm von polniſchen und preußiſchen Edelleuten, Ratsherren der großen Städte, Bürgermeiſtern der kleineren an, die alle von des Königs Gnade etwas zu erbitten hatten und nicht zu ſpät kommen wollten. Ein Heer von mehr als breitauſend Bündiſchen und Polen gab das Geleite. Unabſehlich zog ſich der Troß von Fourage-, Zelt- und Küchenwagen, Knechten mit Reit- und Bagagepferden, Jägern mit gekoppelten Jagdhunden, Gauklern, Springern und Muſikanten auf der Landſtraße hin.

Die aus dem Lager waren entgegengeeilt und erwarteten mit ihren Fähnlein den König vor der Brücke. Die Soldhauptleute hatten bereits das Schloß geräumt und ließen ihn durch Ulrich Czerwonka begrüßen, der ihm feierlich die Schlüſſel der Burg zu überreichen kam. Auch einige Ratsmannen der Stadt Marienburg hatten ſich eingefunden, den hohen Herrn willkommen zu heißen, wurden aber kaum eines Blickes gewürdigt; waren ſie doch vergeblich ſchon in Danzig erwartet worden! Auf den Stadtmauern an der Waſſerſeite ſtanden viele Neugierige und ſahen dem Einzug zu. So manchem ſchlug ängſtlich das Herz, wenn er immer neue Fähnlein anreiten ſah. Einen ſolchen Gaſt hatte die Marienburg noch nicht beherbergt. Jetzt erſt fiel's ſo recht in die Augen, daß ſie über Nacht ein königliches Schloß geworden war.

Über dem Brückentor war die polniſche Standarte aufgerichtet zwiſchen den Stadtfahnen von Thorn und Danzig. Als der König einritt, erſchien ſie auch aus der oberſten Fenſterluke des hohen Turmes der Marienburg an langer vergoldeter Stange, weit hinaus ins Land kündend, daß es jetzt eine andere Herrſchaft habe. Für Kaſimir waren die hochmeiſterlichen Räume im mittleren Schloß in Eile hergerichtet, doch hatte man nur dem Schlafzimmer ein weſentlich verändertes Ausſehen geben können; hier war die einfache Holzbettſtelle entfernt und durch ein Prunklager mit Purpurbaldachin erſetzt. Im Übrigen hatte man ſich mit einer reicheren Ausſtattung von Teppichen und Vorhängen begnügen müſſen und das vorausgeſchickte ſilberne Tafelgeſchirr des Königs auf Tiſche und Kamine geſtellt.

Der hohe Herr nahm Beſitz von der Burg, indem er zuerſt in den Hof des rechten Hauſes einzog, dort vom Pferde ſtieg und mit ſeinem ganzen Gefolge zum Hochamt nach der Kirche ging. Er ſaß auf dem hochmeiſterlichen Stuhl, in der mit prachtvoller Steinarbeit geſchmückten Empore, ſeine Paladine und Räte nahmen in den Chorſtühlen der Ritter Platz, der offene Raum inzwiſchen füllte ſich mehr und mehr mit der polniſchen Schlachta und den bündiſchen Söldnern, ſo daß zuletzt die Maſſe Kopf an Kopf gedrängt ſtand. Neugierig hatten ſie ſchon an dem Eingangstor beim Kreuzgange, der „goldenen Pforte“, die ſonderbaren Bildwerke von Stein, Ranken von Weinblättern und Roſen, Drachen, Greife, Ungeheuer mit Menſchenköpfen und Fiſchleibern, oder in den Bogenfeldern die fünf törichten und fünf klugen Jungfrauen angeſtaunt; neugierig ſchauten ſie jetzt zu dem die ganze Breite der Kirche überſpannenden herrlichen Sterngewölbe, zu den achzehn Heiligen unter den zu Thronhimmeln geformten Kragſteinen, zu den Glasmalereien der zehn Spitzbogenfenſtern auf, wenig auf die Meſſe achtend. Dann ſetzte der König den Umzug durch die Vorburg fort und trat endlich in den großen Remter des mittleren Schloſſes ein, in welchem die Feſttafel gedeckt war. Die Söldner wurden im großen Konventsremter des alten Hauſes, auf deſſen Hof und draußen in den Lagern geſpeiſt. Von Zeit zu Zeit donnerten die Geſchütze ihren Feſtgruß.

Der Mann allein, der zu dieſem Wandel der Dinge am meiſten beigetragen hatte, mußte dem Feſt fern bleiben. Tileman vom Wege lag krank in ſeinem Zelt, wie gelähmt an allen Gliedern, von wahnſinnigem Kopfſchmerz gequält. Er mußte die letzten Verhandlungen über die der Stadt Thorn zu gewährenden Freiheiten ſeinen Kumpanen Rutger von Birken und Johann von Loë überlaſſen. Sie baten ihn, ſich zu ſchonen, damit er wenigſtens bei Empfangnahme der Briefe zugegen ſein könne. Auch dazu war nur geringe Hoffnung.

Am nächſten Morgen ſchon wurde auf dem Rathauſe der Stadt Marienburg ein Schreiben mit königlichem Siegel abgegeben. Es enthielt die Aufforderung, Bürgermeiſter und geſammter Rat ſollten am andern Tage im

Schloß vor Sr. Majeſtät erſcheinen, die Huldigung zu leiſten, und war in ſtrenger Form abgefaßt. So ſollte nun geſchehen, was Bartholomäus Blume mit tiefſter Bekümmernis gefürchtet hatte: von ihm ſelbſt wurde der Treueid verlangt. Er hatte ſofort nochmals den Rat verſammelt, Mann für Mann abſtimmen laſſen. Es war nur eine Meinung geweſen: daß es Torheit ſein würde, durch Weigerung des Eides den Zorn des Königs auf die Stadt zu laden, die ihren Abfall vom Bunde ſchon ſchwer genug zu büßen gehabt. Aber auch darüber hatte ſich nur eine Meinung ausgeſprochen, daß man lediglich dem Zwang nachgebe und eine durch die Not gebotene Form erfülle, im Herzen aber der alten Herrſchaft treu bleibe und ſich auch ferner gut deutſch verhalten wolle. Darauf hatten ſie ihrem Bürgermeiſter die Hand gegeben, um ihm die Gewiſſensnot zu erleichtern.

Doch kam er in großen Ängſten nach Hauſe. Frau und Kinder baten ihn, er möge ſich's nicht ſo gar nahe gehen laſſen. Habe er doch bis zum Letzten getan, was eines braven und treuen Mannes Pflicht ſei; darüber hinaus könne niemand. Das ſtellte ihm auch Frau Regina vor. „Gott führt mitunter ein ſonderbares Regiment,“ ſagte ſie, „und wir ſchwache Menſchen müſſen uns darunter beugen, es gefalle uns oder gefalle uns nicht. Er läßt die Ungerechten zu Anſehen kommen und den Gerechten den Fuß auf den Nacken ſetzen, ſodaß es wohl eine Weile den Anſchein hat, als regiere der Teufel auf Erden. Aber über kurz oder lang wird er dann um ſo ſtrenger Gericht halten und die gute Ordnung wieder herſtellen. Vertrauen wir allezeit darauf!“

„Ach, ach —!“ klagte er, „wie gern wollt' ich das Bitterſte leiden, könnt' ich mein Gewiſſen rein bewahren. Ich ſoll einen Eid leiſten, von dem mein Herz nichts weiß, und ſo iſt's ein falſcher Eid, den Gott ſtrafen muß. Mein ganzes Leben lang bin ich beſorgt und bemüht geweſen, gerade Wege zu gehen und mit Aufrichtigkeit den Menſchen zu dienen. Was ich für das Beſte erkannt habe, dafür bin ich mit Wort und Tat eingetreten und keine Lockung oder Drohung hat mich davon abgebracht. Jetzt ſoll ich mich zur Falſchheit kehren und Gottes Namen mißbrauchen. Das überwind' ich in meinem Innerſten nimmer und bin fortan ein gebrochener Mann.“

Gegen Abend kam Gabriel von Baiſen zu ihm. Sein Bruder Hans, der Gubernator, ſchickte ihn, da er eben von Elbing angelangt war und die Angelegenheit möglichſt glatt geordnet wünſchte. Der Woywode kannte die Stimmung der großen Städte gegen Marienburg; man konnte dort nicht vergeſſen, daß noch das Siegel Marienburgs am Bundesbrief hing, aber mit öffentlichem Proteſt zurückgefordert worden war. Man verlangte eine Demütigung des Rats, wie die Gemeinen in Thorn und Danzig gedemütigt waren, weil ſie des Ordens Partei nahmen. Das konnte aber denen nicht erwünſcht ſein, die zu vermitteln und einen friedlichen Ausgleich zur Beruhigung der Gemüter herbeizuführen beſtrebt waren. Hans von Baiſen, eine von Grund aus edle Natur, fühlte ſich ſelbſt nur zu ſtark in die Seele Blumes hinein, konnte er doch am wenigſten jetzt über die peinigende Erinnerung hinweg, daß er als Jüngling hier in dieſem Schloſſe, in dem er nun dem König von Polen huldigte, ſein erſtes Hofamt bei dem Hochmeiſter Heinrich von Plauen angetreten hatte, deſſen ewiger Ruhm war, die Burg ſiegreich gegen ein polniſches Heer verteidigt zu haben. Er wußte, was es ihn gekoſtet hatte, ſich von den Banden der Dankbarkeit und herzlichen Anhänglichkeit frei zu machen. Nun wollte er den Streit der Pflichten nicht an dem Beiſpiel eines anderen Mannes in die Erſcheinung treten laſſen, zugleich Bartholomäus Blume, den er achtete und ehrte, vor den Ausſchreitungen ſeiner politiſchen Gegner bewahren. Deshalb ſendete er ſeinen

Bruder zu ihm. Er hatte gar nicht ungern gehört, daß Tileman vom Wege krank liege; von ſeiner Seite hatte er die heftigſte Agitation gegen die bundbrüchige Stadt befürchtet.

Gabriel von Baiſen fand den Bürgermeiſter in der gedrückteſten Stimmung. Blume überlegte ſchon, ob er nicht doch lieber von ſeinem Amte zurücktreten, ſein Hab' und Gut verkaufen und außer Landes ziehen, als den Eid dem König leiſten ſolle. Dies brachte der Woywode nach kurzem Geſpräch leicht heraus. Es mußte um jeden Preis vermieden werden. Er wußte, daß Blume unbeſtechlich ſei; Verſprechungen von Gnadenbeweiſen konnten hier keinen Nutzen haben.

So ſuchte er ihn denn bei ſeiner edelſten Schwäche zu faſſen. „Ihr wiſſet ſelbſt gut genug, werter Herr,“ ſagte er ihm, „daß Ihr nicht ſeid wie irgend ein anderer Mann, der bleiben oder gehen kann, wie es ihm gefällt. Auf Euch ſehen viele Augen. Was Ihr tut oder unterlaſſet, iſt dem ganzen Lande ein Merkzeichen und kann auch außen nicht unbeachtet bleiben. Ich glaube daher nicht, daß Euch der Herr König gutwillig abziehen laſſen wird. Ihr ſeid nun einmal der Bürgermeiſter dieſer Stadt Marienburg, die in ſeine Hand gegeben iſt, und könnt nicht aufhören es zu ſein, bevor Ihr ihm die Pflicht erfüllt habt. Verſagt Ihr ſie, ſo wird man Euch ins Gefängnis werfen und eure Güter einziehen. Wenn Ihr aber auch ſolches Schickſal auf Euch nehmen und eure Kinder zu Bettlern machen wolltet, damit wird's nicht abgetan ſein. Sondern die Stadt wird eure Halsſtarrigkeit ſchwer zu büßen haben. Bedenket, wie die Thorner die Neuſtadt Thorn geknebelt und die Danziger gar die vom Orden angelegte und ihm ergebene Jungſtadt zugleich mit dem Schloß gebrochen haben. Nicht milder werden ſie mit Marienburg verfahren, wenn die Stadt nicht ohne jede Weigerung zum Bunde tritt. Wollet alſo ein ganzer Mann ſein und ein hartes Geſchick von ihr abwenden.“

Dieſe Mahnung ſchlug ein. „Ja, ja,“ rief Blume, „ich beuge mich dem Zwange der Notwendigkeit. Sagt dem Herrn König, daß er mich morgen zu erwarten habe. Mag Gott mir weiter helfen!“

Und ſo zogen denn Bürgermeiſter, Ratmannen und Schöffen in voller Zahl, alle in Feiertagskleidern, wohlgeordnet aus der Stadt, vorüber am Sperlingsturm und durch das Schuhtor nach dem Schloß. Die ſie gehen ſahen, wußten, daß ſie nicht anders könnten, und waren ihnen mit traurigem Herzen doch dankbar für Abwendung großer Bedrängnis. „Der Herr ſegne euch!“ rief man ihnen zu.

Der große Remter, deſſen Strahlengewölbe hoch aufſteigend auf drei ſchlanken Pfeilern ruhte, war feſtlich geſchmückt. Neben den dritten Pfeiler war auf eine Eſtrade von drei Stufen ein Thronſeſſel geſtellt, darüber ein Baldachin von Purpur mit langen Goldfranſen gehängt. Die abſchließende Wand hinten zeigte die Wappen von Polen und Preußen dicht nebeneinander. Zur feſtgeſetzten Stunde füllte ſich der weite Saal bis auf den letzten Platz. Auf der rechten Seite des Thronſeſſels ſtellten ſich der Gubernator und die preußiſchen Woywoden, auf der linken der Kanzler und die polniſchen Würdenträger auf. Weiter zurück ſtanden die Biſchöfe, die Landesräte von Preußen, die Abgeſandten der großen Städte, unter ihnen in erſter Reihe Wilhelm Jordan von Danzig und Rutger von Birken von Thorn. Hinter dem Kanzler an einem kleinen Tiſch, auf welchen Pergamentrollen gelegt wurden, ſaßen die Schreiber des Königs und des Bundes. Vor der Eſtrade blieb ein freier Raum, durch eine von köſtlich gekleideten Pagen gehaltene purpurne Schnur abgegrenzt. Ebenſo war ein Gang bis zur Tür offen gehalten.

Polniſche und preußiſche Edelleute, Eidechſenritter, Soldhauptleute und Rottmeiſter, Ratsherren und Bürger, Schulzen und Freie aus den Orten eine Tagereiſe in die Runde drängten gegen die Schranken, die von königlichen Hellebardieren gehütet wurden. Angekündigt durch die Zinkeniſten und Trompeter, geführt von Herolden in Wappenröcken und Bannerträgern, erſchien endlich König Kaſimir, die Krone auf dem jugendlichen Haupte, das Schwert im Arm, den Purpurmantel mit Hermelinfutter um die Schultern gehängt. Er wurde mit jubelnden Zurufen empfangen und dankte ſehr gnädig. Es folgten die Träger der polniſchen und preußiſchen Fähnlein, die das Heer geſendet hatte. Während der König unter den Thronhimmel trat, umzogen ſie die Eſtrade in weitem Bogen und ſtellten ſich an der Wand auf.

Dann winkte König Kaſimir dem Gubernator von Preußen und dem Kanzler. Sie traten zu ihm auf die oberſte Stufe. Der Kanzler öffnete eine Pergamentrolle und verlas ihren Inhalt. Es ſtand darin, daß Preußen, nachdem es mit freiem Willen ſeiner Edelſten zur Krone Polen getreten und von derſelben angenommen ſei, nun auch nach Übergabe des Ordenshaupthauſes tatſächlich ein Glied des Reiches geworden. Der König begrüße ſeine preußiſchen Untertanen, die ihm meiſt ſchon in ihren Städten und Kreiſen gehuldigt, dann aber treu im Kampfe beigeſtanden hätten, wolle jetzt aber des ganzen Landes Huldigung einnehmen und ſeinen Dank allen und jedem zu erkennen geben. Preußen ſolle unter der Krone Polen ſtehen, wie zugeſichert, eine ſelbſtändige Regierung haben und alle Privilegien beſtätigt erhalten, die ihm die vorige Herrſchaft verſagt, auch bei der Königswahl als ein Reichsſtand beteiligt ſein. Solches gelobe der König mit Vollmacht des Reichstages. Kaſimir hob darauf die Hand und neigte das Haupt zum Zeichen der Beſtätigung.

Darauf kniete Hans von Baiſen vor ihm nieder und gelobte unverbrüchliche Treue Namens des Landesrats und der Stände. Seiner Rede folgte jubelnde Zuſtimmung der Verſammelten.

Nun ließ der König den Hauptmann der Böhmen, Ulrich Czerwonka, herbeirufen. Er hatte ihm die Übergabe der Marienburg ſchon mit einem anſehnlichen Geldgeſchenk gedankt. Um ſich ſeiner Treue um ſo beſſer zu verſichern, ernannte er ihn jetzt feierlich zum Oberhauptmann auf Marienburg und zum Herrn der Burgen Schwetz und Golub mit allem Zubehör an Land und Leuten. Daraufhin wurde er ſein Mann und huldigte ihm, ſeine Pflicht gegen den Orden ganz vergeſſend.

Dann erhielten die Vertreter der großen Städte ihre teuer erkauften Briefe ausgehändigt. Danzig fiel Dirſchau mit ſeinem Gebiet zu, Elbing wurde mit Gütern und Dörfern gegen einen Jahreszins beſchenkt, Thorn endlich wurde Herr faſt des ganzen früheren Komthureibezirks, ſollte in ewigen Zeiten frei von allen Laſten und Abgaben bleiben, das Münzrecht ausüben dürfen, mit dem Stapelrecht in ausgedehnteſtem Maße und vielen anderen wertvollen Privilegien und Freiheiten begnadet ſein. Rutger von Birken dankte für die Stadt. Er wußte, daß der König ſich arm ſchenkte und frohlockte innerlich darüber. Tileman vom Wege aber, der ihn reich und arm gemacht, feierte ſeinen Triumph nicht.

Indeſſen hatte der Marienburger Rat in der Nähe des Ausgangs gewartet. Die Herren hatten Zeugen aller dieſer Gnadenbeweiſe des Königs ſein müſſen. Nun wurden ſie durch den Gubernator vorgefordert. In der Rede, die er an die Majeſtät von Polen hielt, ſtellte er die Sache ſo dar, daß die Stadt früher treu zum Bunde gehalten, aber durch den Orden ſchwer bedroht und zum Abfall gedrängt ſei, jetzt aber, da die Burg ihr nicht mehr ein Schrecknis, reumütig zurückkehre zum ganzen Lande und freudig den Herrn annehme, den ſich dasſelbe gegeben. Er wolle ihr deshalb gnädig ſein und Geſchehenes vergeſſen.

Bartholomäus Blume unterdrückte einen Seufzer. Er ſtand da mit geſenktem Haupt, an dem zu beiden Seiten der gramgefurchten Stirn das graue Haar lang und wellig hinabfiel, ſeine Augen deckend. „Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König und Herr,“ ſagte er, „Eure Gnade weiß, daß wir von unſerer früheren Herrſchaft, der wir Treue gelobt hatten, noch nicht losgeſprochen worden. Gleichwohl, da es Gott in ſeiner Allmacht ſo gefügt hat, daß Ihr im Kampfe Sieger geblieben und dieſes Haupthaus eingenommen, und weil wir verlaſſen ſind von unſern Herren und Eure Gnade uns keine Friſt geſtatten will, uns des früheren Eides zu entledigen, hiezu auch volle Macht hat, alſo ſprech' ich's aus als den Willen der Stadt, daß ſie bereit ſei, Ew. Majeſtät und der Krone Polen zu huldigen, als dem Herrn des Landes Preußen, ſo uns Gott helfe, und erbitten uns dafür Ew. Majeſtät Gnade und mächtigen Schutz.“

Er wendete ſich darauf zurück und fragte die Seinigen, ob dies recht geſprochen ſei, und da ſie mit Ja antworteten, kniete er unten an den Stufen auf dem Scharlachtuch nieder, hob die Hand und ſprach den Eid, wie er ihm durch den Woywoden von Kulm vorgeſagt wurde.

Dabei wurden ihm die Augen feucht, und es rollte eine Träne auf ſein Wams, als er aufſtand. Das ſah der König, drohte ihm mit dem Finger und ſagte: „Du — Du! halte Wort! Es wäre ſonſt dein Schade.“

Der Stadt Marienburg wurden ſodann ihre Privilegien in Gnaden beſtätigt.

Nach dieſem feierlichen Akt bewirtete der König wiederum in den Prachträumen des Schloſſes alle ſeine Gäſte.

Nach einigen Tagen zog er mit ſeinem Gefolge ab und nahm den größten Teil des polniſchen Heeres mit ſich.

Tileman vom Wege verzweifelte daran, im Lager wieder zu Kräften zu kommen, und ließ ſich, da er kein Pferd beſteigen konnte, in einer Sänfte nach Thorn zurücktragen.

Zehntes Kapitel.

Ein Wagnis der Treue.

Nach dem Abzuge des Königs wurde es in der Marienburg bald recht ſtill. Freilich nahm dort der Gubernator Hans von Baiſen ſeinen Amtsſitz, aber das Haus, in dem die Hochmeiſter reſidiert hatten, war ihm unheimlich; er verweilte ungern darin längere Zeit und hielt ſich lieber auf ſeinen Gütern auf oder reiſte im Lande umher, wenn ihn nicht ſein kranker Fuß ans Lager feſſelte. Mit Vielem, was jüngſtens geſchehen war, hatte er ſich nicht befreunden können. Die Dinge nahmen einen gar anderen Verlauf, als zum Nutzen des Landes gut ſchien. Jeder ſuchte ſich zu bereichern, wie er konnte; den Löwenanteil an der Beute nahmen aber die Städte Danzig und Thorn hinweg, und es war noch gar nicht abzuſehen, wie weit ſie ihre Forderungen ſteigern würden, wenn neue Geldvorſchüſſe von ihnen verlangt werden müßten. Schon jetzt waren ſie faſt unabhängige Republiken, mächtiger als die Landesregierung ſelbſt. Die kleinen Städte lenkten ſie nach ihrem Willen. Die Ritterſchaft mußte ſie gewähren laſſen; es war nur deren ſtetes Beſtreben, die Laſten nach Möglichkeit von ſich abzuſchieben und durch die Gunſt des Königs für ſich immer neue Privilegien zu erlangen. Jeder von den Großgrundbeſitzern ſtrebte danach, Herrſchaftsrechte zu erlangen und ſich die kleinen Freien zu unterwerfen. Es war ihr Stolz, ſich der Freiheit des polniſchen Adels rühmen zu dürfen. Hans von Baiſen ſah mit Bekümmernis in die Zukunft. Das hohe Ziel, das ihm vorgeſchwebt hatte, dem deutſchen Lande Preußen ſeine Selbſtändigkeit zu bewahren, war ſchon von den Mitkämpfern aufgegeben. Was dem Orden genommen wurde, fiel nicht der neuen Herrſchaft zu, ſondern kam zur Teilung unter den Gläubigern, die dem unſeligen Kriege ihren Anſpruch verdankten.

Und ſie konnten nicht einmal befriedigt werden. Die ungeheuren Summen, die den Söldnern hatten zugebilligt werden müſſen, ließen ſich nicht ſogleich aufbringen. Sie behielten die Pfänder. Sollte der Krieg fortgeſetzt werden, ſo waren neue Mittel erforderlich. Das verarmte Land konnte ſie nicht mehr aufbringen. Die aber reich geworden waren, beanſpruchten für weitere Vorſchüſſe weitere Berechtigungen. An energiſche Fortſetzung des Krieges war vorerſt gar nicht zu denken. Der König hatte große Verſprechungen gegeben, brauchte aber ſein Heer an anderer Stelle und war beſtändig in ſchlimmſter Geldnot; ſeine neuen Untertanen ſollten ſich ſelbſt helfen. So blieb zwar eine Beſatzung in der Marienburg, aber ſie reichte nur eben hin, das Schloß gegen Ueberfall durch den Feind zu ſichern. Das Lager vor der Stadt war längſt aufgehoben. Thorn hatte ſeine Söldner, ſo weit ſie nicht zum Schutz der eigenen Mauern in Dienſt gehalten werden mußten, entlaſſen.

Unter ſolchen Umſtänden durfte der Orden, ſo kümmerlich auch ſeine Lage war, noch nicht ganz verzweifeln.

In der Stadt Marienburg herrſchte eine trübe und unzufriedene Stimmung. Jetzt erſt wurde den Bürgern recht klar, was ſie durch Vertreibung des Ordens verloren hatten. Keine andere Stadt des Landes erlitt eine ſo große Einbuße. Seit anderthalb Jahrhunderten war das ſtarke Schloß an der Nogat die hochmeiſterliche Reſidenz geweſen. Der fürſtliche Haushalt dort ſetzte die Bürgerſchaft in Nahrung. Kein Tag verging, an dem nicht Fremde anlangten, die im Schloß Geſchäfte hatten: Komthure und Vögte der entfernteren Gebiete, Abgeſandte von Landen und Städten, Sendeboten des Deutſchmeiſters, des Landmeiſters von Livland, der deutſchen Reichsfürſten, Gäſte fürſtlichen und adligen Standes. Die meiſten brachten ein ſtattliches Gefolge mit, das in der Stadt einquartiert wurde; zu den Feſtlichkeiten lieferten die Bürger einen Teil des Bedarfs. Nie fehlte es an Neugierigen und Schauluſtigen, die hier aus weiter Ferne zuſammenſtrömten, das Gepränge des Hofes zu bewundern und etwas Neues zu erfahren. Die Handelsſtädte, die mit der Hanſa in Verbindung waren, hielten hier ihre Tage ab und führten viel Geld zu; hier wurde über Landesordnungen beraten; hier hatte auch einer der Großſchäffer des Ordens ſeinen Sitz und Marienburger Bürger waren ſeine Agenten bei den wichtigen und umfangreichen Handelsgeſchäften, die er betrieb. Die Stadt unter den Mauern des Schloſſes war wohlhabend geworden, und hatte ſich darauf eingerichtet, daß dieſer Verkehr ein dauernder ſein würde. Nun ſollte man nicht nur in den Jahren des Krieges große Verluſte zu beklagen gehabt haben, ſondern ſich auch an den Gedanken gewöhnen, daß die guten Zeiten nie mehr wiederkehren könnten. Ja, wenn ſtatt des Hochmeiſters fortan ein König im Schloß hausgehalten hätte! Aber künftig war nur in längeren Zwiſchenräumen ſein Beſuch für wenige Tage zu erwarten. Und nicht einmal einen Statthalter hatte er eingeſetzt, der fürſtlichen Aufwand treiben ſollte und konnte. Das mittlere Schloß war wie verödet und nie wieder ſollte dort ein glänzender Hof die Blicke der ganzen Chriſtenheit auf ſich ziehen. Handel und Wandel ſtockte, die Speicher der Kaufleute ſtanden leer, die Kahnrheder hatten nichts zu tun, die Arbeiter waren ohne Beſchäftigung, die Handwerker erhielten keine Beſtellungen. Man zehrte von den Reſten des früheren Wohlſtandes und ſah mit Schrecken, daß ihm alle Wurzeln untergraben waren und in Kurzem alle Säfte ſtocken mußten.

So hörte Bartholomäus Blume täglich nur Klagen und Verwünſchungen. Ihm freilich konnte man dieſe troſtloſe Wendung der Dinge nicht zur Laſt legen; aber er war doch das Oberhaupt der Stadt und ſollte Rat ſchaffen. Es ſchien nur geholfen werden zu können, wenn der Orden wieder Herr des ganzen Landes wurde, der Hochmeiſter wieder in ſeine Burg einzog und von hier aus die Thorner und Danziger demütigte. Schon wurden in allen Ständen Stimmen laut, man habe nur gezwungen dem König gehuldigt und ſei ihm von Rechts wegen zu nichts verpflichtet; man müſſe trachten, den Orden wieder zu Kräften zu bringen und das Schloß in ſeine Gewalt zu geben; die Stadt dürfe nicht den verräteriſchen Buben zu Liebe gänzlich zu Grunde gerichtet werden.

Blume ſuchte zu tröſten und zu beruhigen, aber ihm ſelbſt war bange zu Mut. Litt er doch am ſchwerſten unter der Pein dieſer traurigen Verhältniſſe. Auch ihm fehlte es nicht an geſchäftlichen Sorgen, aber ohne Klagen hätte er noch größere Verluſte erduldet, wenn er ſo nur ſeinem alten Herrn die Treue hätte bewahren können. Sein Herz gewöhnte ſich nicht daran, von ihm abzulaſſen. Die Hoffnung, daß der gnädige und gerechte Gott nach dieſer Zeit der Prüfung ihn wieder in all' ſeine frühere Herrlichkeit einſetzen werde, wollte ihm nicht erſterben. Jede Nachricht, daß des Königs Macht geſchwächt ſei, daß die Bündiſchen Verluſte erlitten hätten, daß ſie ihre Streitmacht zu ſchwächen genötigt geweſen, erfüllte ihn mit Freude. Daß der Orden auch in dieſer furchtbarſten Not ſeine Sache noch nicht verloren gab, die Burg Königsberg befeſtigte, Marienwerder behauptete, das mit ſeinem Gebiet bis an die Weichſel herantrat, Soldhauptleute fand, die ſeinem Stern vertrauten, gab ihm neue Ermutigung. Er ſchickte Marcus ins Land, Erkundigung einzuziehen und hörte gern, wenn er berichtete, wie überall Mißvergnügen über das Treiben der Bündiſchen herrſchte, die das arme Volk betrogen hätten, und die Herrſchaft des Ordens zurückgeſehnt würde. Wie lange konnte ein allgemeiner Aufſtand noch auf ſich warten laſſen? Dann würde der Orden auch ſeine Stadt Marienburg wieder einnehmen und ſie des erzwungenen Eides entbinden.

Frau Regina war mit ihrer Tochter in der Stadt geblieben. Freilich hatte ſie die Gaſtlichkeit des Bürgermeiſters und ſeiner guten Frau nicht mißbrauchen wollen und deshalb auf eine Beſchäftigung gedacht, mit der ſie ſich den Unterhalt verdienen könne. Blume ſchlug ihr vor, ihre ärztliche Kunſt auszuüben, und räumte ihr mit des Rats Bewilligung die kleine Wohnung im ſtädtiſchen Spittel ein, die vom Aufſeher benutzt zu werden pflegte. Der Apotheker verſorgte ſie mit Arzneimitteln. Da ſie aber Verlangen nach ihren eigenen Vorräten hatte, machte Marcus ſich auf den Weg nach Heilsberg und in den Wald. Er fand das Waldhaus verlaſſen und ausgeplündert, kein lebendes Weſen mehr darin; die alte Magd hatte flüchten müſſen. Die Kräuterkammer war verſchont geblieben. Marcus packte ſorgſam zuſammen, was er dort fand, und brachte es nach Hauſe. Seitdem wurde das Stübchen im Spittel von Hilfeſuchenden ſelten leer. Frau Regina hieß nicht mehr die Waldfrau, ſondern weit im Umkreiſe die kluge Frau von Marienburg. Urſula hatte Marcus aus dem Walde einen jungen Star mitgebracht. Den lehrte ſie ſprechen und ſingen, daß ſich die Leute darüber verwunderten. Wenn er „Marcus, lieber Marcus“ rief, meinten ſie ſeine Mutter zu hören.

So verging die Zeit bis in den Herbſt hinein. Eines Tages — es war nebliges, unfreundliches Wetter —

meldete ſich im Hauſe des Bürgermeiſters ein Graumönch und bat, zu ihm gelaſſen zu werden, da er von auswärts komme und für ſein Kloſter etwas zu erbitten habe. Frau Chriſtine wollte ihn mit einer reichlichen Gabe abtröſten, er blieb aber dabei, daß er den Hausherrn ſelbſt ſehen müſſe. Nun fiel's der Bürgermeiſterin auf, daß ſeine Haltung für einen Kloſterbruder wenig demütig war und ſeine Stimme rauh wie die eines Kriegsmanns klang. Sie forſchte deshalb nicht weiter, ſondern ließ ihn bei Bartholomäus ein.

Sobald die beiden Männer allein waren, warf der Graumönch die Kapuze zurück, die ſein bärtiges Geſicht beſchattet hatte, und ſagte: „Kennt Ihr mich, Herr Bartholomäus Blume?“

Der Bürgermeiſter ſtutzte. Im nächſten Moment leuchtete die Freude in ſeinen Augen auf. „Gnädigſter Herr Spittler . . .,“ rief er aus und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Still!“ unterbrach Plauen, „mein Name darf nicht ausgeſprochen werden. Die Wände haben Ohren. Ich habe mich nicht ohne Grund in ſolcher Vermummung in die Stadt eingeſchlichen. Eure Stadt hat polniſche Beſatzung.“

„Gott ſei's geklagt,“ antwortete Blume. „Zwar iſt ſie nur ſchwach, aber darum nicht weniger läſtig. Herr Ulrich Czerwonka, der Schloßhauptmann —“

„Ich weiß alles,“ fiel Plauen ein, „die Stadt iſt vergewaltigt.“

„Und Ihr kommt —“

„Um Euch einen Gruß vom Herrn Hochmeiſter zu bringen, der Eurer oft in Ehren gedacht.“

„Das iſt mir eine Freude zu hören. Und wie geht's meinem gnädigſten Herrn?“

„Traurig genug, aber doch ſo traurig nicht mehr, als da er von der Marienburg ſchied und von Schloß zu Schloß wanderte, ein ſicheres Obdach zu finden, und überall nur Not und Elend traf, das er nicht mehren wollte. Sein Mut iſt wieder merklich aufgerichtet, da ihm von mancher Seite Unterſtützung geworden, wo er ſie nicht erwartet. Die deutſchen Söldner ſind ihm meiſt treu geblieben. Wir haben unſere feſten Plätze behauptet und einige Burgen dem Feinde wieder entriſſen. Das Glück, das uns ſchon ganz verlaſſen zu haben ſchien, zeigt uns ein freundlich Geſicht. Die Verräter meinten den Lohn ihrer ſchnöden Tat geerntet zu haben und ſind läſſig geworden. Sie wagen nicht mehr anzugreifen, nachdem ſie wiederholt im Felde geſchlagen ſind. Ihr Vertrauen auf die Hilfe des Königs iſt erſchüttert, da der Reichstag ihm die Mittel verſagt, den Krieg hier im Norden kraftvoll fortzuſetzen. Seine Polen merken wohl, daß ſie von den Bündiſchen arg hinter's Licht geführt ſind und der Gewinn den Aufwand nicht lohnt. Der heilige Vater hat auf des edlen Aeneas Sylvius Mahnung von Neuem den Bannfluch gegen alle Feinde des Ordens ausgehen laſſen, und man weiß, daß der König mitgetroffen ſein ſollte. Das macht die polniſche Geiſtlichkeit ſcheu und einen Teil des Adels bedenklich. So hoffen wir trotz aller Kümmerniſſe am Ende doch Sieger zu bleiben.“

„Das wolle Gott geben,“ ſagte Blume, die Hände faltend. „Täglich beſtürm' ich ſeine Gnade deshalb mit meinen Gebeten.“

Der Spittler drückte ihm die Hand. „Wir kennen Euch als treu und unſerer guten Sache ſehr ergeben,“ verſicherte er, „und vertrauen, daß Ihr nicht nur für uns beten, ſondern im rechten Augenblick auch für uns handeln werdet.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Bürgermeiſter, durch den ſtrengen Ton betroffen. Seine grauen Augen forſchten im Geſicht des vornehmen Gaſtes, was deſſen Meinung ſein mochte.

„Ihr wiſſet,“ fuhr Plauen heimlicher fort, „daß unſeren Orden kein ſchwererer Schlag treffen konnte, als der Verluſt ſeines Haupthauſes. Die Marienburg zurückzugewinnen, muß das Ziel all' unſeres eifrigſten Strebens ſein.“

„So iſt's, gnädiger Herr, ſo iſt's.“

„Euch hat nicht entgehen können, wie's jetzt darin beſtellt iſt. Meint Ihr, daß uns ein unvermuteter Angriff gelingen könnte?“

Blume hob aufmerkend den Kopf. „Die Mauern ſind ſehr feſt — ſie haben bisher noch jedem Anſturm widerſtanden. Freilich hat Herr Ulrich Czerwonka zur Zeit noch achthundert Mann ins Schloß gezogen, ſehr wider Willen des Herrn Stibor von Baiſen, der eiferſüchtig darüber wacht, daß der Hauptmann ſich nicht der Burg als ſeines Eigentums bemächtige. Doch auch dieſe Verſtärkung reicht zur Verteidigung der ausgedehnten Werke bei Weitem nicht aus. Aber wie wolltet Ihr unvermutet mit einem Belagerungsheer von vielen Tauſenden . . .“

„Es ſteht uns für jetzt nicht einmal zu Gebot. Nur ein überraſchender Überfall kann Erfolg haben. Hört! Unſer getreuer Bernhard von Zinnenberg will ihn von der Burg Stuhm aus wagen.“

„Bernhard von Zinnenberg? Der wackere Mann! Ja, er hat bisher Stuhm dem Orden treu bewahrt, wie der König und die Bündiſchen ihn auch zur Uebergabe drängten. Auf ihn iſt Verlaß.“

„Er hat nur zwei gute Meilen Weges bis hieher. Wenn er wüßte . . .“

„Was, gnädiger Herr?“

„Daß er in die Stadt aufgenommen würde . . .“

„In die Stadt —?“

„Nun erſchreckt Ihr. Ich glaubte, Ihr wolltet mit

Freuden die Gelegenheit ergreifen, eurem alten Herrn zu dienen.“

„Gewiß, gewiß —! aber . . .“

„Das Schloß kann nur von der Stadt her überrumpelt und raſch eingenommen werden. Es mag ein großes Wagnis ſein —“

„Das bedenk' ich nicht, gnädiger Herr, aber . . .“ Ihm wurde ſichtlich heiß; Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner Stirn unter dem lockigen Haar.

„Was iſt's alſo?“ fragte der Spittler.

„Gnädiger Herr,“ antwortete Blume gepreßt, „die Stadt hat dem König gehuldigt.“

„Hoffentlich nur gezwungen. So haben wir's angeſehen.“

„Gezwungen — Gott weiß es! Aber unſer Eid —“

„War ein gezwungener Eid. Er hat keine Giltigkeit über die Zeit der Not hinaus.“

„So iſt er nicht verſtanden, gnädiger Herr — vom König nicht verſtanden.“

„Wie? Und Ihr wolltet Euch durch ſolchen Zwang in eurer Seele für gebunden halten? Wie könnte das geſchehen, Bartholomäus? Dann wahrlich hättet Ihr die Treue dem alten Herrn gebrochen und ſchmählichſten Verrat geübt. Gott könnt' euer falſches Gebet nicht erhören.“

„Und wär's nicht Meineid, den ſeine Gerechtigkeit ſtrafen müßte . . .“

„Das fürchtet nicht. Habt ihr Marienburger nicht dem Herrn Hochmeiſter und ſeinem ganzen Orden geſchworen?“

„Von ganzem Herzen.“

„Und durftet ihr dieſen Eid brechen?“

„Es iſt nicht mit unſerm Willen geſchehen.“

„Es iſt überhaupt nicht geſchehen. Zwang euch der König zu einem Eide, der hob jenen nimmermehr auf.“

„Ihr ſeht meine Gewiſſensangſt, gnädigſter Herr —“

„Könnt ich Euch zu einer Todſünde verführen wollen? Ich ſag' Euch, dieſer Eid iſt kein Eid, und das möget Ihr allen denen wiederholen, die ihn erzwungen geleiſtet haben. Er iſt null und nichtig hüben und drüben. Hatte der Orden euch eures gelobten Gehorſams entlaſſen? Nein! Durfte der König euch zu Untertanen annehmen, bevor er uns ſolche Entlaſſung abgetrotzt hatte? Nein! Erhielt er der Kirche Beiſtand, euch zu löſen von dem alten Eide, damit der neue gelte? Nein! Was zagt Ihr alſo, Mann? Wär's ein Fehl geweſen, der Gewalt zu weichen, den wollt' Euch der Orden verzeihen und der Papſt in Rom auf ſeine Bitte gern abnehmen. Denn eure und der eurigen Schuld iſt wahrlich nicht groß.“

„So wolltet ihr Kreuzherren uns vertreten, daß Ihr uns bei dem alten Eide feſtgehalten hättet?“

„Das wollen wir und hoffentlich auch mit gutem Erfolg dem König gegenüber. Das eine nur habt ihr zu bedenken, daß ihr mit ihm brecht. Kann er's, ſo wird er den Abfall rächen.“

„Das mag geſchehen,“ rief Blume, „und ſoll uns keine Not zu groß ſein. Gebt uns nur das Verſprechen, daß der Orden uns beiſtehen wolle mit ganzer Kraft, daß wir das Werk gemeinſam vollbringen.“

„Ich geb's, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin,“ entgegnete der Spittler, wuchtig in ſeine Hand einſchlagend. „Helft dem Orden, wie ihr's ihm ſchuldig ſeid, und er wird ſeine Stadt Marienburg im Kampf nicht verlaſſen.“

Nun wurde der Plan näher beſprochen. Blume ſollte davon auf dem Rathauſe nichts verlauten laſſen, bis das Unternehmen reif wäre, indeſſen aber heimlich alle Vorbereitungen treffen. Das weitere hätte er mit Bernhard von Zinnenberg zu verabreden, der den Spittler unterrichten werde. Er dürfe ihm vollſtes Vertrauen ſchenken. „Und ſo ſtehe uns denn die Himmelskönigin in Gnaden bei," ſchloß Plauen, „daß wir die Verräter überliſten und ihnen den Raub abnehmen, damit wir der gebenedeiten Jungfrau Maria wieder dienen können in ihrem Hauſe zu Ehren Gottes und der Menſchen."

„Amen," ſagte Bartholomäus Blume, die Hände faltend. Der Spittler zog die Kapuze über den Kopf und verließ das Haus, von ihm bis zur Tür geleitet.

Seitdem hatte der treue Mann mehr als je unruhige Tage und Nächte. Er wußte wohl, was er ſich übernommen und wie viel für ihn und die Stadt Marienburg auf dem Spiel ſtand. Gelang der Überfall, ſo mochte des Ordens endlicher Sieg wahrſcheinlich ſein; mißlang er, ſo war von des Königs Zorn und der Bündiſchen Rachſucht das Schlimmſte zu fürchten. Frau Chriſtine, die ihn ſorgend beobachtete, merkte, daß ſeit jenem Beſuch etwas in ihm vorging. Sie ſagte es ihm auf den Kopf, das ſei kein Mönch geweſen. Er bat ſie, ihn nicht zu bedrängen. Da er aber ſah, wie ſie ſich um ihn härmte, meinte er am Ende, es ſei am beſten, ſie ins Geheimnis zu ziehen, zumal er ſich doch ohne ihr Wiſſen nicht aus der Stadt entfernen konnte. So ſagte er ihr eines Nachts, da ſie beide nicht ſchlafen konnten, alles und fügte gleich hinzu, er ſei entſchloſſen, ſeine Pflicht zu tun, es komme, wie es wolle. Darüber erſchrak ſie anfangs ſehr und bat ihn kleinmütig, die Folgen zu bedenken und Weib und Kind nicht zu vergeſſen. Er aber ſeufzte nur und ſagte: „Das iſt alles bedacht und liegt nun in Gottes Hand. Will er uns zeitlich verderben, ſo werden wir doch ſeine ewige Gnade gewinnen. Wie ſollt' ich vor mir ſelbſt noch beſtehen, wenn ich feige den Dienſt verweigerte, den mein Herr fordert? Groß iſt die Gefahr, aber groß auch der Sieg. Was jetzt verſäumt wird, kann nie wieder eingeholt werden. Was für ein erbärmliches Daſein iſt das unter der Polen

Herrſchaft! Deutſch wollen wir ſein und bleiben, wie unſere Väter es waren, die ins Land zogen, zur Ehre des deutſchen Namens zu kämpfen und zu arbeiten. Vergäßen wir das, uns wäre beſſer, die Heiden hätten uns erſchlagen. Darum hindere mich nicht, liebes Weib, dieſen dornigen Weg zu wandeln, der doch allein zum Heil führen kann. Fühlſt Du als eine deutſche Frau, ſo werd' ich deinem Herzen um ſo teurer ſein.“

Sie weinte eine Weile ſtill. Dann aber ſagte ſie: „Du haſt Recht, Bartholomäus, und überwindeſt meine Zaghaftigkeit. Wie könnt' ich deine Treue ſchelten, die mich doch ſelbſt mein Leben lang beglückt hat. Wo Du gehſt, da will ich auch gehen, und was Du zu tragen haſt, mit Dir tragen. Mag die Laſt unſern Schultern nicht zu ſchwer werden!“

„So hab' ich's von meinem lieben Weibe erwartet,“ antwortete Blume, „und nun kann ich wieder fröhlichen Sinnes ſein, es komme was da wolle.“

Am andern Tage verließ er die Stadt. Er ſagte der Torwache, daß er nach ſeinem Gütchen hinauswollte, um dort Marcus zu beſuchen, der die Winterſaat beſtelle. Dahin ging er auch vorerſt. In der Nacht aber begab er ſich nach der Burg Stuhm, nannte ein Loſungswort, das ihm der Spittler für dieſen Fall angezeigt, und wurde nun ſogleich zum Hauptmann eingelaſſen.

Bernhard von Zinnenberg war ein ritterlicher Herr, nicht mehr in den jüngſten Jahren, aber noch vollkräftig und gleich dem Jüngſten beweglich. Er hatte nie das Waffenhandwerk, wie ſo viele Soldhauptleute ſonſt, nur als ein Geſchäft betrieben, das ihm Geld und allenfalls auch Ruhm eintragen möchte. Es war ihm Ernſt damit, ſeine Ritterehre für die Sache einzuſetzen, die er vertrat. Dem deutſchen Orden hatte er ſich verdungen, weil er deſſen Kampf für gerecht und Gott wohlgefällig hielt. Als ein Ritter müſſe er den Rittern beiſtehen, nicht den

Krämern, hatte er gemeint und danach gehandelt. Aus dem Reich brachte er eine ſtarke Abneigung gegen die bündneriſchen Städte mit, die ſich ihrer fürſtlichen und ritterlichen Herren entledigen wollten. Nach ſeiner Geſinnung war er gut deutſch und haßte die Polen wegen ihrer barbariſchen Kriegführung und ihres übermütigen, leichtfertigen Weſens. Sein Körper war voll Narben; nie hatte er ſich im Gefecht geſchont. Immer ritt er voran und warf ſich mit rechter Luſt gegen den Feind, die Stärke ſeines Armes und die Schärfe ſeines Schwertes zu erproben; er meinte den Sieg nicht verdient zu haben, wenn er nicht mit eigener Hand ſo und ſo viele Gegner in gutem Harniſch vom Pferde geworfen. Von den Feuerwaffen hielt er nichts; ſie ſchienen ihm nur erfunden, um der Mannhaftigkeit Abbruch zu tun. Er war rauh von Art, geradezu, oft verletzend in ſeiner Derbheit und Rückſichtsloſigkeit, aber auch durchaus zuverläſſig und ehrenfeſt, zäh ausdauernd, an Entbehrungen gewöhnt und auch in guten Zeiten allem weibiſchen Luxus abhold. Sein Wams und Mantel waren oft geflickt, aber ſein Eiſenhut und Panzerhemd immer blank. Seine Leute, ſo ſcharf er ſie behandelte, hingen an ihm mit ſchwärmeriſcher Verehrung; er ſorgte aber auch für ſie wie ein Vater und hätte lieber ſelbſt die äußerſte Not gelitten, als ſie darben zu ſehen.

Deshalb war es ihm auch gelungen, die Burg Stuhm für den Orden zu behaupten. Sie war jetzt der vorgeſchobene Poſten, von dem aus das verlorene Gebiet wiedererobert werden ſollte.

„Ich weiß, was Euch herführt,“ redete er den Bürgermeiſter an, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen. „Der Herr Spittler hat mir angezeigt, daß Ihr nicht zu den Hundsföttern gehören wollt, die ihren Gebieter im Unglück verlaſſen. Das iſt brav und hab' ich auch von Euch nicht anders angenommen. Könnt Euch deshalb die Einleitung ſparen und gleich zur Sache kommen. Wie gedenkt Ihr uns bei dieſem Wagnis beizuſtehen?“

„Ew. Edlen ſollen erfahren, was ich von der Lage des Schloſſes weiß,“ antwortete Blume, „und was die Stadt Marienburg an Mannſchaft und Waffen bieten kann. Machet dann ſelbſt euren Plan und zieht mich in euer Vertrauen. Ihr ſeid ein erfahrener Kriegsmann und werdet beſſer als ich des Feindes Stärke und eure Mittel zu ſchätzen wiſſen. Wie Ihr uns anſtellt, ſo wollen wir Euch zu Dienſten ſein.“

„Das hör' ich gern,“ ſagte der Hauptmann freundlicher. „Sprecht, lieber Bürgermeiſter, daß wir für unſere Beratung feſten Grund gewinnen. Ich bemerk's Euch im Voraus, daß es ſich um kein leichtes Stück Arbeit handelt.“

Blume unterrichtete ihn nun getreulich von allem Einzelnen, das ihm zu wiſſen Not tun möchte, insbeſondere auch von der Beſchaffenheit der Schloßmauern nach der Stadtſeite hin. „Es iſt die Meinung der Bauherren geweſen,“ fügte er hinzu, „daß hier die Stadt das Schloß decke. Vor vierzig Jahren ließ ſie der Hochmeiſter von den Bürgern niederbrennen, damit ſich die Polen nicht darin feſtſetzten und einen Halt fänden gegen die Burg. Iſt ſie unverſehrt in den Händen der Belagerer, ſo mag ſie wohl jetzt den Verteidigern noch mehr bedrohlich ſein, da ſie ſeitdem ſtärker befeſtigt iſt.“

„Auf eine regelrechte Belagerung können wir uns nicht einlaſſen,“ entgegnete Zinnenberg, „das muß ein Kind einſehen. Die Frage iſt nur, ob wir das Schloß von der Stadt her überraſchen. Vielleicht ließe ſich vom Schuhtor eindringen. Ihr nanntet aber auch eine Laufbrücke. Sie muß zu einer Pforte führen. Gelingt's uns, die zu beſetzen, ehe der Feind die Gefahr wittert, ſo haben wir viel gewonnen.“

„Das ſcheint mir unſere ganze Hoffnung,“ ſagte

Blume. „Einige hundert Mann können auf dem Johanniskirchhof, über den der Weg geht, verſteckt werden. Die Brücke aber iſt nur ſchmal und die Pforte nicht breiter, als daß zu gleicher Zeit zwei Perſonen eintreten können. Gelingt's Euch, eure Mannſchaft hindurchzubringen und auf dem Parchan unter dem alten Hauſe zu ſammeln, ſo habt Ihr noch eine Pforte an der Ecke nach dem Herren-Dansk zu überwinden. Es wär' aber leicht möglich, daß Ihr ſie offen fändet, denn die Polen ſind fahrläſſig, wenn ſie ſich vor Überfall ſicher glauben, und Herr Ulrich Czerwonka kann die Augen nicht überall haben."

„Darauf müſſen wir nun vertrauen," erwiderte Zinnenberg. „Sind wir erſt drinnen, ſo ſoll's uns nicht ängſtigen, daß die Polen ein paar Hundert Mann mehr unter Waffen haben als wir. Die deutſchen Landsknechte werden mit ihnen fertig werden, wenn ich ſie führe, und eure Aufgabe iſt dann nur noch, uns in der Stadt den Rücken zu decken. Man muß aber auch den andern Fall bedenken, daß wir abgeworfen werden. Dann geht der Tanz für euch Marienburger erſt recht los, und möcht' wohl mancher dabei zu kurzen Atem haben, fürcht' ich. Denn die Stadt muß ſich gegen das Schloß ſetzen, und das kann ein abſonderlich Schauſpiel geben, wie wenn zwei Ringer mit einem Strick umbunden ſind und Bruſt an Bruſt gegen einander drücken, wer beim Fall oben oder unten zu liegen komme. Überlegt's Euch, Herr Bürgermeiſter, ob Ihr eurer Stadt ſo viel Standhaftigkeit zumuten und zutrauen dürft. Denn was Ihr nicht mit Einſatz aller Kraft zum Ende führen könnt, das fangt lieber gar nicht an. Es wär' mir leid um jeden Mann, wenn ich den Überfall wagte und hätt' hinterher keinen Rückhalt an der Stadt."

„Daran ſoll's Euch nicht fehlen, Herr Hauptmann," verſicherte Blume. „Wie wir uns aber gegen Euch verpflichten, im Fall des Mißlingens treulich auszuharren, ſo wollet auch Euch gegen uns verpflichten, die Stadt ihrem Schickſal nicht preiszugeben, ſondern ſie verteidigen zu helfen, wie es die Not verlangt."

„Da habt Ihr mein Ritterwort," antwortete Zinnenberg und bot ihm die Hand. Blume hielt den Druck aus, ohne mit den Wimpern zu zucken. Das gefiel dem Hauptmann. „Ich merke, wir werden gute Kumpane ſein," ſagte er lachend.

Dann beredeten ſie den Plan genau und ſetzten die Zeit feſt. Bernhard von Zinnenberg wollte den Spittler benachrichtigen, damit er einen Streithaufen möglichſt in der Nähe bereit hielte.

Darauf kehrte Blume nach der Stadt zurück und zog einige von ſeinen Ratmannen, auf deren Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen konnte, ins Geheimnis. Sie ſtimmten ihm freudig zu.

Zinnenberg gewann die andern treuen Hauptleute in Stuhm und auf benachbarten Schlöſſern, den Grafen Burkhard von Querfurt, Georg von Schliewen, Wend von Eulenburg, Hans von Dohna, Hans von Tettau und andere für ſeinen Plan. Der Spittler eilte mit einem Fähnlein reiſiger Kriegsknechte nach Stuhm. In einer finſteren Herbſtnacht brach Zinnenberg mit ſeinen Rittern, ſechshundert Reiſigen und ſechshundert Mann Fußvolk nach Marienburg auf. Er gelangte bis zu den Mauern der Stadt, vom Schloſſe unbemerkt. Blume, der durch einen Boten verſtändigt war, öffnete ihm ſofort die Tore.

Er beſetzte die Türme und Wehren. Die polniſche Beſatzung wurde überraſcht, zum größten Teil in den Quartieren niedergemetzelt, der Reſt mit ihrem Hauptmann gefangen.

Eine auserleſene Schar beſetzte den Johannis-Kirchhof und den Zugang zur hölzernen Laufbrücke. Auf ein gegebenes Zeichen brachen die vorderſten Rotten geſchloſſen vor und eilten auf den Dietrichsturm zu. Die Wächter lagen im Schlaf und wurden niedergemacht, ehe ſie Lärm ſchlagen konnten. Den Turm beſetzte Zinnenberg. Nun aber war noch der offene Weg über den zweiten Teil der Brücke bis zur Mauerpforte zurückzulegen. Sollte der Sturm auf dieſelbe gelingen, ſo mußte eine ausreichende Mannſchaft vorgeſchoben werden. Die Dunkelheit war nicht ſo groß, daß die Annäherung ſo vieler Bewaffneter unbemerkt bleiben konnte, wenn man auf der Mauer nicht alle Wachſamkeit vergaß. Auch knarrte und ſtöhnte das Holzwerk unter dem Tritt der Männer, und die Eiſenplatten der Panzer oder die Ketten der Schwertgehänge raſſelten bei jeder Bewegung. Zinnenberg, der mitten unter den Stürmenden war, trieb zur Eile. Die Vorderſten hatten Streitäxte und Kolben mit eiſernen Spitzen, um im Notfall das Tor einzuſchlagen.

Sie gelangten auch im Laufſchritt bis an dasſelbe. Nun aber war man oben hinter den Zinnen aufmerkſam geworden und fragte hinunter, wer da nahe. Da keine Antwort erfolgte und immer neue Rotten über die Brücke vordrängten, erhoben die polniſchen Wachen ein Geſchrei und weckten ihre Mannſchaft, die ſich unter dem hölzernen Wehrgange gelagert hatte, aus dem Schlafe. Jetzt hielt's Zinnenberg an der Zeit, Gewalt zu brauchen. Er gab ſeinen Leuten Befehl, das Tor einzuſchlagen und die Leitern anzuſetzen. Aber das eiſenbeſchlagene Eichenholz widerſtand eine Weile den wuchtigſten Hieben und die Brücke war zu ſchmal, um gleichzeitig einer größeren Zahl von Leitern den Stützpunkt zu bieten. Von der Mauer herab wurden Schleuderſteine auf die Stürmenden geworfen, mehrere von ihnen verwundet und getötet. Pfeile und Bolzen ſchwirrten durch die Luft und beunruhigten die ungedeckt auf der Brücke Stehenden. Sie riefen den Vorderleuten zu, ſich zu beeilen. Vor den Mauern wurde es laut, wie auf ihnen.

Endlich ſtürzte das Tor ein, aber ein Gatter ſperrte den gewölbten Gang unter der Mauer und veranlaßte neuen Aufenthalt. Darauf waren die Angreifer nicht vorbereitet. Es dauerte lange, bis die Pfähle zerſplittert zuſammenbrachen, zumal die Polen zwiſchen den Gatterpfählen hindurch mit Lanzen gegen die Stürmenden ſtachen. Zuletzt drängte ſich Zinnenberg vor, ergriff ſelbſt eine Axt mit nerviger Fauſt und donnerte die Scheidewand nieder. Über die Holzſplitter und eiſernen Riegel hinweg ſchob ſich nun die Maſſe durch den engen Gang dem Parchan zu. Dort wurde ſie von den Polen empfangen, die ſich geſammelt und zum Kampf aufgeſtellt hatten. Da immer nur wenige von ihren Gegnern vorbrechen konnten, hatten ſie, obgleich ſelbſt nicht zahlreich, längere Zeit die Übermacht. Viele von den Landsknechten ließen da tapfer fechtend ihr Blut und Leben. Aber andere erſetzten ſie ſogleich. Nach und nach füllte ſich der Platz hinter der Pforte. Die Hauptleute ordneten ihre Kolonnen und warfen die Polen zurück. Nun konnten die auf der Brücke ungehindert den Parchan erreichen und die Streitſchar verſtärken. Die Polen waren bemüht, ihn zu ſperren, indem ſie ſich mit dem einen Flügel an die Mauer lehnten, mit dem andern gegen das Schloß hinſchwenkten. Sie wichen nur Schritt nach Schritt.

Jetzt kam alles darauf an, die Pforte am Herren-Danſk zu erreichen, bevor von jenſeits Zuzug kam. Zinnenberg feuerte die Seinigen an, ſtellte ſich immer wieder ſelbſt an die Spitze. Schon ſchien die Kraft der Verteidiger zu erlahmen, die jetzt erkannten, daß ſie es mit einem übermächtigen Feinde zu tun hätten. Da aber brachte ihnen Ulrich Czerwonka Hilfe. Der Turmwächter war auf den Lärm und das Waffengeklirr unten aufmerkſam geworden und hatte in den Schloßhof hinab das Signal gegeben. Vom Parchan her ritten Boten herbei und alarmierten die Schlafenden. Der Hauptmann wurde geweckt, fuhr in die Kleider und trat halbgerüſtet auf den Hof hinaus. Mit einem Trompeter durchſchritt er die Kreuzgänge und ließ zum Frühauf blaſen. Alles ſtürzte aus den Schlafſtellen und ſammelte ſich im Hof. Als Czerwonka einige Hunderte zuſammen hatte, führte er ſie um das Schloß nach dem Herren-Dansk und beſetzte die Pforte. Eben drängten ſich durch dieſelbe die fliehenden Polen. Er trieb ſie zurück. Sein Beiſtand machte ihnen wieder Mut; ſie warfen ſich, verſtärkt durch die Nachbringenden, nochmals gegen die Angreifer. Von der Mauer herab wurde mit Pechfackeln und Windlichtern geleuchtet. Auf dem Parchan entſpann ſich ein wilder Kampf Mann gegen Mann. Bald wuchs die Schar der Polen und Böhmen ſo mächtig an, daß die Landsknechte trotz aller Tapferkeit weichen mußten.

Bernhard von Zinnenberg ſetzte es noch einmal durch, daß ſie ſtanden und zum Sturm vorgingen. Wurde der Herren-Dansk genommen, ſo konnte von dieſem ſtarken Außenwerk aus das Schloß beſchoſſen und vielleicht doch noch, wennſchon mit vielem Blutvergießen, erobert werden. Die nächſte Stunde mußte entſcheiden, ob alle Mühe vergeblich geweſen. Die Lanzen ſplitterten, die Schwerter klirrten, die Helme barſten, Flüche und Wehrufe erfüllten die Luft. Einen Augenblick ſchien's als müßten die Polen den Parchan räumen. Aber ſchon waren auch die Wehrgänge des Schloſſes beſetzt. Von dort wurden Steine hinabgerollt, Speere geworfen, hageldicht Pfeile entſendet. Sie trafen freilich Freund und Feind. Czerwonka mußte Leute abſchicken und Einhalt gebieten. Nun ſtürmte Zinnenberg noch wilder an. Es gelang ihm, die Polen durch die Pforte zurückzutreiben. Aber ſie ſelbſt vermochte er nicht zu nehmen; das Tor widerſtand wie die Mauer.

So behauptete er zwar die Nacht hindurch den Parchan und die Brückenpforte; ſein kühner Anſchlag gegen das Schloß jedoch war vereitelt, das mußte er ſich zähneknirſchend eingeſtehen. Doch gab er noch nicht alles verloren. Er ſendete die Verwundeten nach der Stadt, zog friſche Mannſchaften heran und gab den Bürgern Befehl, noch in der Nacht für den Angriff bewegliche Schutzdächer aus Brettern und Flechtwerk herzurichten. Bei Morgengrauen ordnete er wieder ſeine Landsknechte unter den Holzgerüſten hinter der Mauer.

Aber auch Ulrich Czerwonka war nicht müßig geblieben. Er hatte eiligſt alles grobe Geſchütz, das in der Vorburg irgend entbehrlich war, nach dem rechten Schloß ſchaffen und gegen die Stadt richten laſſen. Als nun bei aufſteigender Sonne der bleigraue Himmel ſich erhellte, donnerten von dort her die Kanonen. Zum Schrecken der Bürger ſchlugen die Kugeln in die Dächer ein und fegten die Straßen. Niemand wagte ſich unter den Lauben vor, Weiber und Kinder flüchteten in die Keller. Die Kriegsleute durchbrachen im Innern der Häuſer die Zwiſchenwände und ſtellten ſo einen Durchgang her, der auch von den Bürgern benutzt wurde. Jeder hielt Löſchgerätſchaften und Waſſer bereit, einen etwa entſtehenden Brand ſogleich zu dämpfen.

Nicht ſchnell genug glaubte Bernhard von Zinnenberg der bedrohten Stadt zu Hilfe kommen zu können. Dies geſchah unzweifelhaft am wirkſamſten durch den erneuten Angriff auf das Schloß. Er ließ eine Donnerbüchſe, die in der Nacht auf den Parchan geſchleppt war, gegen das Tor am Herren-Dansk richten und die Sturmleitern anſetzen. Aber die Mauer wurde jetzt von den beſten Mannſchaften Czerwonkas verteidigt und ſie wehrten ſich wie die Verzweifelten, da ſie wohl wußten, was für ſie auf dem Spiel ſtand, wenn ſie hier läſſig wären. Immer wieder wurden die Leitern abgeworfen, die Stürmenden hinabgeſtürzt. Ihre Verluſte waren groß, da nun auch ſeitwärts von der Schloßmauer her gegen ſie Steine und Geſchoſſe geworfen wurden, denen die Schutzdächer nur ſchwachen Widerſtand leiſteten. Vornehmlich richteten die Bogenſchützen ihre Pfeile gegen die Bedienungsmannſchaft am Geſchütz und ſtanden ſelbſt hinter den Scharten ſo gut gedeckt, daß ſie nicht getroffen werden konnten. So konnte die Donnerbüchſe nur in langen Zwiſchenräumen eine Kugel gegen die Pforte abſenden. Als ſie wieder einmal zum Schweigen gebracht war, wagte Czerwonka einen Ausfall. Es wurde von beiden Teilen tapfer auf dem Parchan gekämpft. Zuletzt mußte Zinnenberg doch der Übermacht weichen. Noch verteidigte er die Brückenpforte und den Dietrichsturm, aber ohne Hoffnung dieſe Werke zu halten. Er mußte ſie aufgeben, nachdem ſeine Landsknechte in guter Ordnung den Rückzug über die Brücke nach dem Kirchhof bewerkſtelligt hatten. Hinter ihnen wurde ſie ſofort von den Polen zerſtört.

An Verfolgung freilich konnte der geſchwächte Feind nicht denken. Aber den ganzen Tag über ſetzte er die Kanonade gegen die Stadt fort und tat ihr viel Schaden. Es war ein Glück für ſie, daß es den Polen bald an Kugeln und Pulver fehlte, da ſie den geringen Vorrat rechtzeitig zu ergänzen verſäumt hatten. Nach einer Nacht voll Angſt und Sorge erneuerte ſich daher die Beſchießung nicht. Auch unterblieb ein Angriff vom Schloß. Czerwonka meinte, Unterſtützung von Danzig her abwarten zu müſſen.

Bernhard von Zinnenberg traf mit Blume auf dem Rathauſe zuſammen. „Der Überfall iſt mißlungen,“ ſagte er. „Wollet mir das Zeugnis geben, Herr Bürgermeiſter, daß ich reichlich getan habe, was ich tun konnte. Die Schloßmauern mit unſern Spießen einzurennen, iſt unmöglich. Wir mußten darauf gefaßt ſein.“

„Ich war darauf gefaßt,“ antwortete Blume mutig.

„Und Ihr werdet die Stadt verteidigen?“

„Mit eurer und des Ordens Hilfe, wie uns zugeſagt worden.“

„Ich vergeſſe mein Wort nicht," ſagte Zinnenberg. „Laſſet uns aber erwägen, wie der Stadt am beſten zu helfen iſt. Es kann nichts nützen, daß ich ſie mit meinen Leuten beſetzt halte. Gegen das Schloß wird ſie ſich vorerſt ſelbſt wehren müſſen. Das kann ſie. Denn ſeine Beſatzung reicht nur ſchwach zur Verteidigung aus. Es kommt alles darauf an, daß ich die Bündiſchen hindere, mehr Truppen hineinzuwerfen, Proviant und Munition anzufahren. Um euch Luft zu ſchaffen, muß ich ſelbſt angreifen, auf dem Lande ſengen und brennen, den Feind, ſowie er von da oder dort anrückt, zu ſchlagen ſuchen, die Thorner und Danziger hinter ihre eigenen Mauern zurücktreiben. Darin wird mich der Herr Spittler nach ſeiner Zuſage unterſtützen, und hoff' ich guten Erfolg — auch für euch Marienburger. Müßten wir aber am Ende doch hinter Mauern Schutz ſuchen, ſo rüſtet euch, uns aufzunehmen. Wir ſtehen dann zuſammen bis zum Letzten."

„Bis zum Letzten," wiederholte Blume, „wenn alle Bürger meines Sinnes ſind. Euren Kriegsplan muß ich billigen. Mag's Euch gelingen, die Bündiſchen niederzuhalten und den König gänzlich zu entmutigen. Die Hauptſache iſt für jetzt, nachdem dieſe Hoffnung ſchnellen Sieges verloren iſt, daß wir Zeit gewinnen. Vielleicht ſetzt unſere Beharrlichkeit durch, was keine Gewalt erzwingen könnte."

„Ihr ſeid ein ganzer Mann, Bürgermeiſter," rühmte der Feldhauptmann; „dafür erkenn' ich Euch in der Not. Hätte der Orden viele ſolcher Untertanen, die Verräter wären nicht obenauf gekommen."

„Wollt Ihr mit allen euren Leuten abrücken?" fragte Blume, als achtete er auf das Lob nicht.

„Ein paar Hundert laß ich zunächſt hier," antwortete Zinnenberg, „damit Herr Ulrich Czerwonka eure Mauern beſetzt ſieht und nicht auf den Einfall kommt, euch auch von der Landſeite zu bedrängen. Den Reſt des Fußvolks ſchicke ich gegen Danzig. Mit meinen Reitern brech' ich ins Kulmerland ein, den Feind in Schrecken zu ſetzen und ſeine Rüſtungen zu ſtören. Im Vertrauen und zu eurer mehreren Aufrichtung, werter Herr —: Der Bürgermeiſter Hans Malzkow in Kulm hat den Bund auch ſchon ſatt, deſſen eifrigſter Vertreter er doch früher war. Er merkt, daß die Thorner allen Rahm abſchöpfen und den andern Weichſelſtädten nichts als die Schlittermilch laſſen wollen. Ich hoffe, wir erleben's noch, daß ſich die Thorner und Danziger in den Haaren liegen aus Neid und Eiferſucht. Freſſen ſie einander auf, ſo wollen wir ihnen gute Verdauung wünſchen."

Er lachte ingrimmig, aber Blume ſtimmte nicht ein. „So oder ſo," ſagte er, „das unglückliche Land muß es entgelten. Gott wolle uns gnädig ſein!"

Bald darauf verließ Zinnenberg die Stadt.

Elftes Kapitel.

Joſt vom Wege.

Kaum wußte Czerwonka Marienburg auf ſich ſelbſt angewieſen, als er die Aufforderung zur Übergabe ergehen ließ. Würde ſie verweigert, ſo wolle er die Stadt in Grund und Boden ſchießen, daß kein Stein auf dem andern bleibe; füge ſie ſich gutwillig, ſo verſpreche er ſie der Nachſicht des erzürnten Königs zu empfehlen. Aber binnen vierundzwanzig Stunden müſſe er eine Antwort haben.

Bartholomäus Blume verſammelte den Rat und die ganze Gemeine. „Ich habe getan,“ ſprach er ſie an, nachdem er das Schreiben verleſen hatte, „was ich nicht laſſen konnte. Wär’ dieſer Streich gelungen und das Schloß für den Orden gewonnen, ich zweifle nicht, daß ihr mir’s gedankt haben würdet. Jetzt iſt unſer Plan vereitelt und da wundert’s mich nicht, wenn ich vielen als ein Tor und andern vielleicht noch ſchlimmer: ein Verbrecher erſcheine, weil ich die Stadt in dieſe Not gebracht. Das muß ich tragen. Wenn ihr nun aber fragt: warum haſt Du das getan, ohne des Rats Einwilligung nachzuſuchen oder der Gemeine Willen zu erforſchen, ſo antwort’ ich nicht, wie ich wohl könnte: ſolche Dinge dürfen keine Mitwiſſer haben! Sondern: ich allein wollt’ die Verantwortung dieſes gefahrvollen Wagniſſes auf mich nehmen. Und ſo möget ihr nun nach der Wahrheit Herrn Ulrich Czerwonka und dem König die Verſicherung geben, ihr hättet von dieſem Überfall alleſamt nicht das Mindeſte gewußt — ich allein ſei der Schuldige. Bindet mich und liefert mich aufs Schloß aus, ſo habt ihr euren Gehorſam und guten Willen bewieſen und werdet leicht Verzeihung erlangen. Mit mir aber geſchehe, was ſich nicht abwenden läßt."

Dieſe Rede erſchütterte alle Zuhörer tief. Es waren einige raſch Verzagte aufs Rathaus gekommen, deren Häuſer von den Kugeln gelitten hatten und die deshalb Lärm ſchlagen wollten über des Bürgermeiſters Eigenmächtigkeit und Waghalſigkeit. Sie ſchämten ſich jetzt und hielten ſich ganz ſtill oder waren wohl gar unter den erſten, die ihm zuriefen, er habe Recht getan und dürfe nicht fürchten, daß ſie ihn im Stich laſſen. Klaus Engelbrecht ſchlug auf den Tiſch, daß das Tintenfaß aufſprang, und rief: „Was da? Euch den verfluchten Böhmen ausliefern? Waren wir nicht einig, daß der Eid uns abgezwungen ſei und brechen müßt' wie ein für den Notfall ſchlecht zuſammengeſchweißtes Stück Eiſen? Wer von uns hätt' nicht ebenſo gehandelt, wie Ihr, wenn's an ihn gekommen wäre? Hätt's doch auch gelingen können. Und noch iſt nicht aller Tage Abend. Was wir Marienburger von des Königs Regiment zu erwarten haben, wiſſen wir nun ſchon. Soll die Stadt nicht in wenigen Jahren ganz verkümmern, ſo müſſen wir wieder unſern Herrn Hochmeiſter in der Burg ſitzen haben. So iſt denn jetzt geſchehen, was doch nur eine kurze Weile hinzuhalten geweſen wäre. Und ſo haltet uns nicht für feige Hunde, die hinterm Zaun bellen und mit eingekniffenem Schwanz fortlaufen, wenn ein Stein gegen ſie aufgehoben wird. Euch ausliefern? Da ſei Gott vor! Für den Rat will ich gutſtehen, daß nicht ein einziger Euch nachgibt."

„Und ich für das Gericht,“ ſagte der Schöppenmeiſter.

„Und ich für die Kahnrheberzunft,“ verſicherte Kaspar Reinke. „Wir wollen's ſchon eine Weile gegen die Bündiſchen aushalten. Im Winter friert uns ja doch das Waſſer zu; da haben wir nichts zu verſäumen.“

„Sind unſre Mauern und Türme noch nicht feſt genug, dann wollen wir nachhelfen,“ rief Franz Thielen, der Maurermeiſter.

„Und die Kunſt, Geſchütz zu gießen, iſt nicht ſo groß,“ fügte der Glockengießer Anſelm Liebelt hinzu. „Gebt mir Metall, und ich will euch ein Rohr herſtellen, das ſeine Kugel durch die Schloßmauer jagt.“

Nun wuchs auch den Ackerbürgern der Mut. Sie meinten, ſie hätten die Ernte gut eingebracht und könnten die Stadt auf ein halbes Jahr verſorgen, daß niemand bei einer Belagerung Not zu leiden brauchte.

Der Schuſter-Ältermann Hans Wohlgethan äußerte ſich zuſtimmend: „Da riſſen wir uns ja ſelbſt den Abſatz vom Stiefel und gingen bald barfuß, wenn wir unſern Herrn Bürgermeiſter fortſchickten!“ und der Schneider Veit Pumpenſack ſtieg auf die Bank und ſchrie mit ſeiner dünnen Stimme über die Köpfe der andern hinweg: „Unſer Herr Bürgermeiſter hat eingefädelt, nun wollen wir nähen. Ein Schelm, wer unter den Tiſch kriecht.“

„Gebt uns Waffen,“ riefen die andern, „gebt uns Waffen! Wir wollen die Stadt wohl verteidigen und lieber in Ehren untergehen, als ſolche Schmach auf uns laden.“

. Sie drängten zum Ratstiſch vor und ſchüttelten Blume die Hand, ermutigten ſich gegenſeitig mit feurigen Worten und zählten die Meiſter und Geſellen auf, die jedes Gewerk zur Stadtfahne ſtellen könnte. Der Bürgermeiſter war bewegt. „Lieben Freunde und Gevattern,“ ſagte er, mit der Hand Stille gebietend, „es geht mir wahrlich ſehr zu Herzen. Aber bedenkt, was ihr tut. Heut' iſt's noch Zeit, euch die Hände in Unſchuld zu waſchen, morgen nicht mehr. Laßt ihr mich die Schuld nicht allein tragen, ſo iſt jeder von euch mein Mithelfer, und ſie wird tauſend Mal ſo groß in des Herrn Königs Augen. Ihr habt Weib und Kind zu Hauſe. Müßt ihr um die nicht mehr ſorgen, als um euch? Handelt nicht vorſchnell — es könnt' euch gereuen.“

Die Bürger wollten ſich aber nicht bedeuten laſſen. Alle waren ſie ſo voll Grimm gegen die Bündiſchen, daß ſie lieber Gut und Leben aufs Spiel ſetzen, als ſich unterwerfen wollten. Da Bartholomäus Blume ſie nun auch jetzt ſo hochgemut ſah, wie er ſie zu anderer Zeit ſtets gefunden hatte, nahm er ein altes Schwert von der Wand, hielt mit der Linken den Schwertgriff aufrecht, legte die Schwurfinger der Rechten darauf und rief: „Wohlan denn! ſo ſchwöre ich mich zu eurem Hauptmann und will euch in ſolchem Amt dienen bis zum letzten Blutstropfen — ſo wahr Gott mir helfe!“

Eine Minute lang herrſchte regungsloſes Schweigen; jeder wußte, daß Blume halten würde, was er nicht nur mit den Lippen gelobte, jedem von ihnen hatte er ſich zugeſchworen. Er forderte von den Bürgern keinen Treuſchwur, aber es war ihnen allen zu Mut, als ob auch ſie ihm in irgend einer Form die Verſicherung geben müßten, daß er ſich ebenſo auf ſie verlaſſen dürfte. Die beiden Ratmannen, die neben ihm ſaßen, fanden das Rechte. Blume hatte das alte Schwert auf den Tiſch ſinken laſſen; nun legten ſie ſtill von rechts und links gleichfalls die Hände auf den Kreuzgriff. Da dies die Schöffen und Älterleute ſahen, traten ſie unaufgefordert alle zu Zweien und Dreien heran und wiederholten die feierliche Handlung. Es wurde kein Wort dabei geſprochen, aber ihre Gedanken waren dieſelben.

Dann ging man ans Werk, die Stadt gegen das

Schloß in beſſern Verteidigungszuſtand zu ſetzen. Die fernere Beſchießung unterblieb, war aber ſicher nicht für alle Zeit aufgegeben. So wurden denn die Bürgerhäuſer am Schloßgraben entlang von ihren Bewohnern geräumt und bis unter das Dach mit Steinen und Erde ausgefüllt, ſo daß ſie nun einen feſten Wall bildeten, der auch den Kugeln der Donnerbüchſen Widerſtand leiſten konnte. Davor wurden Erdwerke ausgehoben, hinter denen die Schützen Deckung finden möchten, und dahinter hölzerne Gerüſte errichtet, die als Wehrgang von Fenſter zu Fenſter dienten. In den Schmieden war rege Arbeit Tag und Nacht; da wurden die eiſernen Spitzen für die Spieße und Pfeile gehämmert. Aus den Gärten waren die trockenen Hopfen- und Bohnenſtangen in die Stadt getragen und zu Schäften hergerichtet. Auch eiſerne Brünnen und Sturmhüte wurden geſchmiedet. Schwerter und Armbrüſte gab die Waffenkammer im Rathauſe her. Viele von den vornehmeren Bürgern beſaßen eigene Rüſtung, die in Friedenszeiten dort aufbewahrt war. Die junge Mannſchaft wurde in Fähnlein geordnet und unter Rottmeiſter und Hauptleute geſtellt. Sie blieb fortan im Dienſt und beſetzte mit Zinnenbergs Söldnern gemeinſam die Tore und Türme. Eine Schar ſtand immer in der Nähe des Walles bereit, einen Ausfall der Schloßleute abzuwehren. So lange die Landſtraßen offen blieben, wurde Proviant herangefahren, ſo viel man in den Dörfern aufbringen konnte. Fäſſer mit Mehl und Grütze gefüllt, Kiſten voll getrockneter Fiſche und gedörrtem Fleiſch lagerten in allen Kellern.

So konnte man abwarten, was der Feind unternehmen werde. Und er war nicht müßig. Im Kulmerlande wurde in den folgenden Wochen und Monaten mit wechſelndem Glück gekämpft. Die Bündiſchen rafften alle Mittel zuſammen, ihre Söldner zu befriedigen und zu vermehren, ihre feſten Plätze zu ſtärken. Zinnenberg und dem Spittler gelang es nicht, gegen ſie einen entſcheidenden Schlag zu führen, ſo viel Schaden ſie ihnen auch taten. Die Danziger aber konnten einen Teil ihres Kriegsvolks in die Marienburg werfen und ſo das Schloß gegen jeden Angriff eines Ordensheeres ausreichend ſichern. König Kaſimir aber hatte in ſchwerſtem Zorn gedroht, er wolle es den Eidbrüchigen gedenken, und müßte er ſeine Krone verpfänden.

Er rüſtete auch wirklich noch im Winter ſechstauſend Mann Reiter und Fußvolk und ſchickte ſie nach Preußen. Einer ſolchen Heeresmacht war Zinnenberg nicht gewachſen, er mußte das Feld räumen und ſich auf Stuhm zurückziehen. Dreitauſend Polen verſtärkten die Beſatzung der Marienburg. Nun fühlte Czerwonka ſich kräftig genug, zum Angriff überzugehen. Ungehindert ſchweiften ſeine Reiter um die Mauern der Stadt. Tag nach Tag wurde vor ihren Toren und auf dem engen Raum zwiſchen dem Schloßgraben und den ſtädtiſchen Schanzen gekämpft. Immer wieder wurde der Sturm auf dieſe verſucht, aber abgeſchlagen. Die kleine Beſatzung ſollte mürbe gemacht und zur Verzweiflung getrieben werden. Der Spittler von Plauen ſelbſt hatte einige Fähnlein glücklich in die Stadt gebracht und führte den Oberbefehl. Der Hauptmann von Trotzler mit ſeinen Söldnern und Marcus Blume mit der ſtädtiſchen Mannſchaft ſtanden ihm tapfer zur Seite. Ihren unermüdlichen Anſtrengungen gelang es denn auch, immer wieder den ergrimmten Feind zurückzutreiben und die Werke zu behaupten. Aber der Streiter wurden immer weniger; viele lagen verwundet im Spittel und in den benachbarten Bürgerhäuſern, die zu dieſem Zweck von den Bewohnern geräumt waren. Und ſchon ließ ſich die Zeit abſehen, in der auch den Mutigſten ermattet der Arm ſinken mußte. Plauen erkannte rechtzeitig dieſe Gefahr, verſtändigte ſich mit dem Bürgermeiſter, übergab dem wackeren Trotzler den Befehl und verließ die Stadt, ehe ſie ganz abgeſperrt würde, um zum Hochmeiſter nach Königsberg zu eilen und ihn zu beſchwören, mit aller nur irgend verfügbaren Mannſchaft der ſchwerbedrängten Stadt zu Hilfe zu kommen.

In dieſer höchſten Not, als die Lebensmittel ſchon knapp zu werden anfingen und keine Nacht mehr ruhigen Schlaf brachte, die Söldner ſchwierig wurden und viele von den Bürgern verzagten, erhielt die Stadt ganz unvermuteten Beiſtand. Von Deutſchland her kam eine friſche Streitſchar von ſechshundert Reiſigen unter dem Hauptmann Wilhelm Mutſcheidler. Ihm ſchloß ſich ein Trupp Fußvolk an, den Joſt vom Wege befehligte. Er hatte die Stadt Thorn nicht mehr betreten und außer Landes die unzufriedenen Söldner geſammelt, die den Bündiſchen den Dienſt aufſagten, weil ſie nicht gelöhnt wurden. Auch viele von denen, die im Ermland bei ihm geweſen waren und unter ſeinen Fahnen Beute gemacht hatten, ſtießen jetzt wieder zu ihm. Es war großer Jubel in der Stadt, als dieſe Streithaufen einzogen. Sie brachten viele Wagen mit Lebensmitteln mit. Die Bürgerſchaft belebte neuer Mut.

Wer der Führer des Fußvolks ſei, war nicht bekannt. Er trug eine Helmkappe mit drei Bügeln über dem bärtigen Geſicht, von dem ſie wenig ſehen ließen. Auch Marcus Blume, der die Torwache kommandierte, erkannte ihn nicht. An jeden andern hätt' er eher gedacht, als an Joſt vom Wege.

Der fremde Hauptmann wartete ab, bis Mutſcheidler mit ſeinen Leuten untergebracht und der Bürgermeiſter in ſein Haus zurückgekehrt war. Dann ging er ihm dorthin nach.

Im Flur nahm er die Helmkappe ab und ordnete ein wenig ſein Haar, nachdem er auch die Lederhandſchuhe ausgezogen. Im Zimmer trug eben Frau Chriſtine das ſehr einfache Mahl auf, eine Mehlſuppe, in die kleine

Stücke ſchwarzen Brotes gebrockt waren. Magdalene ſaß am Fenſter und ſchnitt aus alter Leinwand Läppchen und Bandſtreifen für die Verwundeten, wie Frau Regina ſie darin unterwieſen hatte. Bartholomäus Blume ſtand hinter ihr und ſtreichelte ihr das blonde Haar. Mutter und Tochter zeigten eingefallene Wangen und auch ſonſt ein leidendes Ausſehen, wie nach anſtrengenden Nachtwachen. Der Frau lagerte die Sorge auf der ſonſt ſo heiteren Stirn, aber von ihren Augen flog jetzt ein freudiger Glanz, da Blume eben von dem unerwarteten Zuzuge Bericht erſtattet und die Hoffnung ausgeſprochen hatte, daß nun wieder beſſere Zeiten kommen würden. „Der Herr Deutſchmeiſter denkt noch an uns,“ hatte er geſagt, „und Herr Ludwig von Erlichshauſen wird ſeine treuen Marienburger nicht verlaſſen.“ Er nahm an, daß das Fußvolk von ihm oder dem Spittler geſchickt ſei. Den Anführer desſelben hatte er auf dem Markt bei der Muſterung ſeiner Leute angetroffen und deshalb nur flüchtig mit einem raſchen Dankwort begrüßt.

Auf das beſcheidene Klopfen an der Tür rief er ein kräftiges „Herein“. Er war daran gewöhnt, zu jeder Tages- und Nachtſtunde heimgeſucht zu werden und ſelten beim Eſſen Ruhe zu haben. Als der fremde Hauptmann eintrat, fühlte er unter ſeiner Hand Magdalenens Kopf zurückſinken. Er ſah auf und wußte nun, wen er vor ſich hatte. „Ihr ſeid's Herr Junker —?“ ſagte er, unwillkürlich vortretend und ſo Magdalene deckend.

Joſt blieb unfern der Tür ſtehen. „Darf ich mich nach dieſem ſcharfen Marſch bei Euch zu Gaſt laden, Herr Barthel Blume?“ fragte er. „Es bedarf wahrlich keiner Umſtände.“

„Aber ſagt mir —,“ rief der Bürgermeiſter ganz verwundert und ſtockte wieder. „Wenn ich mich nicht täuſche, ſah ich Euch ſchon vor einer halben Stunde an der Spitze der Landsknechte, die mit den Reitern des

Hauptmanns Mutſcheidler einzogen. Wenigſtens ein Mann in dieſen Kleidern mit roter Binde und ſolchem Helm, wie Ihr ihn in der Hand tragt . . .“

„Ihr täuſcht Euch nicht,“ antwortete Joſt lächelnd, „ich führte die Landsknechte in die Stadt.“

„So ſind es Söldner der Stadt Thorn oder der Bündiſchen? Welche heimliche Abſicht . . .“

„Befürchtet nichts, Herr Bürgermeiſter. Ich ſelbſt habe ſie geworben — für Euch geworben, und ich führe ſie der Stadt Marienburg zu, der ich meine Dienſte anbiete.“

Bei Blume wuchs die Verwirrung. Er glaubte ſeinen Augen und Ohren nicht mehr trauen zu dürfen. „Aber Ihr ſeid doch . . .“

„Joſt vom Wege, der altes Unrecht wieder gut zu machen hat. Ich bin dafür vom Schickſal ſchwer geſchlagen — daß wißt Ihr, und auch Ihr, werte Frau, und — auch Ihr, Magdalene . . . Von meinem Vater hab' ich mich getrennt, der Stadt Thorn hab' ich den Rücken gekehrt. Ich bin in der Fremde herumgeirrt und meinte, nie mehr in mein Vaterland zurückzukehren. Da hatt' ich nun eines Nachts einen gar wunder- und wonneſamen Traum, der mich wohl auf andere Gedanken bringen mußte.“

„Einen Traum —?“ fragte Frau Chriſtine, die am Tiſch ſtehen geblieben war.

„Laßt ihn Euch erzählen,“ bat Joſt. „Es war mir, als läge ich auf freiem Felde unter dem geſtirnten Himmel und die Mondſichel tauchte über etwas Dunklem in der Ferne auf. Und da ſie nun langſam aufwärts ſchwebte, wurde es dort heller und aus dem blauen Nebel hob ſich die Marienburg, wie man ſie ſieht, wenn man von Elbing her kommt — der hohe Turm und der vorſpringende Kirchenflügel und vorn an der Mauer das große Muttergottesbild. Es ſchimmerte in den bunten

Farben der Glasſtifte, und von der goldenen Krone ging ein Glanz aus, der ſich mehr und mehr über die ganze Geſtalt und das Jeſuskind auf ihrem Arm verbreitete. Und wunderſam! Je aufmerkſamer ich hinſchaute, deſto mehr ſchien ſie ſich zu beleben. Sie trat hinaus und glitt wie auf einer Brücke von Mondſtrahlen nieder und näherte ſich mir langſam, nicht auf dem Boden ſchreitend, ſondern über denſelben hingetragen von unſichtbaren Engeln. Als ſie nun ganz in meine Nähe gekommen war, öffnete ſich ihr lieblicher Mund und ich hörte ſie ſagen: Fromme Ritter haben mich einſt zu ihrer Schutzpatronin gewählt und mir dieſes hohe Haus aufgerichtet. Es iſt in der Feinde Gewalt und auch meine treue Stadt iſt bedroht. Sie ſind verraten und verkauft. Willſt Du Dich ihrer nicht endlich erbarmen, da Du mir doch ſchon weh genug getan? Geh' zurück zu deinem Vaterlande, umgürte Dich mit dem Schwert, ſammle Kämpfer für des deutſchen Ordens gutes Recht und tritt in meinen Dienſt. So wirſt Du in deinem Herzen Frieden finden! Ich hatte mich aufgerichtet und war auf die Kniee geſunken vor der himmliſchen Erſcheinung, ſenkte die Augen und antwortete: es geſchehe nach deinem Willen! Da fühlte ich's wie das Streicheln einer weichen Hand über meinem Haar. Ich blickte dankbar auf und — ich berichte nach der Wahrheit: da ſtand Magdalene vor mir in all' ihrer Lieblichkeit, beugte ſich über mich und flüſterte mit einer Stimme wie Harfenlaut: komm —! Dir ſoll vergeben ſein. Ich ſtreckte die Arme aus, ſie zu umfaſſen, aber in demſelben Augenblick entſchwebte ſchon das holde Traumbild, ſich auflöſend in wogenden Dunſt, und mit einem tiefen Seufzer aus beklommener Bruſt erwacht' ich. Da war mir's gewiß, daß ich nicht länger zögern dürfte. Noch denſelben Tag begab ich mich auf den Heimweg und warb auf allen Straßen, die ich ging, Streiter für Maria. Und ſo tret' ich nun reuig vor Euch, Magdalene, und frag' Euch: ſoll mir wirklich vergeben ſein um der Mutter Gottes willen, die mich berief? Darf der Traum Wahrheit werden?“

Er war neben Blume hingetreten und ſtreckte ihr die Hand entgegen. Magdalene hatte wie ohnmächtig den Kopf an die Wand gelehnt und die Augen halb geſchloſſen. Aber ſie hörte alles und es tat ihr unendlich wohl. Sie ergriff ſeine Hand nicht, aber nach einer kleinen Weile ſtand ſie auf, nahm ihm den Helm ab und legte ihn auf die Fenſterbank. Dann ging ſie zu ihrer Mutter, ſchlang die Arme um ihren Hals und ſagte: „Das iſt gewiß von Gott! Heißt ihn willkommen, Mutter.“

„Er iſt willkommen,“ ſagte Frau Chriſtine. „Setzet Euch zu uns, Junker, wenn Euch unſer Mahl nicht zu gering iſt. Wir haben traurige Zeit.“

„Aber es ſoll beſſer werden!“ rief er. „Marienburg wird ſich halten und dem Orden das Schloß zurückbringen. Wie ich, irrten viele, von dem Wahn betört, wir könnten unter der Krone Polen die wahre Freiheit gewinnen. Lug und Trug! Schon bricht ſich die beſſere Erkenntnis überall Bahn. Brüder ſtehen gegen einander, Söhne ſagen ihren Vätern den Gehorſam auf, Chriſti Kreuz zu folgen. Furchtbar ſind die Opfer, die dieſer Krieg fordert. Aber ich hoffe, ſie werden nicht vergeblich gebracht ſein.“ Er wendete ſich zu Blume. „Nehmt mich zu eurem Mitſtreiter an!“

„Wie dürft' ich Euch zurückweiſen?“ antwortete der Bürgermeiſter. „Verſtärkt doch jeder tapfere Arm unſere Hoffnung des Sieges. Und Ihr bringt auch ein tapferes Herz mit, begangenes Unrecht zu ſühnen. Macht Euch auf einen harten Kampf gefaßt. Unſere Gegner werden uns nicht ſchonen, wenn wir unterliegen. Mag es vereinter Kraft gelingen, ihr Rachewerk zu vereiteln. So lang' ich atme, will ich Euch für euren Beiſtand dankbar ſein.“

Er führte Joſt zu Tiſch, ſprach das Gebet und teilte ein Brot unter Viere. Marcus hatte die Wache am Schuhtor und war nicht abkömmlich. Während der Mahlzeit fragte Frau Chriſtine: „Wißt Ihr, daß eure Mutter noch hier in der Stadt iſt?“

„Und Urſula —“ ſetzte Magdalene hinzu.

„Ich wußt' es nicht,“ antwortete er ruhig. „Aber es iſt mir lieb, ſie in der Nähe zu wiſſen, obſchon ich ihnen beſſere Sicherheit wünſchte, als ihnen eine belagerte Stadt gewähren kann. Meiner Schweſter freilich wird's am wohlſten ſein in eures Marcus Schutz. Sind ſie noch nicht ein glückliches Paar?“

„Wir konnten in dieſen Kriegsnöten an Hochzeit nicht denken,“ ſagte Blume lächelnd. „Marcus ſelbſt hat ſolchen Wunſch unterdrückt.“

„Das nenn' ich Unrecht,“ bemerkte Joſt lebhaft. „Worauf will er warten? Wer unter Waffen ſteht, weiß nicht, ob er morgen noch tun kann, was er heute verſäumt. Gerade in der Gefahr müſſen die ſich feſt an einander binden, die eines Herzens ſind. Urſula iſt ein tapferes Mädchen, ſie wird auch eine tapfere Frau ſein.“

Magdalene hörte ihn gern ſo ſprechen und dankte ihm mit einem innigen Blick. Die Erinnerung an Urſula hatte ihn nicht aufgeregt, es ſchien ihm keine Überwindung mehr zu koſten, ſie ſich als Marcus' Braut und Frau zu denken. Dies am treffendſten bewies ihr, daß eine Umwandlung mit ihm vorgegangen war, die ihr ſelbſt ein glückliches Ereignis bedeuten durfte. Das freilich geſtand ſie ſich jetzt nicht.

Nach dem Eſſen ging er ins Spittel, ſeine Mutter zu beſuchen. Er fand ſie unter den Kranken, ſelbſt eine Kranke nach ihrem Ausſehen, aber unabläſſig bemüht, Wunden zu heilen und Schmerzen zu lindern. Sie war voll Freude, ihn wiederzuſehen. Als er ihr ſagte, daß er in der Stadt Dienſt trete, für den Orden zu kämpfen, ſtutzte ſie doch. „Und dein Vater —?“ fragte ſie beklommen.

„Er weiß nicht,“ antwortete er, „wozu ich mich entſchloſſen habe, und erfährt's vielleicht auch nie. Er ſoll ſehr ſchwach und mitunter wie geiſtesverwirrt ſein, auch ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen und niemand ſehen wollen, als die alte Haushälterin. Um der Stadt Geſchäfte kümmert er ſich gar nicht mehr, und den König ſoll er einen falſchen Freund genannt haben, weil er die Danziger vor den Thornern begünſtigt und nicht in Allem Wort gehalten. So iſt mir's mitgeteilt worden. Mich hat er längſt verloren. Auch wenn ich nicht hierher gekommen wäre, für ſeine Sache hätt' ich nie gekämpft. So erleichtert es mich nun, daß er nicht mehr der Bündiſchen Führer iſt, da ich gegen ſie die Waffen trage.“

Sie hieß ihn warten, bis ſie ihren Rundgang beendet habe, und nahm ihn dann mit in ihr Stübchen. Dort ſah er Urſula. Er küßte ihr brüderlich Stirn und Mund, hielt ſie mit beiden Händen an den Schultern von ſich ab, betrachtete ſie mit ruhigem Wohlbehagen und ſagte: „Wie anders ſiehſt Du mir jetzt aus, Urſula — Schweſter! Ja, jetzt biſt Du meine Schweſter. Ich fühl's hier innen auch nichts anderes. Es iſt wunderſam — und doch nicht. Ich war ſchon bei Magdalene. Und ich ſchwöre Dir's, ich konnte ihr offen ins Auge ſehen und keine Wimper zuckte dabei. Und auch ſie . . . Still davon! Sie hat mir verziehen. Nun mag über mich kommen, was da will, ich werde frohen Mutes ſein bis zum Letzten.“

Der Star, der verſchüchtert auf den Ofen geflogen war, ſchrie: „Marcus — Marcus!“ als ob er ihn zu Hilfe rufen wollte.

„Es hat keine Not,“ beruhigte ihn Urſula, „er iſt ein guter Freund.“ Sie nahm Joſt's Hand. „Horch!

Joſt — Joſt — Joſt vom Wege.“ Der Vogel plapperte unverſtändlich. Urſula wendete ſich lachend zum Gaſt. „Es wird nicht lange dauern, ſo wird er Dich mit deinem Namen begrüßen,“ ſagte ſie. „Der Vogel da . . . Das iſt nun Alles, was mich an den Wald erinnert. Wann wird Friede im Lande, daß wir wieder in unſer ſtilles Haus einziehen können?“

Mit Marcus wurde das Freundſchaftsband bald feſter geknüpft, als je. Joſt fand ihn männlicher, ſelbſtbewußter, ſicherer geworden. Wie er ſeine Mannſchaft zuſammenhielt, in Waffen übte, zum Kampf führte, bewies er, daß er auch befehlen und für hohe Ziele rückſichtslos ſeinen Willen durchſetzen könne. Die Eiſenhaube, die Brünne und das Schwert an der Seite kleideten ihn gut. In die Feldbinde hatte Urſula ein Vergißmeinnicht eingeſtickt; er trug ſie mit gerechtem Stolz. Schon in den nächſten Tagen hatten beide Gelegenheit, im Kampfe neben einander ihre Tapferkeit zu beweiſen. Ulrich Czerwonka hatte von der Vorburg aus gegen die Stadtmauer ein Erdwerk aufgerichtet und mit Geſchütz armiert. Das hatte Oberſt Trotzler nicht hindern können. Jetzt, nachdem unerwartet Verſtärkung eingetroffen, hielt er die Zeit gekommen, ſelbſt angriffsweiſe vorzugehen. Er machte Nachts einen Ausfall, nahm die Schanze trotz hartnäckiger Verteidigung ein, eroberte das Geſchütz und zerſtörte die feindlichen Werke. Es floß viel Blut auf beiden Seiten. Joſt war zu eifrig den Seinen voraus eingedrungen, vom Wall hinabgeſprungen und nahe daran geweſen, gefangen genommen zu werden. Marcus hatte ihn aus einem Haufen Polen herausgeſchlagen und eine Wunde davongetragen, die zum Glück nicht gefährlich war. Joſt hatte ihm dieſe Guttat ſpäter vergelten können, als der Feind nach der Vorburg zu verfolgt wurde, ſich vor der Zugbrücke plötzlich wendete und die Marienburger berannte, die in Unordnung gekommen waren, da ihr Hauptmann wegen ſeiner Verletzung zurückbleiben mußte. Joſt ſtellte ſich an die Spitze, brachte die Wankenden ſchnell zum Stehen, führte ſie wieder vor und warf einen Teil der Polen in den Graben, da der Brückenübergang verſtopft war.

Seitdem waren beide unzertrennlich, wenn nicht der Dienſt ſie da und dort forderte. Sie fanden ſich in des Bürgermeiſters Hauſe, oder bei Frau Regina im Spittel. Urſula und Magdalene beſuchten einander, wenn nicht gerade von der Burg geſchoſſen wurde, was die Straßen allzu unſicher machte. Viele Häuſer freilich waren durch Wandöffnungen innen mit einander in Verbindung geſetzt; aber an den Straßenkreuzungen boten die Lauben keinen Schutz. Öfters trafen die Freunde mit den beiden Mädchen zuſammen und verplauderten mit ihnen eine frohe Abendſtunde. Bei Tage allerdings gab's auch für ſie zu tun. Die Söldner mußten geſpeiſt werden. Die Bürgermeiſterin hatte mit Frau Engelbrecht und Frau Reinke Küchen eingerichtet, in denen von den Bürgerfrauen und ihren Töchtern für ſie gekocht wurde. Die Lebensmittel, ſoweit ſie nicht den einzelnen Haushaltungen durchaus unentbehrlich ſcheinen durften, waren in ſtädtiſche Speicher zuſammengebracht worden und ſtanden unter des Rats Verſchluß. Es mußte geſpart werden, denn ſie waren trotz der Zufuhr, die Mutſcheidler in die Stadt gebracht hatte, ſehr knapp.

Wenn Joſt mit Marcus allein war, brachte er gern das Geſpräch auf Urſula. „Ich verſtehe Dich nicht,“ ſagte er ihm. „Du liebſt meine Schweſter ſeit langer Zeit, und Urſula iſt Dir ebenſo lange gewogen. Ich ſtehe nicht mehr zwiſchen euch. Meine zärtliche Neigung für ſie iſt nicht gemindert, aber ſie iſt jetzt anderer Art. Ich möchte ſie glücklich wiſſen und zweifele nicht mehr, daß dies nur durch eine Verbindung fürs Leben mit Dir geſchehen kann, Lieber. Warum zögerſt Du, ſie zum

Altar zu führen? Die Gründe, die dagegen vorgebracht ſind, genügen mir nicht. Gibt es andere, zwingendere? Nenne ſie. Ich will alle Mühe aufwenden, ſie fortzuräumen.“

„Du kannſt da nicht helfen,“ verſicherte Marcus ausweichend.

Joſt ließ ſich ſo nicht zum Schweigen bringen. „Wer weiß?“ antwortete er. „Ein gutes Wort findet manchmal eine gute Statt. Iſt dein Vater dagegen, weil Urſulas Geburt —“

„Das war früher,“ fiel Marcus ein. „Ich glaube nicht, daß er ſich auch jetzt noch daran ſtoßen würde.“

„Deine Mutter alſo?“

„Auch ſie nicht. Sie iſt herzensgut und liebt Urſula wie ihr eigen Kind.“

„So widerſpricht meine Mutter?“

„Nicht mit ſolcher Entſchiedenheit, daß vereinte Bitten nicht durchdringen könnten.“

„Aber was iſt's denn?“

Marcus wies ihn durch ein Kopfſchütteln ab. Da er aber ſah, daß der Freund ſich verletzt abwandte und ärgerlich die Lippe biß, legte er den Arm auf ſeine Schulter, näherte den Mund ſeinem Ohr und flüſterte: „Urſula ſelbſt will's nicht.“

„Urſula —?“

„So ſonderbar es ſcheint. Sie hat einen Grund, den ich achten muß — einen Grund, der für ihr Gefühl zwingend iſt.“

„Und welchen? Sage mir alles, Freund.“

„Du ſollſt wiſſen, daß Frau Regina, als damals mein Vater für mich um Urſulas Hand anhielt, mich an den Herrn Hochmeiſter wies —: er habe das letzte Wort in dieſer Sache.“

„Ah! ich verſtehe. Und der Hochmeiſter —?“

„Schlug meine Bitte rund ab. Ich begreife jetzt, weshalb.“

„Weil Urſula . . . Ja, das begreift ſich. Er durfte nicht eingeſtehen —“

„Und mein Vater forderte Aufſchluß über des Mädchens Abkunft.“

„Nun aber iſt der Schleier gehoben, das Geheimnis kein Geheimnis mehr. Und wenn deine Eltern jetzt nicht Anſtoß nehmen —“

„Das iſt Urſula ſelbſt nicht genug. Sie weiß, daß der Hochmeiſter ihr Vater iſt. Ihr Vater hat mich abgewieſen. Sie will nicht gegen ſein Gebot handeln, nicht ohne ſeine ausdrückliche Genehmigung —“

„Das alſo ſteht im Wege! Dann freilich biſt Du zu beklagen, armer Freund. Aber Urſula geht da in ihrem Gehorſam zu weit. Sie ſoll erfahren, daß der Hochmeiſter kein Recht hat, Einſpruch zu tun.“

„Sie weiß es; aber das ändert ihre Entſcheidung nicht. Des Vaters Wille iſt ihr heilig. Und ich darf nicht einmal mit Bitten in ſie dringen, meinem heißeſten Wunſch nachzugeben. Sie würde glauben, daß wir in unſern Empfindungen nicht mehr ſo innig übereinſtimmen, als bisher. Nein! ich will Geduld haben und es der Zeit überlaſſen, Wandel zu ſchaffen.“

Joſt beruhigte ſich dabei doch nicht. Er ſprach mit ſeiner Mutter und erhielt von ihr die Beſtätigung. Er verſuchte auf Urſula einzuwirken, aber ſie blieb feſt. „Schickt Marcus Dich zu mir?“ fragte ſie.

Das verneinte er nachdrücklich.

„So laß uns tun, was wir für das Rechte halten,“ bat ſie. „Hoffentlich kommt die Zeit, den Herrn Hochmeiſter noch einmal mit Bitte anzugehen. Vielleicht iſt er dann gütiger und ſieht ein, daß wir zu einander gehören.“

Joſt durfte nicht wieder darauf zurückkommen.

Indeſſen hatte der Orden auch noch von einer anderen Seite unvermutet eine namhafte Unterſtützung erhalten. Der Landmeiſter von Livland konnte ſich nicht die Augen verſchließen, daß der Orden der Schwertbrüder an der Oſtſee gefährdet ſei, wenn der deutſche Orden in Preußen ſeinen Halt verliere. Auch ihn hinderte nur leider ewige Geldnot, die oft erbetene Hilfe zu bringen. Nun hatte aber der Fall der Marienburg doch tiefen Eindruck auf die Ritterſchaft gemacht, die Mahnung des Papſtes auf die Prälaten gewirkt, die auch dort der Kirche Anteil am eroberten Lande als vollmächtige Herren regierten. Es war ein Heer gerüſtet worden und nach Preußen geſchickt. Nun raffte ſich Ludwig von Erlichshauſen, dem es auf dem Schloß zu Königsberg mitunter an dem nötigſten Unterhalt gebrach, ſo daß die Städte mit den demütigſten Bitten angegangen werden mußten, noch einmal aus ſeiner Verzweiflung auf. Er reiſte von Stadt zu Stadt und von Burg zu Burg, überall die Soldhauptleute anflehend, jetzt ihrer Forderungen nicht zu gedenken, ihre Mannſchaften zu vereinigen, dem Spittler zuzuziehen, der ſich noch immer mit einer kleinen Kreuzſchar im Felde behauptete, und die Marienburg für den Orden zurückzuerobern. Er bewies ihnen und den treuen Bürgern aus Briefen, daß die äußerſte Eile geboten ſei, da König Kaſimir, erſt durch den Abfall der Marienburger, dann durch die zähe Verteidigung der Stadt gereizt, ſeinen ganzen Einfluß beim polniſchen Reichstage aufbiete, ein gewaltiges Heer auf die Beine zu bringen, um endlich den Orden aus dem Lande zu treiben. Des Reiches Beiſtand war ihm zugeſagt worden und die Rüſtung im Gange. Gelang es nicht, ſich der Marienburg zu bemächtigen, bevor die Polen einrückten, ſo war jede Hoffnung verloren. Auch der treuen Stadt konnte dann nicht mehr Entſatz geboten werden.

Viele von den Hauptleuten hatten wirklich durch ſolche Bitten und Vorſtellungen ſich bewegen laſſen, Verſprechungen zu geben und ſich mit ihren Heerhaufen in Bewegung zu ſetzen. Der Hochmeiſter ſelbſt war, mit geringem Gefolge freilich, bis Marienwerder, nur vier Meilen von Marienburg entfernt, gelangt und hatte dort in dem feſten Schloß Wohnung genommen. Das alles war in Marienburg bekannt geworden und hatte den Mut der Bürger neu belebt. Aber auch in der Burg war man gut unterrichtet. Ulrich Czerwonka erkannte die Gefahr und bot alle Mittel auf, ihr rechtzeitig zu begegnen. Durch täglich erneuerte Angriffe auf die erſchöpfte Stadt hielt er die Bürgerſchaft in Atem; ſeine Reiter umſtreiften die Mauern und ſuchten jeden Zuzug abzuſchneiden. Doch vermochte er nicht zu hindern, daß unter Deckung der Livländer einige Transportſchiffe auf der Weichſel und Nogat ausgerüſtet und der Stadt zugeführt wurden. So war der dringendſten Not abgeholfen.

Urſula erfuhr von des Herrn Hochmeiſters Reiſe ſo viel, als davon in Blumes Hauſe bekannt wurde. Seit ſie wußte, daß er in Marienwerder Hof halte, ſtieg ihre Unruhe von Tage zu Tage. Endlich eröffnete ſie ſich Frau Chriſtine und ihrer Mutter, ſie wolle zu ihm und einen Fußfall tun, damit er ihre Verbindung mit Marcus genehmige. „Ich weiß wohl,“ ſagte ſie, „daß unſer Glück oder Unglück dieſem großen Schickſal gegenüber, das den hohen Herrn, ſeinen Orden und ſein Land betroffen hat, gar wenig bedeutet. Aber er iſt gütigen Sinnes und müßigt ſich vielleicht eine Viertelſtunde von der Zeit ab, deren er zur Erholung bedarf, um mich anzuhören. Wer weiß, wie lange es dauert, bis wir beide einander wieder ſo nahe ſind. Die Reiſe erfordert, wenn ich früh aufbreche, nur einen halben Tag, und in der nächſten Nacht kann ich wieder zurück ſein. Sprecht alſo zu meinen Gunſten.“

Die Frauen brachten's an die Männer. Der Bürgermeiſter wollte anfangs gar nichts davon wiſſen. Allerhand Kriegsvolk mache die Straßen unſicher; da müſſe ein Fräulein, das auf guten Ruf achte, ſich hüten, über Land zu reiten oder zu fahren. Auch habe der gnädige Herr genug hohe Dinge zu bedenken und dürfe mit ſolchen privaten Geſchäften nicht geplagt werden, die vielleicht ſein Gemüt beſchwerten. Aber Urſula ließ dieſer Gedanke, nachdem ſie ihn einmal gefaßt hatte, keine ruhige Stunde mehr. „Nun ſieh zu," ſagte ſie zu Marcus, „daß Du deinen Vater bewegſt, mich aus der Stadt zu laſſen. Wie gern wär' ich dein! Und ich weiß, der Herr Hochmeiſter wird mir's nicht abſchlagen, wie Dir. Er kann mir's gar nicht abſchlagen."

„Aber bedenke die Gefahr," wendete Marcus ein. „Wenn Du den Landsknechten, oder gar den Polen in die Hände fieleſt —"

„Ich will in Bettelkleidern gehen," unterbrach ſie ihn, „und mir das Geſicht ſchwärzen. Es treibt ſich jetzt ſo viel Elend um, und man läßt's unangefochten, weil von ihm nichts zu nehmen iſt."

„Aber in ſolchem Aufzuge wird man Dich in die Burg nicht einlaſſen."

„Dazu hilft mir doch nur des Herrn Hochmeiſters Ring, den ich treu bewahre."

„Ach, liebſte Urſula, wenn Dir etwas zuſtieße — lieber wollt' ich auf Erfüllung meiner ſüßeſten Wünſche noch viele Jahre bis nach des Herrn Hochmeiſters Tode warten."

Sie ſchalt ihn kleinmütig. Da er nun merkte, daß ſie ſich's nicht werde ausreden laſſen, erbot er ſich ſie zu begleiten. Könne er auch wenig zu ihrem Schutz tun, wenn ſie von einem Trupp überfallen würden, ſo kenne er doch die geheimſten Wege und könne ſie gegen Strolche und wegelagerndes Geſindel wohl ſchützen. Das wollte

Urſula aber nicht hören. Da ſei Gott vor, erwiederte ſie, daß ſie ihn ſo gefährde. Marcus Blume ſei den Bündiſchen ein guter Fang; über den möchten ſie jubeln. Ob er denn ſeinem Vater den Schmerz bereiten wollte, ſeinen einzigen Sohn in der Feinde Gewalt zu wiſſen und nicht auslöſen zu können? Denn dazu werde kein Löſegeld reichen, wenn er auch all ſein Hab und Gut anböte. „Und es kann auch aus anderem Grunde nicht ſein,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu. „Wir ſind noch nicht Mann und Weib — dem Herrn Hochmeiſter aber könnt's ſo ſcheinen, und er würde gewiß ſehr erzürnt ſein, wenn ich Dich zu ihm brächte, und mich gar nicht anhören wollen. Und dann . . . Wer weiß, ob ſich's nicht in Marienwerder verzögert? Wie ſchickte ſich das, wenn wir die Herberge teilten? Nein, ſteh' ab davon! Was ich für Dich tue, muß ich ohne Dich tun.“

Marcus ſprach ſehr beſorgt mit Joſt darüber. „Ei!“ rief dieſer in heller Freude, „da kommt mir ein guter Einfall. Allein dürfen wir Urſula nicht ziehen laſſen — Du darfſt ſie nicht begleiten. Aber ich bin der Bruder; den darf ſie nicht abweiſen.“

Marcus fiel ihm um den Hals. „Du wollteſt —?“

„Aber nicht mehr wie gern! Und ich kann diesmal vielleicht wirklich beſſere Dienſte leiſten, als irgend ein Anderer. Bin ich nicht Joſt vom Wege, Tilemans vom Wege Sohn? Die Bündiſchen kennen mich, wiſſen aber ſchwerlich, daß ich jetzt für den Orden kämpfe. Greifen ſie uns auf, ſo werd' ich geringe Mühe haben, uns die Freiheit wieder zu verſchaffen, jedenfalls ein ſicheres Geleite nach Thorn erhalten. Dort wär' Urſula geborgen. Nehmen uns aber die Ordensleute gefangen, ſo müſſen ſie uns wohl nach Stuhm oder Marienwerder bringen, und dann wird Urſulas Ring uns weiter helfen.“

Dies ſchien Marcus ein annehmbarer Plan. Joſt ſelbſt teilte ihn dem Bürgermeiſter mit, der zwar mancherlei Bedenken erhob, endlich aber doch zugeben mußte, daß Urſula unter dieſem Schutz am ſicherſten reiſe. „Wenn's denn ſo ſein ſoll," ſagte er, „will ich Euch ein Schreiben an den Herrn Hochmeiſter mitgeben, in dem ich den Boten als treu und zuverläſſig empfehle und Seine Gnaden bitte, der armen Stadt bald Hilfe zu bringen. Ihr mögt es auf bloßem Leibe bewahren, wo es ſchlimmſtenfalls den Bündiſchen verborgen bleibt, und zu eurer Legitimation benutzen, wenn Ihr unangefochten nach Marienwerder gelangt."

Damit war Joſt wohl zufrieden. Nun war nur noch Urſula zu bewegen, ſeine Begleitung anzunehmen. Sie war raſcher gewonnen, als er glaubte. „Das hat Dir ein guter Geiſt eingegeben," rühmte ſie.

Zwölftes Kapitel.

Ein Bubenſtück.

Die Ordensburg Marienwerder liegt hoch auf dem rechten Weichſelufer, eine Strecke unterhalb der Stelle, wo der mächtige Strom ſich in Weichſel und Nogat ſcheidet. Das Flußtal iſt hier breit. Der Damm zieht ſich nahe dem Waſſer hin. Zwiſchen ihm und der Uferhöhe liegt ein fruchtbares Tiefland von vielen Gräben kreuz und quer durchſchnitten, bei Hochfluten der Überſchwemmung ausgeſetzt. Hart an der Uferkante erhebt ſich das Schloß, ein Viereck von Gebäuden und Mauern. Von dem vorderen Querhauſe läuft gegen den Fluß hin, ein gewaltiges Verteidigungswerk aus, wie für die Ewigkeit gebaut. Eine Reihe von maſſigen Ziegelpfeilern ſteht hier auf der Ebene auf. Sie tragen zwiſchen ſich je ein Rundbogengewölbe. Darüber erhebt ſich, lang vorgeſtreckt, ein Mauerwerk mit Schießſcharten zu beiden Seiten und einer turmartigen Erhöhung auf der Spitze. Der Dansk, wie er in ſo rieſigen und doch gefälligen Formen von keiner zweiten Ordensburg ausgebildet iſt, gleicht dem Anſatz einer altrömiſchen Waſſerleitung. Man meint, der kühne Baumeiſter habe das weite Tal überſpannen wollen, aber ſich mit einer Andeutung ſeines Planes begnügen müſſen.

Mit ſeinem rückſeitigen Abſchluß lehnt das Schloß ſich, Mauer an Mauer, gegen den Dom, der es mit ſeinem Spitzdach und Turm überragt. Weiter zurück, ein wenig tiefer liegt das Städtchen. Zu der Zeit, als Joſt und Urſula ſich demſelben näherten, war es gleichfalls ummauert. Dem Schloß fehlten zierliche Türmchen nicht, und ſtarke Werke umgaben dasſelbe, auch gegen die Landſeite hin den Feind abwehrend.

Joſt hatte einen Karren ausgerüſtet und mit einigen leeren Fäßchens bepackt. Es ſollte ſo ausſehen, als ob ſie über Land zögen, irgendwo Bier und Lebensmittel einzuhandeln, um dieſe Ware unterwegs wieder an hungrige und durſtige Landsknechte zu verkaufen. Der Gotländer war vorgeſpannt. Er hatte in Marienburg wenig Pflege erhalten können und ſah nun abgemagert und ruppig aus wie ein rechtes Schottenpferd. Joſt hatte einen Fuhrmannskittel übergeworfen und einen alten Filzhut auf die Stirn gedrückt. Urſula trug die Kleider einer Bäuerin und ſuchte ihr Goldhaar unter einem alten Kopftuch zu verſtecken. Sie waren unangefochten bis Marienwerder gelangt, hatten ihr Fuhrwerk in einer Herberge eingeſtellt und klopften nun Einlaß begehrend an das Schloßtor.

Die Trabanten öffneten und ließen ſie unter den Torbogen. Hier wurden ſie ausgefragt, was ihr Begehr ſei. Sie antworteten, ſie hätten dem Herrn Hochmeiſter eine wichtige Nachricht zu bringen und verlangten, vor ihn geführt zu werden. Das könne nicht ſo ohne Weiteres geſchehen, hieß es; ſie müßten erſt dem Herrn Hauskomthur gemeldet werden, oder vielmehr dem Ritter, der ſeine Stelle vertrete, denn das Amt ſei zur Zeit unbeſetzt. Damit waren ſie zufrieden und folgten dem einen auf den Hof. Dort ſetzten ſie ſich auf den Brunnenrand, um näheren Beſcheid abzuwarten.

Urſula war durſtig. Joſt ließ den Eimer an der Kette hinab, zog ihn wieder auf und füllte eine Kanne, die auf der Einfaſſung ſtand. Während ſie trank, fiel das Tuch zurück und ließ eine Weile ihr Geſicht ganz frei. Joſt hatte den Hut abgenommen. Sie bemerkten nicht, daß auf der Galerie ſeitwärts ein Mann in Ordenskleidung erſchien, ſich überlehnte und nach ihnen ausſchaute. Sein rechtes Auge war mit einem dunklen Lappen verhängt, der mit einem Bande um die Stirn feſtgehalten wurde. Das Geſicht drückte Überraſchung aus, der Mund zog ſich zu einem grinſenden Lachen in die Breite. Der Mann verſchwand bald wieder. Es dauerte aber noch einige Zeit, bis der Trabant zurückkam und meldete, der Herr Hauskomthur wolle ſie in ſeinem Gemach ſprechen.

Arglos traten ſie ein. Wie erſchrack aber Urſula, als der Mann, der abgekehrt in der Fenſterniſche ſtand, ſich umwendete und ſie ſpöttiſch willkommen hieß. „Herr Ritter von Oſtra . . .,“ ſagte ſie erbleichend. Sie griff zurück nach der Klinke, aber die ſchwere Eichentür wollte ſich nicht öffnen laſſen.

„Das nenn’ ich ein unverhofftes Wiederſehen, mein wertes Fräulein,“ rief der Ritter. „Auch wenn Ihr nicht meinen Namen genannt hättet, wär’ mir’s nicht entgangen, daß ich Euch unvergeſſen bin. Aber zittert nicht. Die kleine Verdrießlichkeit von damals trag’ ich Euch nicht nach. Und mein Auge . . . Nun, es iſt geheilt, und ich ſehe mit dem andern noch ſcharf genug, daß eure Schönheit in dieſen Jahren nichts verloren hat. Hoffentlich habt Ihr nicht wieder ſo ein garſtiges Tier mit Euch, das keinen Spaß verſteht. Wer iſt denn diesmal euer Begleiter auf der Reiſe über Land?“

Er faßte Joſt ſcharf ins Auge und knurrte etwas in den Bart. „Herr Ritter,“ antwortete dieſer für Urſula, „ich will nicht wiſſen, welche Begegnung Ihr ſchon einmal mit dem Fräulein gehabt und was Euch berechtigt, in ſolchem Ton daran zu erinnern. Es iſt auch gleichgiltig. Des Fräuleins Auftrag geht an den Herrn Hochmeiſter. Seid Ihr ſein Hauskomthur, ſo tut eure Pflicht und bringt die Meldung unverzüglich an Seine Gnade.“

„Lehrt mich, was meine Pflicht iſt,“ rief der Ritter übermütig. „Und unverzüglich, ſagt Ihr? Es ſcheint, daß Ihr in dieſem Schloß zu befehlen habt.“

„Das ſcheint nicht, ſo wenig es auch iſt. Aber in dieſem Schloß, denk’ ich, hat der Herr Hochmeiſter zu befehlen, und unſere Bitte will nichts anderes erreichen, als ihm zugeführt zu werden, damit er über uns verfüge.“

Der Ritter muſterte ihn wieder mit einem über ſeine Geſtalt raſch hingleitenden Blick. „Ihr verſteht eure Worte für einen wandernden Schottenkrämer oder Fuhrmann ſonderbar zierlich zu ſetzen,“ ſagte er. „Wenn Ihr’s überall ſo geſchickt anfangt, wird man Euch nirgends glauben, daß Ihr ſeid, wofür Ihr Euch ausgebt. Nennt mir euren Namen.“

„Das iſt meine Abſicht nicht. Ich bin aber bereit, ihn dem Herrn Hochmeiſter zu nennen, und er iſt wahrlich ein ehrlicher und guter Name. Sagt das dem gnädigen Herrn.“

„Ehrlich — hm, hm!“ lärmte Oſtra. „Und gut? Kann ſein. Es gibt im Lande verſchiedene Meinungen, über das, was ein guter Name iſt. Verſchlingt mich nicht mit euren Augen — ich kann’s nicht ändern. Ich ſage, es gibt verſchiedene Meinungen, und das iſt richtig ſo. Von woher kommt Ihr?“

„Von Marienburg.“

„Schloß oder Stadt?“

„Stadt.“

„Pah! Erlaubt, daß ich daran zweifle.“

„Weshalb wollt Ihr daran zweifeln, Herr Ritter?“

„Weil . . . Aber Ihr ſagt es. Ihr ſagt, daß Ihr von Stadt Marienburg kommt, die dem Orden treu iſt, gegen den Bund die Waffen erhoben hat! Ihr ſagt es.“

„Und ich ſage die Wahrheit, das Fräulein wird mir’s bezeugen, daß ich geſtern Abend erſt von Bartholomäus Blume, dem Bürgermeiſter, Abſchied genommen habe.“

„Und von Marcus, ſeinem Sohn, nicht wahr? Das

Fräulein kennt Marcus Blume ſehr gut. Aber ob geſtern Abend ... Ich hätte darauf wetten mögen, das Fräulein komme von — Thorn.“

Joſt ſah verwundert auf. „Weshalb von Thorn?“

„Ah —! Es iſt ein luſtigeres Leben da, als in dem Neſt Marienburg. Reichtum in Fülle. Und die Söhne der Ratsherren von Thorn —“

„Wollt Ihr nun beim Herrn Hochmeiſter anfragen, Herr Ritter?“ unterbrach Urſula ungeduldig.

„Hm —! Das will ich,“ entgegnete Oſtra, liſtig mit dem linken Auge zwinkernd, „wenn ich erſt weiß, wie ich Euch melden ſoll.“

„Sagt nur, die Urſula vom Walde ... Und bringt ihm dieſen Ring, den er ſelbſt einmal getragen hat.“

Sie löſte den Ring von einem Halskettchen, das ſie aus dem Mieder vorzog, und reichte ihn dem Ritter. Oſtra betrachtete ihn mit begehrlichen Blicken. „Wahrhaftig!“ rief er, „das iſt derſelbe Ring ... Nun freilich! wenn der Herr Hochmeiſter Euch den gelaſſen hat, wird er ja wohl auch für Euch nicht allzuſehr beſchäftigt ſein. Ich will hören, was ſeine Gnade zu befehlen hat. Geduldet Euch hier ſo lange.“

Er verließ das Gemach und blieb wohl eine Viertelſtunde fort. Indeſſen klärte Urſula Joſt über des Ritters Perſon auf. „Das iſt ein böſes Zuſammentreffen,“ meinte er. „Auch jetzt will der gewalttätige Menſch Dir ſchwerlich wohl. Seine hämiſchen Reden erwecken wenig Vertrauen. Was wollte er denn mit Thorn? Ein Einäugiger ... Ganz recht! von ſo einem iſt viel in Thorn geſprochen zu der Zeit, als der Aufſtand war. Wenn er ...? Bedenke, liebe Schweſter, ob es nicht geraten iſt, das Haus zu verlaſſen und auf eine beſſere Gelegenheit zu warten, den Herrn Hochmeiſter zu ſprechen. Du hätteſt den Ring nicht aus der Hand geben ſollen.“

„Er muß ihn doch vorzeigen,“ entgegnete Urſula.

„Weiß Herr Ludwig von Erlichshauſen erſt, wer ihn ſchickt, ſo fürcht' ich dieſen Buben nicht weiter. Er kann uns nichts Böſes tun.“

Als Boppo von Oſtra wieder eintrat, begleiteten ihn zwei Trabanten mit langen Spießen. „Der Herr Hochmeiſter war ſehr erfreut, das Fräulein hier zu wiſſen,“ ſagte er, ſich mit geſuchter Höflichkeit verneigend. „Seine Gnade läßt das Fräulein bitten, mir ſogleich zu folgen.“

„Das tu' ich gern,“ antwortete Urſula. „Aber gebt mir vorerſt den Ring zurück.“

„Der Herr Hochmeiſter hat ihn an ſich behalten,“ verſicherte Oſtra. „Ich hoffe, Ihr ſollt ihn aus ſeiner Hand wieder empfangen.“

„So kommt, Lieber,“ wendete ſie ſich zu Joſt.

Oſtra trat zwiſchen beide. „Verzeiht,“ ſagte er. „Seine Gnade will erſt von Euch erfahren, wer euer Begleiter iſt, der ſich mir nicht nennt. Er bleibt vorläufig hier.“

„Geh' nicht ohne mich, Urſula,“ bat Joſt.

Der Ritter zuckte die Achſeln. „Alſo überhaupt nicht.“

Urſula überlegte. „Was kann mir geſchehen?“ meinte ſie. „Der Herr Hochmeiſter will mich zu ſich laſſen.“ Sie kehrte ſich nach der Tür. „Führt mich zu ihm!“

Oſtra ließ ſie aus. Er folgte. Auch die Trabanten traten hinaus. Aber ſie blieben draußen vor der Tür auf der Galerie ſtehen, ſich auf ihre Spieße ſtützend.

Der Ritter bat das Fräulein voranzugehen — die Treppe hinab und über den Hof nach dem anderen Flügel. Sie gelangten durch den niedrigen Torbogen in einen Flur, zur Treppe, oben in einen Kreuzgang, wieder einige Stufen abwärts in einen ſchmalen halbdunkeln gewölbten Raum. Urſula ſtutzte. „Wir ſind gleich zur Stelle,“ beruhigte Oſtra. „Dort rechts wird's wieder hell.“ Wirklich öffnete ſich hier die Wand und

Urſula blickte in einen langen Gang hinein, der von beiden Seiten durch ſchmale Fenſteröffnungen Licht erhielt. Gegen das Ende hin verengte er ſich. Dort ſchritten ſie an mehreren Türen vorbei, das Fräulein immer eiliger. Die letzte geradeaus öffnete der Ritter und nötigte Urſula zum Eintreten.

Das Gemach war nicht groß; ein Kreuzgewölbe überſpannte es. In der ſehr dicken Wand gegenüber der Tür befand ſich eine tief eingeſchnittene Niſche und darin ein ſchmales Fenſter, zu dem man über zwei ſtufenartige Einſenkungen der Mauer gelangen konnte. Urſula glaubte, daß dies endlich das Vorzimmer des Herrn Hochmeiſters ſei und trat ein. Kaum aber hatte ſie ſich in dem Raum umgeſchaut, der einer Gefängniszelle ähnlich ſah und auch wie eine ſolche eine niedrige Bettlade und ein paar Holzſchemel als einzige Ausſtattung enthielt, als ſie Kehrt machte und entrüſtet rief: „Wohin führt Ihr mich? Ich folge Euch nicht weiter.“

Sie wollte hinaus, aber der Ritter verſtellte ihr die Tür. „Es iſt auch nicht erforderlich,“ antwortete er, „wir ſind am Ziel. Mag es Euch gefallen, mein ſchönes Fräulein, hier einige Zeit zu verweilen, bis der Herr Hochmeiſter die Gnade haben wird Euch zu berufen. Das kann nicht ſogleich geſchehen. Es iſt zunächſt ein Umſtand aufzuklären, der Euch verdächtigt, nicht in guter Abſicht in dieſes Schloß eingedrungen zu ſein.“

„Mich verdächtigt —?“ wiederholte Urſula ganz verwirrt. „Wie kann das ſein? Habt Ihr dem Herrn Hochmeiſter nicht den Ring gebracht —?“

„Ich bin für des gnädigſten Herrn Sicherheit in dieſem Hauſe verantwortlich,“ entgegnete Oſtra, der Antwort auf die Frage ausweichend. „Ich tue, was meine Pflicht iſt.“

„Laßt mich hinaus! Laßt mich zu meinem Begleiter!“

„Dieſer Begleiter gerade iſt's, der Euch verdächtigt.“

„Mein Bruder —?“

„Euer Bruder! Ihr ſcherzt, ſchönes Kind. Solcher Brüder habt Ihr wohl noch mehrere — je nach Gelegenheit. Wollt Ihr mir ſeinen Namen nennen?“

Urſula ſtand ratlos und ſchwieg. Sie hatte vielleicht ſchon zu viel verraten, indem ſie Joſt ihren Bruder nannte.

„Ihr kennt ihn vielleicht ſelbſt nicht,“ fuhr Oſtra ſpöttiſch fort. „So will ich Euch ſagen, daß man gedacht hat Euch zu einem frevelhaften Anſchlag auf des Herrn Hochmeiſters Leben mißbrauchen zu können. Euer Ring ſollte dem Sohn ſeines Todfeindes den Weg zu ihm öffnen —“

„Um Himmelswillen!“ fiel Urſula entſetzt ein. „Welcher unwürdige Verdacht —“

„Beruhigt Euch nur — ich will darauf ſchwören, daß Ihr unſchuldig ſeid. Ihr habt keinen willigeren Beſchützer, als mich — vertraut mir ganz.“ Er ergriff ihre Hand und verſuchte ſie an ſeine Lippen zu ziehen.

Sie riß ſich in furchtbarſter Angſt los. „Zu Hilfe — zu Hilfe!“

„Euer Geſchrei kann Euch nichts nützen,“ ſagte er, immer die Tür ſperrend. „Man hört Euch im Hauſe nicht. Wenn Ihr Euch aber meinen Wünſchen gefügig bezeigen wollt —“

„Zu Hilfe — zu Hilfe!“

Oſtra trat raſch zurück und ſchlug die Tür zu. Es ſteckte ein Schlüſſel im Schloß.

Er drehte ihn um und zog ihn ab.

Indem er auf dem Rückwege wieder den Dansk ſeiner ganzen Länge nach durchſchritt, hatte er Zeit, zu überlegen, was für Folgen ſeine raſche Tat haben könnte. „Der Hochmeiſter darf nichts erfahren . . .“ murmelte er. „Weshalb auch? Er herbergt wohl hier nicht lange. Kommt's doch heraus, ſo iſt's zu ſeinem Beſten geſchehen

— vielleicht übereilt, irrtümlich, allzu eigenmächtig, aber zu ſeinem Beſten. Und bis dahin ... Wer rechnet denn noch mit dem nächſten Tage? Ich hoffe, die ſcheue Taube wird in der Gefangenſchaft bald kürre geworden ſein. Pah! man will ſein Auge nicht umſonſt verloren haben.“

Als er zu Joſt zurückkehrte, hatte dieſer ſchon ungeduldig auf die Galerie hinaustreten wollen, war aber durch die Trabanten, die ihre Spieße vor der Tür kreuzten, gehindert worden. Er beſchwerte ſich nun mit heftigen Worten über dieſe Unverſchämtheit. Oſtra lachte. „Sie haben getan, was ihnen geheißen war,“ ſagte er herausfordernd.

„Wie? Bin ich hier ein Gefangener?“ rief der Junker unwillig.

„Ihr ſeid's, Herr Joſt vom Wege!“ antwortete Oſtra.

„Hah —!“

„Hab' ich Euch beim richtigen Namen genannt? Ihr mögt wiſſen, daß ich einmal heimlich in Thorn geweſen bin und mir die Buben angeſehen habe, die den Orden verrieten. Da hat man mir auch den Sohn des Erzſchelms Tileman vom Wege gezeigt, und ich hab' ſein Geſicht nicht vergeſſen, wie Ihr merkt.“

„Und wenn ich nun Joſt vom Wege bin?“

„So ſeid Ihr auch der Friedensbrecher, Landverderber und Kirchenſchänder, der an der Spitze der bündiſchen Söldner das Ermland mit Krieg überzogen und ſeinem rechtmäßigen Herrn, dem Biſchof Franziskus, entwendet hat.“

„Herr Ritter —!“

„Seid Ihr's nicht? Leugnet doch, wenn Ihr könnt.“

„Was ich damals getan habe ... Euch ſchuld' ich keine Rechenſchaft dafür.

„Meinem Orden.“

„So führt mich vor den Herrn Hochmeiſter —“

„Ihr ſeid ſolcher Gnade nicht würdig. Eure Schuld iſt offenkundig — erwartet die gerechte Strafe.“

„Aber Ihr wißt nicht . . . Ich bin ſeitdem in der Stadt Marienburg Dienſt getreten, für den Herrn Hochmeiſter, für den Orden zu kämpfen.“

„Wen gedenkt Ihr ſo frech zu belügen? Ich ſag's Euch auf den Kopf: Ihr ſeid hierhergekommen, den Herrn Hochmeiſter zu ermorden.“

„Unerhörte Beſchuldigung! Wie wagt Ihr —?“

Oſtra gab den Trabanten einen Wink. „Greift zu — ſchafft ihn in den Turm. Sobald er ſich widerſetzt, legt ihn in Ketten und weiſt ihm das unterſte Verließ an.“

Die Trabanten packten ihn bei den Armen. „Das iſt die ſchnödeſte Gewalttat,“ ſchrie Joſt. „Ihr werdet ſie zu verantworten haben. Ich bring' ein Schreiben an den Herrn Hochmeiſter —“

„Es iſt gefälſcht. Durchſucht ihn, nehmt es ihm ab und legt's in meine Hand.“

Joſt wehrte ſich wie ein Verzweifelter. „Und wo iſt Urſula — meine Schweſter?“

„Eure Schweſter! Ha, ha, ha! da merkt man das abgekartete Spiel. Seid ohne Sorge! Dem artigen Fräulein ſoll kein Leid geſchehen.“

„Fluch über Euch und eure räuberiſchen Taten —!“

„Setzt ihm einen Knebel ins Läſtermaul! Fort!“ Er öffnete die Tür und ließ die Trabanten aus. Sie nahmen Joſt mit ſich und warfen ihn in den nur wenige Schritte entfernten Turm.

Nun begab Ritter Oſtra ſich nach dem Remter. Dort ſaßen einige von den Brüdern mit den gerade im Schloß anweſenden Söldnerhauptleuten an dem langen Tiſch und becherten. An einem der Fenſter arbeitete ein Schreiber. Die Tür zum anſtoßenden Gemach ſtand auf. Es war für den Hochmeiſter eingerichtet worden. Herr Ludwig von Erlichshauſen ſpielte dort mit dem Hauptmann von Tettau Schach. Er hatte in einem Polſterſtuhl Platz genommen und die Füße mit den langſpitzigen Schuhen auf ein Kiſſen geſtellt. Sein Bart war ganz weiß geworden; die knochigen Finger zitterten, wenn ſie eine Figur erhoben. Er ſah ſchwermütig auf, als er Schritte vernahm. Sobald er Oſtra erkannte, zuckte der Mundwinkel verdrießlich. „Was bringſt Du?“ fragte er mürriſch. „Kam endlich Botſchaft vom Spittler?“

Der Ritter verneigte ſich tief. „Nein, gnädigſter Herr.“

„Oder von Zinnenberg?“

„Ebenſo wenig.“

„Was ſtört Ihr uns alſo im Spiel,“ fragte Tettau ärgerlich. Er zog einen Läufer. „Schach dem König!“

Der Hochmeiſter blickte mit müden Augen flüchtig über das Brett. „Ihr habt die Partie gewonnen.“

„Noch nicht, gnädiger Herr. Opfert den Turm.“

„Es iſt eine Galgenfriſt. Nein, nein! ich habe meine Gedanken nicht beiſammen gehabt. Oh —! ich bin ein kranker Mann.“ Er wendete ſich wieder zu Oſtra. „Sprich alſo.“

„Gnädigſter Herr, ich hoffe mir euren Dank verdient zu haben. Mir iſt ſoeben ein guter Fang gelungen.“

„Den will ich Dir nach ſeinem Wert lohnen, wie ich kann. Wer iſt gefangen?“

„Joſt vom Wege, Tilemans einziger Sohn.“

Der Hauptmann von Tettau ſprang auf. „Joſt vom Wege?“

Auch der Hochmeiſter ſah ihn verwundert an.

„Wie ich ſage, gnädigſter Herr. Er hatte ſich als Schottenkrämer verkleidet mit einer Bauerndirne hier eingeſchlichen —“

„Um zu kundſchaften,“ unterbrach Tettau.

„Vielleicht in noch ſträflicherer Abſicht. Meines gnädigſten Herrn teures Leben —“

„O, das nicht, das nicht,“ wehrte Erlichshauſen ab.

„So verrucht iſt auch unſer verbittertſter Gegner nicht. Und er . . .“

„Dieſen meineidigen Schurken iſt nicht zu trauen,“ meinte Oſtra. „Sie wiſſen Ew. Gnaden wieder an der Weichſel und fürchten, das ihnen das Ränkeſpiel gründlich verdorben werden könnte. Da ſcheuen ſie vor ſolchem Mittel nicht zurück, durch einen Dolchſtoß Euch in eurem Siegeslauf niederzuwerfen.“

„Nein, nein! Tilemans Sohn . . .! Es wäre zu furchtbar.“

„Wie dem nun ſei, ich hoffe durch meine Wachſamkeit großes Unheil abgewendet zu haben.“

„Laßt den Buben auf der Stelle hängen!“ rief Tettau.

„Laßt ihn hängen!“ wiederholten die andern Hauptleute, die auf das laute Geſpräch eingetreten waren.

„Keine übereilte Tat!“ wendete der Hochmeiſter erſchreckt ein. „Tilemans Sohn! Das hieße, Rache nehmen um einen teuren Preis. Nie mehr könnten wir unſere Gegner verſöhnen. Bedenkt, ihr Herren, daß wir den Frieden erſtreben. Die Gefahr iſt abgewendet, der Spion unſchädlich gemacht . . .“

Es wurden erregte Worte hin und her gewechſelt. „Geſtattet mir einen Vorſchlag, gnädigſter Herr,“ ſagte Oſtra endlich, als er merkte, daß der Hochmeiſter zu einem Befehl nach dem Rat der Hauptleute nicht zu vermögen ſein würde. „Der Bube mag den ſchnellſten Tod verdient haben. Was kann es uns nützen, daß wir dem tauſendköpfigen Drachen einen Kopf abhacken, und nicht einmal den gefährlichſten? Der Gefangene iſt uns mehr wert. Nicht er — ſein Vater iſt der mächtige Mann, der den Bund nach ſeinem Willen lenkt, deſſen Rat ſelbſt der König von Polen nicht unbeachtet laſſen darf. Er möge erfahren, daß ſein Sohn als Kundſchafter gefangen iſt und am Galgen ſteht. Wir beſtimmen das Löſegeld.“

„Aber nicht unerſchwinglich hoch.“

„Gewiß nicht, das wär' Torheit. Fordern wir für ſeinen Sohn — die Stadt Marienburg. Das liegt uns jetzt am nächſten.“

Der Hochmeiſter zog mit ſtarken Ruck die Finger der rechten Hand zuſammen, die auf dem Schachtiſch lag. Die Augenbrauen hoben ſich. Aber die Spannung ging raſch vorüber. Ein ungläubiges Lächeln flog über das bleiche Geſicht und blieb im Mundwinkel hängen. „Den Preis kann er nicht zahlen,“ ſagte er.

„Weshalb nicht?“ fragte Oſtra. „Wir fordern nicht das Schloß, das erobert ſein will. Die Stadt gehört dem Orden; ſie wehrt ſich gegen den Bund. Tileman hat ſie nicht herauszugeben — nur freizulaſſen, nur nicht weiter zu bedrängen. Das zu bewirken ſteht vielleicht doch in ſeiner Macht. Die Belagerung darf nur läſſig betrieben, nach einiger Zeit als ausſichtslos eingeſtellt werden.“

„Man könnt's ſo an ihn bringen,“ meinte Erlichshauſen wenig zuverſichtlich, aber doch nicht mehr abweiſend. „Und wenn's dort zum Schlimmſten kommen ſollte, was Gott verhüte . . . ich muß für meine treuen Anhänger ſorgen — Blume und ſeine Kumpane. Wenn ihnen ein Haar gekrümmt werden ſollte . . .“

„So büßt dafür Joſt vom Wege mit dem Leben,“ vollendete Oſtra die Drohung, die dem Hochmeiſter ſchwer ſchien über die Lippen gehen zu wollen.

Der hohe Herr nickte ſchwermütig.

„So gebt Ew. Gnaden mir Vollmacht zu handeln?“

„Ja . . . Doch daß ich mir die letzte Entſcheidung über den Gefangenen vorbehalte. Vergiß das nicht, Bruder Oſtra. Mein Schreiber ſoll Dir helfen. Und wenn Du's klug durchführſt — ſollſt Du unſeres Ordens Komthur werden. Schon jetzt ernenn' ich Dich zu meinem Hauskomthur in Marienwerder — vorbehaltlich des Kapitels Zuſtimmung. Ich will's mit dem Spittler bereden.“

Oſtra verneigte ſich befriedigt und küßte des Meiſters Hand. Dann trat er zum Schreiber und gab ihm Anweiſung. Der Brief ſollte ſofort aufgeſetzt, mit dem hochmeiſterlichen Handſiegel beglaubigt und durch einen Eilboten abgeſendet werden.

Darauf begab er ſich durch die Mauerpforte nach dem Friedhof am Dom. Dort wohnte in einem kleinen Häuschen der Totengräber. Sein Weib verrichtete mancherlei Dienſte im Schloß und war Oſtra als eine ſchweigſame Perſon bekannt. Es hing von ihm ab, wie er die Alte beſchäftigen und lohnen wollte. Das wußte ſie, und ſie zeigte ſich ihm deshalb ganz ergeben. Ihr vertraute er ſich an. Er habe ein junges Fräulein im Schloß, ſagte er ihr, wovon niemand wiſſen dürfe. Es ſei vorläufig im Wachtzimmer auf dem Dansk einquartiert, bis der Hochmeiſter abziehen werde. Sie ſollte für das Fräulein ſorgen, daß es ihm an Aufwartung und guter Pflege nicht fehle. „Haltet aber das Gemach verſchloſſen,“ fügte er hinzu, indem er ihr den Schüſſel aushändigte, „und laßt Euch durch Geſchrei und Bitten nicht bewegen, das dumme Ding auszulaſſen, das etwas verdreht im Kopf und widerhaarig iſt. Sprecht nur das Nötigſte und laßt Euch auf keinerlei Verhandlung ein. Gibt's aber doch Lärm und fragt einer, dem Ihr nicht ausweichen könnt, wen Ihr da hütet, ſo antwortet, das ſei die verdächtige Dirne, die mit Joſt vom Wege gefangen genommen iſt. So mag's dann auch der Herr Hochmeiſter erfahren, es liegt nichts daran.“ Er ſteckte ihr einen Goldgulden in die Hand und klopfte ihr vertraulich die Schulter. —

Der Bote hatte große Mühe, in Thorn bei Tileman vom Wege vorgelaſſen zu werden. Der Ratsherr ſei krank, hieß es in ſeinem Hauſe, und ſehe niemand. Erſt auf die Andeutung, daß es ſich um ſeinen Sohn handle, wurde er von der Haushälterin in das Zimmer geführt, deſſen Fenſter verhängt waren und in dem der Kranke zuſammengekrümmt auf ſeinem Schmerzenslager die ewig langen Tage und Nächte zubrachte. „Was iſt's mit meinem Sohn?“ fragte er mit ächzendem Laut. „Ich ſah ihn lange nicht — er hat ſich von mir abgewandt — iſt in die Fremde gegangen — ich weiß nicht wohin. Erinnert er ſich endlich — ſeines alten Vaters? Will er vor ſeinem Tode ... Ach, ach! er ſchafft mir bitteres Leid.“

„Euer Sohn iſt in Marienwerder gefangen, edler Herr,“ ſagte der Bote.

„Gefangen —?“ ſchrie Tileman auf und riß ſich vom Kiſſen in die Höhe.

„Dieſer Brief wird Euch nähere Auskunft geben.“

„Der Brief —! Er ſchreibt ihn?“

„Nein, der Herr Hochmeiſter, deſſen Gefangener er in der Burg Marienwerder iſt.“

„Ludwig von Erlichshauſen? Mein Todfeind?“

„Mein gnädigſter Herr.“

„O dann ...“ Der Kopf ſank ihm zurück.

„Leſt den Brief und gebt mir Antwort.“

„Kennt Ihr ſeinen Inhalt?“

„Nein. Nur daß es ſich um euren Sohn handelt, weiß ich. Er hat ſich in die Burg eingeſchlichen und iſt gefangen. Ich ſoll's Euch ſagen, damit Ihr des Briefes wegen Vorſicht beobachtet. Er geht nur Euch an.“

„Des Hochmeiſters Brief ...“ Der Kranke ſtöhnte leiſe und warf ſich dann unruhig auf dem Lager hin und her, oft mit der knochigen Hand nach der Stirn greifend, auf der die Schweißtropfen perlten.

„Wollt Ihr mir den Brief abnehmen, edler Herr?“ fragte der Bote nach einer Weile.

„Nein!“ rief Tileman. „Ich empfange nicht heimliche Briefe vom Feinde.“

„Aber bedenkt —“

„Es iſt nichts zu bedenken. Mein Sohn ... Und wenn der Gefangene mein Sohn iſt — ich will keine

Heimlichkeiten haben. Schickt nach Rutger von Birken, dem Bürgermeiſter. Er ſoll herkommen mit zwei Ratsherren und den Brief leſen.“

„Ihr ſolltet doch erſt ſehen —“

„Gehorcht! Das iſt ein Bubenſtück, ich weiß es. Was von da her kommt . . . Ich will ſicher gehen. Hab' ich ſo lange in Ehren . . . Gehorcht! Weil's mein Sohn iſt, glaubt er . . . Aber gerade weil's mein Sohn iſt —! Nein! beruft den Bürgermeiſter. Des Herrn Hochmeiſters Brief kann nur den Rat angehen.“

Man mußte ihm den Willen tun. Während der Bote nach dem Rathaus ging, ließ Tileman ſich anziehen, einen Pelzrock überwerfen und auf einen Lehnſtuhl leiten. Er ächzte vor Schmerzen, aber er überwand ſie. Er ließ den Vorhang vom Fenſter ein wenig heben. Nun das Licht auf ſein Geſicht fiel, zeigte ſich erſt die Verwüſtung in ihrer ganzen Schreckbarkeit. Wie vergilbtes Pergament lag die Haut über der eckigen Stirn. Weit die Schläfen hinauf war das Haar ausgefallen, nur zwiſchen ihnen ein ſtruppiger Büſchel ſtehen geblieben. Unter den Backenknochen höhlte ſich die Wange. Der Mund war ſchief gezogen, der lange nicht geſchorene Bart umgab in ungleichen Zotteln das Kinn, das fortwährend ſchmerzlich zuckte. Die gekrümmten Hände zitterten. Er lehnte den Kopf zurück und atmete kurz und haſtig.

Die Herren hatten einen kurzen Gang über den Marktplatz. Rutger von Birken begrüßte den alten Freund mit Herzlichkeit. „Macht's kurz, liebe Gevattern,“ bat Tileman keuchend. „Ich kann euch nicht lange zu Dienſten ſein. Was ſchreibt der Herr Hochmeiſter meines Sohnes wegen?“

„Leſt zunächſt ſelbſt den Brief,“ antwortete der Bürgermeiſter. „Wir wiſſen es Euch Dank genug, daß Ihr uns zugezogen habt. Wollt Ihr hinterher unſere Meinung erfahren, ſo ſoll ſie Euch nicht vorenthalten werden, und gedenken wir Euch freundſchaftlich zu raten.“

Während Tileman das Siegel löſte und das Band entfernte, fuhr er fort: „Es nimmt uns Wunder, daß Joſt vom Herrn Hochmeiſter gefangen ſein ſoll, da uns doch vor Kurzem vom Schloß Marienburg Nachricht kam, er ſei in der Stadt geſehen worden und hätte mit den Bürgern oder mit Trotzlers Söldnern gekämpft. Wäre das die Wahrheit, ſo müßte man eher glauben, der Herr Hochmeiſter ſei ihm zu Dank verpflichtet. Daß er ſein Gefangener ſein ſoll —“

„Er iſt's,“ rief Tileman. Die Hand, die das Blatt hielt, ſank ihm auf den Schoß.

„Und man will ihn henken, wenn ich nicht . . . O! das iſt eine Verruchtheit ſchlimmſter Art. Mein Sohn — mein Sohn! Leſt, was man mir zumutet — leſt! Ich bin ein unglücklicher Mann und Vater. Aber leſt! Was da ſteht, iſt mir keine Schande. Ihnen aber . . . Ich bitt' euch, leſt!“

„So iſt's ein Irrtum geweſen, wie ich gleich vermutete,“ ſagte Birken. „Wie hätt' euer Joſt ſich ſo weit verirren können, mit unſern Feinden . . .“ Er überflog das Schreiben und gab ſeine Entrüſtung in Lauten und Zeichen des Unwillens zu erkennen. „Das hattet Ihr nicht verdient,“ rief er.

„Sie wiſſen, daß ich nur den einen Sohn habe,“ jammerte Tileman, „meine ganze Hoffnung einſt, meines Herzens einzige Freude. Aber daß ich ſeinetwegen ein Verräter an meinem Lande werden könnte . . .! Es iſt gut, ihr Herren, es iſt gut. Ihr ſeid unterrichtet. Seht euch nun vor, daß ich nicht die Stadt ſchädige, mein Fleiſch und Blut loszukaufen. Seht euch vor!“

„Wir kennen Euch auch ohnedies gut genug,“ antwortete der Bürgermeiſter, und ſeine Kumpane ſtimmten laut zu. „Dieſer neuen Probe eurer redlichen Geſinnung gegen die Stadt hätt' es wahrlich nicht bedurft. Aber wir danken Euch und hoffen, der Herr Hochmeiſter werde ſo grimmig nicht verfahren, als er ſich hier den Anſchein gibt. Das wär' gemeine Rache, nicht Gerechtigkeit. So liederlich kann er ſeinen Namen nicht für ewige Zeit verunglimpfen wollen."

Tileman ſeufzte aus tiefſter Bruſt. „Und wenn es ihn nun nach Rache gelüſtete? Rache um Rache! Ah —! was wißt ihr . . .? All' unſer Tun — was iſt das? Wie es ſich vor der Welt darſtellt, iſt es groß oder klein, lächerlich oder erhaben, und ſo wird's eingezeichnet in die Chroniken. Wer die geheimen Triebfedern kennte . . . Laſſen wir das! Ich bin gefaßt auf alles."

„Wollt Ihr geſtatten, daß der Rat dem Herrn Hochmeiſter für Euch antwortet?" fragte Rutger von Birken mitleidig.

„Was wollt ihr antworten?" rief Tileman. „Daß ihr Marienburg preisgeben wollt für meines Sohnes Leben?"

„Nein. Aber die Stadt Thorn kann ein Löſegeld bieten —"

„Ein Löſegeld! Ja, wenn's damit getan wäre! Bietet mein ganzes Vermögen — nichts ausgenommen. Ich will die Stadt um eine Stelle im Hoſpital bitten, meine letzten Tage da zu verbringen, und hinterher um ein Armenbegräbnis. Aber es iſt nicht einmal genug die Habgier zu reizen. Viele ſind reich geworden durch dieſen Wandel der Dinge, zu dem ich geholfen habe — ich aber arm. Auch die über mich den Stab brechen, müſſen mir nachſagen, daß ich mir keinen Lohn genommen!"

Der Bürgermeiſter legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wie ſprecht Ihr ſo?" ſagte er vorwurfsvoll. „Habt Ihr's nötig, uns zu erinnern, daß Ihr allezeit reichlich von dem eurigen gegeben und nichts zu eurer Entſchädigung genommen habt? Die Stadt Thorn iſt hoch in eurer Schuld. Jetzt hat ſie vielleicht Gelegenheit, einen Teil davon abzutragen. Deshalb eben biet' ich

Euch ihre Vermittlung an. Was in unſern Kräften ſteht, euren Sohn zu löſen —“

„Was in euren Kräften ſteht —“ fiel Tileman ein, „ja, ja! Darüber kann niemand. Ich darf euch nicht bitten, liebe Herren: laßt’s ſein! Wenn ich ſelbſt gefangen wär’, lieber die Zunge wollt’ ich mir abbeißen, als euch anrufen: kauft mich los. Aber mein Sohn ... Wir leben nicht mehr in der Römer Zeiten. Unmenſchliches ſoll niemand ſich zumuten. Tut deshalb, was euch gut dünkt. Ich fürchte, die Stadt legt umſonſt meiner Habe ein Gebot zu. Rache — Rache ... und Vergeltung ...“

Seine Sprache wurde unverſtändlich, der Kopf fiel auf die Bruſt, der ganze Körper ſank im Stuhl zuſammen. Sie richteten ihn aus ſeiner Ohnmacht auf und trugen ihn aufs Bett. Dann übergaben ſie ihn der Hauswirtin.

Sofort wurde eine Ratsſitzung gehalten. Joſt war unbeliebt. Mancher äußerte ſich, es ſei unerklärlich, wie er nach Marienwerder gekommen ſei und was er dort gewollt habe, wenn es ihm doch an Mannſchaft fehlte, ſich der Burg und des Hochmeiſters zu bemächtigen. Auch die Gerüchte wurden wieder erwähnt, daß er in Marienburg mitgefochten habe. Doch beſchloß man, ſich zu Ehren Tilemans der Sache nachdrücklich anzunehmen.

So erhielt denn der Bote das Ratsſchreiben auf den Rückweg mit.

Zugleich ging ein Schreiben an Ulrich Czerwonka ab. Er ſolle, wenn es irgend in ſeiner Macht ſtehe, die Stadt Marienburg zum Gehorſam zurückbringen, bevor der König ins Land käme. Thorns Dank könnte ihm dafür gewiß ſein. Auch ließ der Rat einfließen, daß Joſt vom Wege gefangen genommen ſei. Käm’s ihm von anderer Seite zu Ohren, ſo ſolle er ſich nicht beirren laſſen. „Wegen des Löſegeldes unterhandeln wir ſelbſt.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Helfer in der Not.

Marcus Blume wartete von Tage zu Tage auf Joſt's und Urſulas Rückkehr vergeblich. Immer größer wurde ſeine Sorge und Unruhe. Es mußte ſie irgend ein Unfall getroffen haben, ſonſt wären ſie längſt wieder heim. Er machte ſich Vorwürfe, daß er Urſula fortgelaſſen habe. Nur mit Mühe wehrte er den Gedanken ab, daß Joſt am Ende doch falſches Spiel ſpiele. Er verriet ſich nicht durch Worte, aber deren bedurfte es auch für ſeine Mutter nicht. Selbſt tief bekümmert, ſtreichelte ſie ihm oft die Wange, als ob ſie ihn begütigen wollte: nimm Dir's nicht ſo ſchwer zu Herzen. Nur Magdalene gab bei jeder Gelegenheit zu verſtehen, daß ihr gutes Vertrauen zu Joſt unerſchüttert ſei. „Glaubt nur, es iſt etwas geſchehen,“ ſagte ſie, „wogegen er nicht kann. Die Zeit wird ihn herrlich rechtfertigen.“

„Du liebſt ihn noch immer,“ flüſterte Marcus ihr ins Ohr.

„Hab' ich doch nie aufgehört ihn zu lieben,“ entgegnete ſie ernſt, ohne zu erröten. „Haſt Du Dir's anders vorgeſtellt?“

Er küßte ſie ſtatt der Antwort.

Im Spittel, das von Verwundeten überfüllt werden mußte, war eine böſe Krankheit ausgebrochen, die peſtartig oft in wenigen Stunden die Menſchen hinraffte. Sie griff weiter in die Stadt hinein um ſich und verbreitete überall Angſt und Schrecken. Auch viele von den Söldnern wurden befallen. Oberſt Trotzler drohte, daß er gezwungen ſein werde, mit ſeinem Volk die Stadt zu verlaſſen und draußen ein Lager zu beziehen. Vergeblich wartete man auf des Hochmeiſters Hilfe. Frau Regina hatte übermenſchliche Anſtrengungen gemacht, den vielen Kranken Dienſte zu leiſten; ſelbſt vom Fieber ergriffen und ganz kraftlos konnte ſie zuletzt ihr Stübchen nicht mehr verlaſſen. Magdalene war Tag und Nacht bei ihr, ſie zu pflegen. Stündlich erkundigte ſich die kranke Frau, ob noch immer von ihren Kindern keine Nachricht eingelaufen ſei, und immer wieder mußte Magdalene traurig den Kopf ſchütteln.

Dabei bedrängte Ulrich Czerwonka wieder heftiger die Stadt. Es war ihm gelungen, ſeinen Schießbedarf zu ergänzen, und er ließ nun wieder von Zeit zu Zeit ein Geſchütz löſen, um die Bürger von den Straßen in die Häuſer zu treiben. Faſt allnächtlich hatten ſie einen Ausfall vom Schloß her zu beſtehen. Er verbreitete das Gerücht, der König ſei ſchon unterwegs und werde ſie furchtbar ſtrafen, wenn ſie ſich nicht ſchleunigſt unterwürfen. Bartholomäus Blume blieb feſt. Es hieß, der Hauptmann habe ſchon von Danzig Scharfrichter kommen laſſen, damit ſie für die Blutarbeit gleich zur Hand ſeien. Auch das ſchreckte ihn nicht. Er bot ſeine ganze Beredſamkeit auf, Trotzler zum Ausharren zu vermögen. An den Spittler, von dem er am meiſten hoffte, ſchrieb er flehende Briefe, er möchte ſich der unglücklichen Stadt erbarmen. Er erhielt keine Antwort.

Und nun ging plötzlich die Rede: Joſt vom Wege ſei in Marienwerder gefangen und mit dem Tode bedroht; vergeblich hätten die Thorner ein großes Löſegeld geboten. — Bei den Ausfällen der Polen wurden öfters

Gefangene gemacht; durch ſie mußte die Nachricht verbreitet ſein. Sie konnte ihren Weg über Danzig genommen haben, das immer mit dem Schloß in Verbindung ſtand. War ſie glaubhaft? Wie ſollte der Hochmeiſter Blumes Schreiben ſo mißachtet haben? Und hätte nicht Urſula mit einem Wort jeden Argwohn beſeitigen müſſen? Marcus zermarterte ſeinen Kopf, ſich ein ſolches Ereignis erklärlich zu machen. Sollte Joſt von Urſula getrennt worden ſein, ehe ſie Marienwerder erreichten? Hatte er den Begleitsbrief verloren und ſich ſo nicht ausweiſen können? Aber wo war denn Urſula? Er hielt's nicht länger aus in den Mauern der Stadt. „Gebt mir Urlaub, Vater," bat er den Bürgermeiſter, „nur auf vierundzwanzig Stunden. Ich fühle, daß die Sorge mich niederwirft und zu allem Denken und Tun unfähig macht. Ich habe keinen Schlaf, mir verlangt nicht nach Nahrung. Bleib' ich länger, ſo wird die tückiſche Krankheit mich erfaſſen — ich kann ihr keinen Widerſtand leiſten. Fall' ich dem Feinde in die Hände, ſo entzieh' ich der Stadt doch keinen Verteidiger. Laßt mich gehen und auskundſchaften, wie es in Marienwerder ſteht. Kann ich mit frohem Herzen zurückkehren — oder auch nur eine traurige Gewißheit mitbringen, ſo ſoll der Feind wieder meinen Arm fühlen."

„Soll ich auch Dich noch verlieren?" klagte Blume. „O, dieſe Prüfung iſt ſchwer." Sogleich aber faßte er ſich wieder, umarmte Marcus und ſagte: „Geh mit Gott! Ich muß Dir Recht geben. Aber laß es die Mutter nicht wiſſen. Kommſt Du wieder, ſo ſoll ſie ſich nicht ohne Grund gehärmt haben, und kommſt Du nicht . . . ſo hat ſie den Trennungsſchmerz doch nur einmal. Ich will Dich mit dem Dienſt auf den Mauern entſchuldigen, wenn ſie nach Dir fragt."

Als Marcus ſich dann Abends von ihm verabſchiedete, wurde der ſtarke Mann merklich weich. Er drückte den lieben Sohn wiederholt an ſeine Bruſt und ſagte: „Ich weiß nicht, wie mir iſt . . . Es ahnt mir, wir ſehen einander nicht wieder.“ Er öffnete ihm ſelbſt die Mauerpforte und ſchob ihn abgewendet mit einem letzten Händedruck hinaus. —

Marcus Blume ging die ganze Nacht durch, die Landſtraße möglichſt vermeidend und wenig betretene Stege durch Wald und Haide aufſuchend. In einigen Dörfern lag Kriegsvolk; er konnte nicht erkennen, ob des Ordens oder Bündiſche. Auch ſah er von Weitem einen großen Trupp Reiter, der ſich gegen Marienburg hin bewegte. Es ſchienen ihm Polen zu ſein. An einer anderen Stelle ſtieß er auf ein eben verlaſſenes Lager; die Wachtfeuer brannten noch. Die einzeln ſtehenden Gehöfte waren überall von den Bewohnern verlaſſen, zum Teil von ihnen oder den Feinden abgebrochen, die Brunnen verſchüttet. In der Ferne leuchtete der Himmel an zwei Stellen glutrot von Feuerſchein.

Als er gegen Morgen, ſchon nicht mehr weit vom Ziel ein Gebüſch umſchritt, wurde er plötzlich angerufen. Es war eine ausgeſtellte Wache, die von ihm Auskunft verlangte, wer er ſei, von wo er komme und wohin er gehe. „Beantwortet mir zunächſt eine Frage,“ entgegnete Marcus, „die Euch ungefährlich iſt. Seid Ihr Kriegsleute des Ordens oder der Bündiſchen?“

„Des Ordens,“ ſagte der Mann.

„Und wer iſt euer Führer?“

„Der Oberſt-Spittler Herr Heinrich Reuß von Plauen.“

„So führt mich zu ihm,“ rief Marcus froh, „keinem lieberen konnt’ ich begegnen. Ich bin Marcus Blume, des Bürgermeiſters von Marienburg Sohn, und will zum Herrn Hochmeiſter nach Marienwerder.“

„Dahin ziehen auch wir,“ ſagte der Landsknecht. „Wartet noch kurze Zeit. Dort bricht der Trupp ſchon auf; wir werden ſogleich abgelöſt werden.“

„Wirklich wurde etwas weiter am Waldrande hin im Nebelgrauen eine Bewegung von Menſchenmaſſen bemerkbar. Es näherte ſich ein Heereszug von Reitern und Fußvolk; mehrere Fähnlein flatterten im Morgenwinde. Voran ritt der Spittler in voller Rüſtung, den weißen Mantel über dem Panzerhemde, zwiſchen einigen Rittern und Hauptleuten. Er erkannte Marcus, reichte ihm vom Pferde die Hand im Blechhandſchuh und ſagte: „Greift an den Steigbügel, damit Ihr beſſer Schritt haltet, und berichtet mir, wie es in Marienburg ſteht.“

Das tat Marcus. Er gab umſtändlich ein Bild von der traurigen Lage der Stadt und ſprach die Hoffnung aus, daß ihr jetzt die zugeſagte Hilfe durch den Orden kommen werde.

„Gott ſegne den treuen Mann, euren Vater,“ ſagte der Spittler bewegt. „Ich wollte, wir könnten ſeiner guten Stadt auf der Stelle zureiten und die Marienburg im Sturm nehmen. Aber wir ſind nur ein klein Häuflein und müſſen auf mehr Zuzug warten, der uns freilich verſprochen iſt. Wir ſind zum Schutz des Herrn Hochmeiſters herbeigeeilt, konnten aber geſtern nach einem langen und beſchwerlichen Tagesmarſch Marienwerder nicht mehr erreichen, da Mannſchaft und Pferde vor Müdigkeit nicht weiter konnten. Wiſſet, daß nach zuverläſſigen Nachrichten ein großes Polenheer die Grenze vor Tagen ſchon überſchritten hat und im Anmarſch auf eure Stadt iſt. Man ſpricht von zwanzigtauſend Mann, was hoffentlich übertrieben iſt. Der Vortrab iſt eine Tagesreiſe voraus. Zinnenberg ſucht ihn aufzuhalten. Es muß zu einem Treffen gekommen ſein, wobei einige Dörfer in Flammen aufgegangen ſind. Ihr werdet den Feuerſchein am Himmel ſo gut wie wir bemerkt haben.“

„So nahe ſchon ſind die Polen!“ rief Marcus ſehr erſchreckt. „Wehe der armen Stadt, wenn es Euch nicht gelingt, den Feind im Felde zu ſchlagen, gnädigſter Herr. Wie ſollen wir uns gegen ſolche Übermacht halten?“

„Verzagt gleichwohl nicht,“ redete der Spittler freundlich zu. „Es dünkt uns ſchon ein Wunder, daß die Stadt ſo tapfer widerſtanden hat, und Gott kann wohl auch noch ein größeres geſchehen laſſen und durch ihre Beharrlichkeit die Burg wieder in des Ordens Beſitz bringen. Ewiger Ruhm iſt ihr dann gewiß.“

Nachdem dieſes Allgemeine abgeſprochen war, erkundigte ſich der Spittler nach den näheren Umſtänden in ſeinem Hauſe, und da die Reiter doch dem Fußvolk nicht voraneilen durften und gut noch eine Stunde bis zur Ankunft im Schloß vergehen mußte, fing Marcus vertraulich zu erzählen an, was ſich in der Familie ereignet hatte. Er ſprach von der Waldfrau und von Urſula und zuletzt auch von Joſt vom Wege, wie der ſich zur Sache des Ordens bekehrt hätte und der Stadt zugezogen ſei und bereits tapfer für ſie gekämpft habe. Nur was zugleich des Hochmeiſters und Tilemans Geheimnis war, verſchwieg er. Endlich erfuhr der Spittler auch, daß Joſt Urſula nach Marienwerder begleitet habe und daß ſie nicht zurückgekehrt ſeien und daß er ſelbſt nun ausgegangen wäre, ſie zu ſuchen.

„Das ſind gar merkwürdige Dinge,“ ſagte Plauen, „und in ihrem wahren Zuſammenhange nicht leicht zu erfaſſen. Über mancherlei Zäune, Hecken und Gräben ſeid Ihr ſo im Sprunge hinweggeſetzt, daß ich Euch nicht habe folgen können, und aufs Erraten mag ich mich bei meines Kopfes Schwerfälligkeit nicht legen. Ich verſtehe wohl, daß Joſt vom Wege, wenn er früher eurer Schweſter Urſulas wegen abgeſagt hat, die Euch doch angehört, Reue empfinden, und andern Sinnes geworden ſein kann; doch das behauptet Ihr nicht einmal beſtimmt und laßt es nur als Beweggrund ſeiner Umwandelung ahnen. Es erklärt auch kaum genugſam, wie unſeres Todfeindes Sohn ſich plötzlich dem Vater abgewandt und das Schwert gegen die Bündiſchen gezogen hat. So wenig kann ich’s auch verſtehen, warum gerade er Urſula zum Herrn Hochmeiſter begleitet hat, wenn ich ſchon an des Fräuleins Reiſe keinen Anſtoß nehme und nicht frage, warum der gnädige Herr euren Bund mit Urſula ſegnen muß. Alſo nimmt's mich doch Wunder, daß Joſt vom Wege, was ich auch vorher ſchon erfahren, im Schloß Marienwerder gefangen geſetzt iſt und feſtgehalten wird. Sicher hat er ſich über ſeine guten Abſichten nicht ausweiſen können."

„Aber er hat ein Schreiben meines Vaters bei ſich gehabt," wendete Marcus ein. „Und warum iſt Urſula nicht zurückgekehrt? Wenn ſie den Herrn Hochmeiſter geſprochen hätte, ſäße Joſt jetzt gewiß nicht mehr im Turm. Wie ſollte ſie aber abgewieſen ſein, da ſie des Herrn Hochmeiſters Ring vorzeigen konnte? O, gnädiger Herr, manches hab' ich Euch verſchweigen müſſen, was Euch gewiſſe Rätſel leicht löſen helfen könnte; darin ſchenkt mir doch Glauben, daß Joſt es wohl ehrlich meint. Ich bitt' Euch flehentlich, nehmt Euch ſeiner beim Herrn Hochmeiſter gütig an."

Das verſprach der Spittler, und noch mehr, daß er ſich auch nach Urſula erkundigen wolle. „So ſegne ich dieſe Stunde, die mich ſo unverhofft mit Euch zuſammenführte," rief Marcus voll Freude. „Nun kann ich hoffen, daß mein Weg nicht vergeblich geweſen."

Vor dem Tor ließ Plauen eine Fanfare blaſen. Nach einigen Reden mit denen auf der Mauer hin und her wurde es geöffnet, nachdem die Zugbrücke niedergelaſſen. Der Hauskomthur Boppo von Oſtra erſchien mit den Brüdern und Söldnerhauptleuten, den Großgebietiger nach Würdigkeit zu empfangen. Als Plauen ſeiner anſichtig wurde, hielt er einen Augenblick ſein Pferd an und ſah ihm verwundert ins Geſicht. „Ei, Ritter —" fragte er, „wie kommt Ihr hierher und in des Hauskomthurs Amt?"

„Gottes Wege ſind wunderbar,“ antwortete Oſtra, die Arme über der Bruſt kreuzend und ſich demütig verneigend. „Seine Gnade hat mich aus der Finſternis zum Licht geführt.“

„Deſſen will ich mich mit Euch freuen,“ ſagte Plauen, „— wenn es ſo iſt.“ Er warf ihm noch einen muſternden Blick zu und ſetzte ſein Pferd wieder in Bewegung. „Hm — Oſtra, Oſtra . . .“ murmelte er. Unwillkürlich mußte er zurückdenken an den Tag, an dem er ihn wegen Jungfrauenraubes vor der Burg Preußiſch-Holland aufhob. Und die geraubte Jungfrau . . . Ja, das war Urſula, dieſelbe Urſula, die jetzt . . . Er glaubte plötzlich ein Licht aufblitzen zu ſehen.

Marcus Blume hatte ſich ſchon bei der Annäherung an die Burg zurückgehalten und den Trabanten zugeſellt. Er ſtand noch auf der Zugbrücke, als der Spittler mit dem Hauskomthur ſprach. Bei einer Wendung des Kopfes erkannte er Oſtra. Es war ihm, als ob er einen Keulenſchlag gegen die Stirn erhielt. Im erſten Augenblick meinte er niederſinken zu müſſen. Dieſer Mann hier! Und Urſula . . . Armes, armes Mädchen! Der Trupp ſchritt weiter. Er mußte ſich eiligſt ſchlüſſig machen, was zu tun. Jedenfalls ins Schloß, von Oſtra unbemerkt! Er drängte ſich zwiſchen die Trabanten und ſuchte hinter ihrem Rücken Deckung. So gelang es ihm, an dem Ritter vorüber auf den Schloßhof zu kommen. Er eilte auf Plauen zu, der eben vom Pferde ſtieg. Während die Rüſtung raſſelte, rief er ihm zu: „Gnädigſter Herr, habt Ihr ihn erkannt? Das iſt —“

Plauen winkte ihm ein Einverſtändnis zu.

„Um Gotteswillen, erbarmt Euch —“

„Still! verratet Euch nicht. Bleibt bei meiner Bagage und haltet Euch verſteckt. Ich will Eurer zur rechten Zeit gedenken.“

Der Hof füllte ſich mit Kriegsvolk. Marcus hatte keine Mühe Oſtra zu vermeiden, der mit den Hauptleuten wegen der Quartierfrage ſprach. Die Schloßmannſchaft miſchte ſich unter die Zugereiſten; man tauſchte Nachrichten aus. Auch hierher hatten ſchon Gerüchte wegen des ſchnellen Anmarſches der Polen den Weg gefunden. Marcus ſchloß ſich dem Troßknecht an, der des Spittlers Pferd nach dem Komthurſtall führte. Dort war er geborgen. Tauſendmal pries er im Stillen den glücklichen Zufall, der ihn mit dem Spittler zuſammengebracht. Nie wär' er ohne ihn ins Haus gelangt, wenn Oſtra das Tor hütete, oder ſchon von ihm hinter Schloß und Riegel geſetzt.

Der Spittler war ſogleich beim Hochmeiſter eingetreten. „Gnädigſter Herr," ſagte er ihm, „Ihr ſeid hier nicht genug ſicher. Ich komm' Euch zu warnen und zu ſchleuniger Abreiſe zu mahnen. Leſt dieſe Briefe. Sie ſtellen es außer Zweifel, daß die Polen mit großer Macht anrücken. Dieſes Schloß mag einem erſten Anlauf ſtehen; aber man wird es regelrecht belagern, wenn man des Ordens Haupt darin weiß. Wird es mit Sturm genommen, ſo geratet Ihr in Gefangenſchaft. Auch dürfen wir unſer kleines Heer nicht in die Mauern einſchließen; es iſt im Felde nötiger und nützlicher. Ich will Euch zurückgeleiten bis zu unſern getreuen Söldnern. Leider ſind ſie ſtehen geblieben, als ſie des polniſchen Heeres Einmarſch erfuhren."

„Zurück — immer zurück," klagte Erlichshauſen, finſter zur Erde blickend und die Hände in ſeinen weißen Bart vergrabend.

„Und wie helfen wir der Stadt Marienburg?" rief er nach einer Weile ſtarren Brütens. „Ich hab' ihr mein Wort verpfändet."

„Sie muß ſich jetzt zunächſt ſelbſt helfen," antwortete der Spittler. „Wenn ſie nach tapferer Gegenwehr fällt — es iſt ein grauſames Schickſal! — wird ſich doch die Woge des feindlichen Heeres an ihren Mauern und Türmen gebrochen haben und mit milderem Prall ins

Land abfließen. Wir dürfen die Stadt auch in dieſer äußerſten Not ihres Treueides nicht entbinden. Es iſt aber einer von dort mit mir ins Schloß gekommen, der Ew. Gnaden zu ſprechen wünſcht.“

„Wer iſt's?“

„Marcus Blume.“

„Marcus —!“ Er bewegte nickend den Kopf, in Gedanken verſunken „Gut! Laßt ihn ſpäter zu mir. Marcus Blume . . .“

Die Ordensbrüder und die Hauptleute wurden herbeigerufen. Es begann eine Beratung wegen der weiter zu treffenden Maßregeln. Sie dauerte lange. Der Schreiber bekam neue Arbeit. Dann wurde das Mittagsmahl gerüſtet. Als Plauen wieder mit dem Hochmeiſter allein war, kam er auf Joſt vom Wege zu ſprechen. Zu ſeiner Verwunderung wußte Erlichshauſen nichts davon, daß er von Marienburg gekommen. „Oſtra hat ihn gefangen,“ ſagte er, „da er im Hauſe für die Bündiſchen kundſchaftete. Daß er mir ans Leben gewollt, will ich nicht glauben, obgleich ſein Vater —“

„Marcus Blume weiß es beſſer,“ fiel der Spittler ein. Er teilte mit, was er von ihm erfahren.

„So war Oſtra im Irrtum,“ rief der Meiſter ſehr aufgeregt. „Wie gut war's, daß ich einen übereilten Entſchluß hinderte. Sein Schickſal hing am ſeidenen Faden. Tileman hat der Verſuchung widerſtanden, ſich des Sohnes wegen mit uns in eine Verhandlung einzulaſſen. Ich habe von dieſem ſtarren, aber in ſeiner Art ehrlichen Manne nichts anderes erwartet. Nun bieten die Thorner ein Löſegeld. Wir meinten aber klüger den Gefangenen zur Auswechſelung zurückbehalten zu ſollen. Man kann nicht wiſſen, was in Marienburg geſchieht.“

„Oſtra war vielleicht nicht ganz im Irrtum,“ antwortete Plauen. „Ich höre von Marcus Blume, daß Joſt ein Fräulein hierher begleitet hat, das Ew. Gnaden um Gehör bitten wollte — dasſelbe Fräulein, dem er einmal räuberiſch nachſtellte.“

„Urſula —?“

„Das iſt der Name.“

„Mein Gott! Ich erfuhr nichts davon. Urſula —! Man muß ſofort den Buben —“

„Sprecht erſt Marcus, gnädigſter Herr.“

„Das will ich, das will ich! Laßt ihn zu mir rufen. O, welche Verruchtheit!“

Er war aufgeſtanden und in großer Unruhe durchs Zimmer gegangen. Der Spittler beurlaubte ſich ſogleich, um ſelbſt Marcus aufzuſuchen.

Indeſſen hatte dieſer die Zeit nicht ungenützt verſtreichen laſſen.

Im Komthurſtall ſtanden Oſtras Pferde. Mit ſeinem Stallknecht, einem munteren und pfiffigen Burſchen, knüpfte Marcus, ohne ſich zu erkennen zu geben, eine Unterhaltung an. Bald kam dieſelbe auf den Herrn. Ein Geldſtück, das in des Dieners Hand glitt, löſte vollends deſſen Zunge. Er plauderte aus, daß ſein Ritter von des Ordens Geboten wenig halte und weltlich lebe, wie nur einer. Er habe immer irgendwo ſein Schätzchen, mitunter auch mehr als eins. Nun gab ſich Marcus den Anſchein, das nicht zu glauben, und machte den Burſchen deſto redſeliger. „O, Ihr ſeid die liebe Unſchuld ſelbſt. Glaubt's oder glaubt's nicht, der Ritter treibt die Dreiſtigkeit ſo weit, ſelbſt hier im Schloß ſo ein hübſches und gefälliges Ding einzuquartieren.“

„Hier im Schloß?“

„Wie ich Euch ſage.“

Marcus ſchlug wild das Herz. Aber er bezwang ſich, ſchnippte mit den Fingern und ſagte: „Unmöglich! Ihr werdet mir nichts weis machen.“

„Aber unſereins hat doch auch Augen. Und wo nichts weiter zu ſehen iſt, denkt man ſich das andere hinzu.“

„Was habt Ihr geſehen?“

„Daß die alte Hexe, des Totengräbers Frau, rührig iſt und alle Tage ſeit einer gewiſſen Zeit mehrmals ins Schloß gelaufen kommt und etwas Geheimes betreibt, das ſicher damit Zuſammenhang hat. Sie hat auch ſonſt meinem Ritter ſchon gute Dienſte getan und ziſchelt jetzt wieder viel mit ihm.“

„Und wo — ſollte das Fräulein hier im Schloß untergebracht ſein?“

„Das weiß ich freilich ſo genau nicht. Was geht mich's an, außer daß ich meinen Spaß davon habe? Ich bin der Alten auf ihren Schleichwegen nicht nachgegangen. Aber das wär' ein Leichtes. Seht! Dort kommt ſie eben wieder vom Dom her und trägt unter dem Tuch ein Körbchen. Darin iſt das Eſſen für die da. Ich kenne ſchon ihre Zeit. Wenn Ihr nichts Beſſeres zu tun habt, ſchaut einmal nach, wo ſie bleibt. Und ſagt mir's hinterher, wenn Ihr etwas entdeckt habt. Des Spaßes wegen — verſteht Ihr?“

Marcus war gleich bereit. Er ging hinter dem alten Weibe her, immer in einiger Entfernung, aber doch nicht ſo weit ab, daß er's hätte aus den Augen verlieren können. Er wurde nicht bemerkt. Es war jetzt im Hof und in den Kreuzgängen des Schloſſes viel Bewegung. Da ſtanden überall die Rottenführer, Landsknechte und Reiter, putzten ihre Waffen, reinigten ihre Kleider oder plauderten miteinander von den Kriegsereigniſſen, die zu erwarten ſtanden. Marcus hatte wenig Mühe, ſich von einer Gruppe zur andern durchzubringen. Er merkte ſich genau den Weg, den die Alte nahm. Im hinteren Flur trat aus einer Seitentür Boppo von Oſtra, rief ſie zu ſich und ſprach mit ihr eine Weile im Flüſterton. Seine Gebärden zeigten an, daß er ſehr dringlich etwas verlangte, während die Alte wiederholt die Achſeln zuckte. Marcus ſtand hinter dem Eckpfeiler im Halbdunkel und konnte wohl ſehen, aber nicht verſtehen, was da geheim verhandelt wurde. Endlich trat Oſtra wieder in die Tür zurück. Die Alte bog in den langen Gang ein. Marcus folgte ihr auch dahin, überzeugte ſich aber ſehr bald, daß er hier gar keine Deckung finden könnte und notwendig bemerkt werden müßte, wenn ſie ſich umſchaute. Er drückte ſich an die Mauer und blickte durch die nächſte Scharte. Nun war es ihm gewiß, daß er ſich auf dem Dansk befand. Er wußte, daß es von demſelben keinen Ausgang nach der andern Seite geben konnte. Er wartete deshalb hier das Weitere ab.

Die Alte öffnete mit einem Schlüſſel, den ſie aus der Taſche zog, die letzte Tür und verſchwand hinter derſelben. Er hörte, daß innen wieder abgeſchloſſen wurde. Es wäre ganz nutzlos geweſen, dort Einlaß zu begehren. Nach längerer Zeit kam die Alte wieder zurück. Sie ſchob ſich durch die Tür, die ſogleich zufiel und nun auch von außen verſchloſſen wurde. Während ſie ihm den Rücken zukehrte, ſchlich Marcus über den Flur nach dem deckenden Eckpfeiler. Die Frau ſchlorrte heran, klopfte an die Seitentür und reichte den Schlüſſel hinein. Unzweifelhaft war's Oſtra, der ihn ihr abnahm.

Marcus ließ ſie an ſich vorüber. Er wußte alles. Aber was nun beginnen? Sollte er dem Ritter hier auflauern, wenn er nach dem Dansk ging? Das würde wahrſcheinlich nicht vor Abend geſchehen. Und wie bedenklich war's, ſich in einen Kampf mit dem ſtarken und vermutlich gut bewaffneten Mann einzulaſſen. Wurde er getötet oder auch nur gefangen genommen, ſo war Urſulas Schickſal beſiegelt. Beſtand jetzt für Urſula größere Gefahr als bisher? Vielleicht durch den Einzug des Spittlers konnte der Einäugige zu verzweifelten Entſchlüſſen gedrängt werden. Aber wenn einer helfen konnte, war's doch der Hochmeiſter. Es konnte ſein, daß der

Spittler ihn bald zu dem gnädigen Herrn rief. Das durfte er nicht verſäumen.

Er begab ſich deshalb zurück nach dem Komthurſtall. Erſt Nachmittag aber kam Plauen, ihn abzuholen; die Zeit verging ihm in großer Beängſtigung. „Der Herr Hochmeiſter iſt ſo weit unterrichtet,“ ſagte der Gebietiger, „ſprecht jetzt ganz offen. Das Geſchick des Fräuleins geht ihm ſehr nahe. — Vielleicht näher als Marienburgs Bedrängnis,“ ſetzte er murmelnd hinzu.

Erlichshauſen empfing Marcus Blume ſehr gnädig, indem er ihm die Hand zum Kuß reichte. Er erkundigte ſich nach ſeinem Vater, nach der Lage der Stadt, der Stärke ihrer Beſatzung, den Vorrichtungen des Feindes. Er bedauerte mit herzlichen Worten, wegen der Hilfe noch länger vertröſten zu müſſen. „Aber wir denken in Sorgen Tag und Nacht darauf, wie wir der treuen Stadt beiſpringen mögen und beſtürmen die heilige Jungfrau unaufhörlich mit Gebeten, daß ſie ihre gnädige Fürſprache beim Höchſten nicht verſage.“

Dann lenkte er auf Joſt vom Wege ein und ließ ſich umſtändlich berichten, wie er nach Marienburg gekommen und mit den Bürgern tapfer gekämpft habe. „Wir wiſſen ihm großen Dank,“ ſagte der Hochmeiſter, „und wollen ihm auf eure Bürgſchaft dieſer letzten Dienſte wegen gern vergeſſen, was er vorher unſerm Orden zu Leide getan, auch ſeines Vaters Schmachtat nicht gedenken. Er ſoll ſogleich ſeiner Bande entledigt und aus dem Turm freigelaſſen werden. Gebt deshalb Befehl, Herr Spittler.“

„Es ſoll geſchehen,“ verſicherte Plauen. „Doch iſt's vielleicht noch dringender, vorerſt einen anderen Mann feſtzunehmen und in ſichern Gewahrſam zu bringen.“

„Oſtra —! Aber es liegt zur Zeit gegen ihn nichts vor, als eine unerwieſene Beſchuldigung. Er konnte nicht wiſſen, daß Joſt vom Wege zu uns übergetreten war, und tat ſeine Pflicht, wenn er ihn feſſelte.“

„Es ſcheint doch, daß er ein Schreiben des Marienburger Bürgermeiſters unterſchlagen hat.“

„Wenn der Gefangene es nicht noch bei ſich trägt.“

„O, gnädigſter Herr, hört mich an,“ rief Marcus. „Was ich zu melden habe, gibt meiner Anklage faſt ſchon vollen Beweis.“ Er erzählte von Urſula, nicht den Grund verſchweigend, der ſie zu dieſer Reiſe bewogen, und fügte bei, was er ſo eben im Schloß in Erfahrung gebracht, immer mit raſchen Worten, als müßte die Minute geſpart werden.

Erlichshauſen hörte ihm mit wachſender Spannung zu. „Man ſoll den Frevler ergreifen,“ rief er rot vor Zorn, „und dingfeſt machen! Was wagt dieſer verwegene Mann! Unter unſern Augen —! Bruder Plauen, nehmt eine Schar Trabanten, umſtellt ſein Gemach, entſetzt ihn ſeines Amtes, das er erſchlichen hat, nehmt ihm die Schlüſſel ab. Diesmal braucht Ihr wahrlich nicht zu fürchten, daß ich ihn begnadige.“

Dann, als der Spittler ſich entfernt hatte, wandte er ſich an Marcus. „Komm,“ ſagte er, die Hand auf ſeine Schulter legend, „zeige mir den Weg nach dem Dansk. Ich ſelbſt will Dich dorthin begleiten — Urſula befreien. O, daß ſie dem Unhold getrotzt hätte!“

„Sonſt lebte ſie nicht mehr,“ ſagte Marcus leiſe, aber mit feſtem Ton. —

Der Spittler konnte Oſtra in ſeinem Gemach nicht antreffen.

Er war, die Zeit benutzend, in der nach dem Eſſen die meiſten Kriegsleute in ihren Quartieren der Ruhe pflegten, nach dem Dansk gegangen, hatte die Tür aufgeſchloſſen und Urſula durch ſeinen Beſuch in Schrecken geſetzt. Sie war bei ſeinem Eintreten aufgeſprungen und hinter den Seſſel geflüchtet, deſſen Lehne ſie wie ein Schild deckte. Sie ſah bleich und krank aus, die Augen lagen tief in den Höhlen und ſtrahlten einen fiebriſchen

Glanz aus, durch die Haut zuckten die blauen Äderchen an den Schläfen, der ganze Körper zitterte. „Will Gott mich denn nicht erhören,“ rief ſie, „und meines armſeligen Lebens Tage kürzen? Ich verbot Euch zu mir zu kommen, aber Ihr achtet keiner Bitte und keiner Drohung. Wißt Ihr's noch nicht, daß all' euer ſündhaftes Werben vergeblich iſt? Geht endlich in Euch und tut Buße! Wollt Ihr immer wieder hören, daß ich Euch verachte? Was begehrt Ihr noch?“

„Daß euer Herz ſich meiner erbarme,“ antwortete der Ritter. „Eure Schönheit hat mich verlockt, daß ich ſündigte, und eure Liebe nur kann mich entſühnen.“

Urſula biß die Zähne aufeinander und zog die Lippen zurück. „Ich haſſ' Euch wie die Sünde,“ ziſchte ſie. „Fort, fort! Erwartet nie eine andere Antwort.“

„Ich muß,“ ſagte er. „So weit ich gegangen bin, kann ich nicht mehr umkehren. Und ich will auch nicht. Was wär' mir noch das Leben ohne den Sonnenſchein eurer Huld? Habt Erbarmen! Ich bin ein Unglücklicher, der unter der Laſt des Kreuzes zuſammenbricht. Bin ich der Sohn Gottes, daß ich mich wieder aufrichte und es mutig zum Tode trage? Ich werf' es ab! Ich will ſein, als was der Herr mich ſchuf: ein ſchwacher ſündiger Menſch. Und ſo wehret meiner Leidenſchaft nicht, ſchönſte aller Frauen!“

„Läſtert nicht!“ rief Urſula. „Der Herr ſchuf auch Euch zu ſeinem Ebenbilde; Ihr aber habt eine Teufelsfratze daraus gemacht.“

Er lachte lüſtern. „Gewöhnt Euch nur an ſie, und Ihr werdet ſie gar nicht ſo abſchreckend finden. Das ſchwarze Pflaſter über dem einen Auge kommt ja doch auf eure Rechnung. Drückt dafür ein Auge zu. Und wär' ich häßlich wie die Nacht — ich lieb' Euch doch, ich bet' Euch an, ich will für Euch zur Hölle fahren. Das muß Euch rühren. Kommt mit mir! Ich will vergeſſen, wer ich bin — meinen Namen, meinen Stand, meinen Ehrgeiz der Liebe opfern. Wir gehen in die weite Welt —“

„Schweigt!“ herrſchte Urſula ihn an. „Jedes eurer Worte iſt mir eine Schmach.“

Er trat ihr näher. „O, ſeid nicht ſo ſtolz, Jungfräulein! Meint Ihr, ich ahnte nicht längſt, von welchem Stamm die ſüße Frucht gefallen iſt, nach der mein Sinn begehrt? Derſelben Sünde dankt Ihr das Daſein, zu der euer Reiz mich unwiderſtehlich jetzt verlockt. Sträubt Euch nicht länger, mir anzugehören. Wiſſet: hier dürft Ihr nicht über dieſe Nacht hinaus bleiben. Aber ich laß Euch nicht fort, bis Ihr mir durch ein unzerreißliches Band verbunden ſeid. Und müßt' ich Gewalt . . .“

Er ſprang vor und ſuchte ſie zu faſſen. Aber Urſula ſchleuderte ihm den ſchweren Stuhl gegen die Füße, ſo daß er vor Schmerz aufſchrie. Dann eilte ſie zur Fenſterniſche und kletterte mit der Behendigkeit einer Katze die Mauerabſätze hinauf bis zur ſchmalen Fenſteröffnung. Sie zwängte ihren Leib in dieſelbe und rief: „Wagt es, mir noch einen Schritt näher zu treten, und ich ſtürze mich in die Tiefe hinab!“

Er knirſchte mit den Zähnen. „Was tut Ihr? Seid Ihr wahnſinnig? Es wär' euer Tod!“

Urſula antwortete nicht. Sie hielt den Blick geſpannt auf ihn gerichtet, bei der geringſten Bewegung ſeinerſeits bereit ſich hinten über zu werfen. Da wurde die Tür gegenüber aufgeriſſen. Oſtra wendete ſich zornig zurück, taumelte und brach zuſammen. Der Hochmeiſter ſtand vor ihm. Urſula aber jubelte: „Marcus — Marcus! Ach —! Marcus.“

Oſtra wußte, daß nichts mehr zu retten war. Es wäre lächerlich geweſen, Verzeihung zu erbitten, die ihm nimmer werden konnte. Er überſchaute raſch ſeine Lage. Nur zwei Männer ſperrten ihm den Weg ins Freie, der eine alt und gebrechlich. Warf er den andern über den Haufen, ſo konnte er den Ausgang gewinnen, bevor die Schloßleute herbeigerufen waren. Wie ein Tigertier ſprang er auf und ſtürzte ſich auf Marcus, den Hochmeiſter zur Seite ſchiebend. Marcus griff ihm an die Kehle, rang mit ihm, wirbelte ihn im Kreiſe herum und ſuchte ihn zu Boden zu drücken. Oſtra, der fürchten mußte überwältigt zu werden, ließ ihn mit der rechten Hand plötzlich los und zog raſch den breiten Dolch aus der Scheide am Gürtel. Schon blitzte das Eiſen gegen des Gegners Bruſt; Urſula kreiſchte entſetzt auf. Da erſchollen Schritte vom Schloß her, männlich feſte, das Nahen heranmarſchierender Trabanten meldend. Oſtra merkte die größere Gefahr von dort her. Er riß ſich mit Rieſenkraft los und eilte den Gang hinab; mit raſcher Geiſtesgegenwart rief er den Trabanten zu: „Hilfe — Hilfe! Der Herr Hochmeiſter iſt in Gefahr. Ein Wahnſinniger —“

Da traf ſein Blick den Spittler. Er verſtummte plötzlich und wich zurück. „Er iſt euer Gefangener,“ ſagte Plauen. „Ergreift ihn — entwindet ihm die Waffe!“

Die Trabanten ſperrten in doppelter Reihe den Gang. Ein Entrinnen war nicht möglich. „Steht's ſo?“ ſchrie Oſtra. „Dann ſeht einen, dem die Freiheit mehr gilt als das Leben. Fluch dem Orden!“ Höhniſch auflachend, ſchwang er den Dolch zweimal über ſeinem hochaufgereckten Kopf und ſchnitt ſich beim dritten Zuge die Kehle durch.

Das war geſchehen, ehe Plauen ihm in den Arm fallen konnte. Oſtra lag röchelnd am Boden; das Blut ergoß ſich in rotem Strom über den Ziegelboden. „Tragt ihn in die Firmarie,“ befahl der Spittler. „Ich will einen der Prieſterbrüder berufen, daß er ihm die letzte Ölung gebe. Es geht raſch mit ihm zu Ende.“

Die Trabanten hoben ihn auf, legten ihn auf ihre Spieße und trugen ihn fort.

Indeſſen hatte längſt Urſula ihren gefahrvollen Sitz auf dem oberſten Bankett der Fenſteröffnung verlaſſen und ſich Marcus an die Bruſt geworfen. Sie ſchluchzte laut und konnte kein Wort hervorbringen. Er drückte ſie an ſich, ſtreichelte ihr Haar, und wiederholte immer: „Gott ſei gelobt — Du biſt gerettet!“

Erlichshauſen ſtand einige Schritte weiter zurück und betrachtete das Paar mit feuchten Augen. Urſula ſchien ihn ganz vergeſſen zu haben. Marcus aber, nachdem er ſich eine Weile ihrer Liebkoſungen erfreut, flüſterte ihr zu: „Der Herr Hochmeiſter . . .“ Nun richtete ſie ſich wie überraſcht auf, ordnete mit beiden Händen ihr Haar, indem ſie es aus der Stirn ſtrich, und ſank ihm zu Füßen. Den Saum ſeines Mantels küſſend, ſagte ſie: „O, mein gnädigſter Herr, ſo hat es Gott doch gewollt, daß ich noch einmal euer erhabenes Antlitz ſehe. Zu Euch kam ich. Hört mich nun gnädig an und erfüllt meine Bitte.“

Der Meiſter beugte ſich, legte die Hände auf ihre Schultern und wollte ſie erheben. „Steh' auf, mein liebes Kind, ſteh' auf,“ befahl er. „Nicht zu meinen Füßen iſt dein Platz.“

Urſula aber umfaßte ſeine Kniee und rief: „Laßt mich hier liegen, bis ich eurer Gnade gewiß worden bin. O, mein gnädigſter und gütigſter Herr! Da ſteht Marcus Blume, den Ihr abgewieſen habt, da er Euch um meine Hand bat. Es iſt lange Zeit darüber vergangen, aber wiſſet, daß ich ihn noch immer liebe, wie damals, und keinen auf der Welt wie ihn. Da nun die Stadt Marienburg in Not kam und jeder Tag neuen Kampf brachte, hat er mir wieder angetragen, ſein Weib zu werden, damit wir vereint das letzte Stündlein erwarteten, wenn es Gott ſo verhängt. Ich aber wollt' nicht handeln gegen euer Verbot. Denn ich weiß jetzt —“ ſie ſenkte den Kopf und die Stimme flüſterte ganz leiſe — „ich weiß jetzt, wer ihr mir ſeid und daß ich Euch gehorſamen muß, ſollt' mir auch das Herz brechen. Aber das wollt Ihr gewiß nicht! Ihr ſeid gütig und gerecht und werdet mich nicht unerhört und ungetröſtet hier im Staube vor Euch liegen laſſen. Meiner Mutter wegen gebt uns euren Segen.“

Der Hochmeiſter küßte ihre Stirn. „Mein liebes, liebes Kind —“ ſagte er, „ſteh' nur auf und ſei guten Mutes. Iſt nun alles enthüllt, wie ich glauben muß, und zögert Marcus gleichwohl nicht, Dir die Hand zu reichen, ſo verſtummt mein Widerſpruch. Seid glücklich in eurer Vereinigung! Dem Sohne des treueſten Mannes will ich Dich nicht weigern.“

Er zog Marcus an ſich, nahm ſeine Hand und Urſulas Hand, legte ſie in einander und hob die nicht mehr Widerſtrebende vom Boden auf. „O, Dank — Dank!“ ſchluchzte ſie, „Dank, mein gnädigſter Herr! Marcus — jetzt bin ich dein für Zeit und Ewigkeit.“

Erlichshauſen führte ſie zurück nach dem Schloſſe. „Gern wollt' ich Euch ſelbſt die Hochzeit ausrichten,“ ſagte er, „aber ich bin ärmer als der ärmſte meiner Untertanen, und die Not der Zeit führt mich weit ab von Feſten. Aber gedenket meiner, wenn der Prieſter Euch ſegnet. Und wenn wieder hellere Tage kommen, die uns allen der Himmel ſchenken möge, will auch ich mich eures Glückes freuen, daß Ihr es wohl merken ſollt.“

Der Spittler kam ihnen entgegen. Er brachte Joſt vom Wege mit ſich, den er aus dem Kerker abgeholt hatte. Seine Leiden waren furchtbar geweſen; kaum konnte er ſich auf den Füßen erhalten. „Ihr ſeid frei,“ redete der Hochmeiſter ihn an. „Zieht, wohin Ihr wollt. Ich mag Euch durch keinen Eid binden.“

Joſt küßte ſeine Hand. „So bedarf es auch eines Eides nicht,“ antwortete er. „Es ſind viel Eide gebrochen in dieſer ſtrengen Zeit, und auch mancher der Beſten hat ſein Gewiſſen nicht rein bewahrt. Laßt mich Euch dienen, gnädigſter Herr, aus reuigem Gehorſam und in frommer Hoffnung des Sieges der guten Sache. Sie iſt gewißlich auf Seiten derer, die für des deutſchen Namens Ehre kämpfen.“

„Auch wenn wir unterliegen,“ ſagte Erlichshauſen. „Daran wollen wir uns aufrichten!“

Er trat in die Tür ſeines Gemaches. „Heut' ſeid ihr meine Gäſte; morgen in der Frühe wollen wir uns verabſchieden.“

Vom Türmchen der Schloßkapelle läutete das Sterbeglöcklein. Ein Bruder deutſchen Ordens war verſchieden.

Vierzehntes Kapitel.

Letzter Kampf.

Am andern Tage war viel Unruhe im Schloß. In der Nacht hatten Boten ſchlimme Nachrichten gebracht. Der Spittler mußte ſeine Mannſchaft teilen. Nur eine notdürftige Beſatzung ſollte zurückbleiben, die Reiterei dem Hochmeiſter das Geleite bis zu einem ſichern Ort geben und dann wieder zu ihm ſtoßen. Er ſelbſt mit dem Fußvolk wollte verſuchen, die Verbindung mit Bernhard von Zinnenberg herzuſtellen. Vielleicht daß der Feind dann aufzuhalten wäre.

Joſt, Marcus und Urſula waren zeitig aufgebrochen. Sie mußten eilen, die Straße nach Marienburg noch offen zu finden. Hinter Stuhm zeigte ſich's aber bereits, daß ſie zu ſpät gekommen waren. Das Landvolk floh mit ſeiner geringen Habe nach der Burg. Dorthin wurde das Vieh getrieben, das man auch in den Wäldern nicht mehr für geſichert hielt. Auf Fragen hieß es, ein großer Schwarm Polen und Tattern ſei vor Marienburg gerückt und habe dort ein Lager aufgeſchlagen. Niemand könne hinaus und hinein. In der Burg Stuhm ſei allein noch Rettung zu hoffen.

Gleichwohl ſetzten die Wanderer ihren Weg fort. Marcus kannte Schleichpfade, auf denen ſie nicht fürchten durften dem Feinde zu begegnen. Aber in geringer Entfernung ſahen ſie hier und dort Reitertrupps vorüberziehen. Als ſie eine halbe Stunde vor der Stadt auf eine Anhöhe am Fluß gelangten, konnte ihnen kein Zweifel bleiben, daß Marienburg von den Polen eingeſchloſſen ſei. So ſchwand jede Hoffnung, ſich unbemerkt durchzubringen und eines der Tore zu gewinnen. Vor dieſen gerade lagerten die Haufen der Feinde am dichteſten. Gelang es wirklich, bei der Annäherung die Aufmerkſamkeit der Wachen zu täuſchen, ſo würden ſie ſicher dicht unter den Mauern von den Pfeilen der Bogenſchützen erreicht, bevor ſich die Zugbrücke geſenkt hatte.

Aber auch hier außen konnte ihres Bleibens nicht lange ſein. Die ſchwarzhaarigen Tattern ſchwärmten auf ihren kleinen flinken Pferden nach allen Richtungen über Feld. „Wir dürfen dem gräulichen Volk nicht in die Hände fallen,“ ſagte Joſt. „Für Urſula wäre das Schlimmſte zu fürchten.“

Marcus ſtimmte zu. Sie legten ſich ins Gras und berieten, was weiter zu tun. Man konnte zurück nach Stuhm; aber die Burg war ſicher überfüllt. Ging man die Weichſel aufwärts, ſo mußte man den nachrückenden Polen begegnen; ſollte doch ein großes Heer unterwegs ſein. Erreichte man wirklich Thorn, ſo hatte Marcus Blume ſofortige Gefangennahme zu gewärtigen, und auch für Joſt war's bedenklich, ſich jetzt in ſeiner Vaterſtadt blicken zu laſſen. „Wir müſſen nach der andern Seite über Elbing hinauszukommen ſuchen,“ meinte Urſula. „Ich wüßte wohl ein Obdach, das uns Sicherheit bieten könnte. Aber ich wag' es kaum zu nennen, da ihr euch ſo weit nicht werdet zurückziehen wollen.“

„Laß hören,“ ſagte Joſt.

„Unſere Waldhütte . . .“

„Hinter Heilsberg. Das iſt freilich ein weiter Weg.“

„Und die Unſern bleiben in Sorge um uns,“ ſetzte

Marcus hinzu. „Könnt' ich nur meinem Vater eine Nachricht zugehen laſſen.“

„Das iſt jetzt doch unmöglich,“ entgegnete Joſt. „Jedenfalls hat Urſula Recht, daß wir nur in jener Richtung den Weg offen haben. Verſäumen wir nicht die Zeit. Vor Nacht noch müſſen wir aus dem Bereich der Tattern ſein.“

Sie brachen auf und gingen einige Stunden lang bis zur Dunkelheit. In einem Bauernhauſe fanden ſie zur Nacht ein Unterkommen. Am andern Morgen ſagte Joſt: „Ich hab' mir's überlegt. Das beſte iſt, wenn wir uns trennen.“ Da er Marcus und Urſula beſtürzt ſah, fuhr er fort: „Fürchtet nichts, ihr beide ſollt zuſammen bleiben und die Reiſe ins Ermland fortſetzen. Ich betracht' euch als ein Paar, dem nur noch der Kirche Segen fehlt. Nachdem der Herr Hochmeiſter geſprochen hat, iſt jedes Hindernis eurer Verbindung fortgeräumt. Deine Eltern ſind einverſtanden, Marcus, und unſere Mutter auch. Leicht werdet ihr einen Prieſter finden, der euch zuſammen gibt. Dann ſeid ihr Mann und Weib und möget euch in der Waldſtätte einrichten, bis die Rückkehr nach Marienburg möglich iſt. Wollt Ihr?“

Marcus hielt Urſulas Hand. Sie wurde plötzlich heiß und feucht. Ihm ſchoß das Blut ins Geſicht. Mit fragenden Blicken ſah er den Freund an, ob er den Vorſchlag ernſt nehmen dürfe, und dann wieder ſchien er zaghaft zu werden, wie ihn Urſula aufgenommen habe. Sie blickte überraſcht zur Erde und ſetzte die kleinen Zähne auf die Lippen. „Nun, ihr närriſches Volk,“ rief Joſt lachend, „habt ihr Bedenken? Ich meint', euch gut zu raten. Freilich geht's nicht nach der Schnur. Aber die Umſtände ſind auch abſonderlich. Wollt ihr euch lieber als ledige Leute im Lande umtreiben? Das dürft' ich als des Mädchens Bruder gar nicht zulaſſen. Daß ich aber Urſula begleite und Marcus zurückbleibt — ich denke, das wär' euch beiden nicht genehm."

Urſula fiel Marcus um den Hals und legte den Kopf an ſeine Bruſt. „Nein, nein!" rief ſie, „wir trennen uns nicht mehr." Überglücklich preßte er ſie an ſich, ihr Mund und Hände mit Küſſen bedeckend. „Mein Weib, mein geliebtes Weib!"

Dann ließ er ſie plötzlich los. Sich zu Joſt wendend, fragte er: „Und Du?"

„Um mich ſorgt nicht," erwiderte der Junker. „Ich bleibe hier in der Nähe von Marienburg und paſſe eine günſtige Zeit ab, hineinzuſchlüpfen. Dem Einzelnen iſt's leicht, ſich eine Weile verſteckt zu halten und ſolche Gelegenheit zu benutzen. Auch hat's meinetwegen keine große Gefahr. Ich bin ja doch Tilemans vom Wege Sohn und werde ſo von den Polen behandelt werden, mögen ſie nun wiſſen, daß ich für Marienburg gekämpft habe, oder nicht. Vielleicht kann ich mich gar mit ihrem Beiſtand in die Stadt einführen. Es iſt nötig, daß man im Bürgermeiſterhauſe und bei Frau Regina erfährt, wo ihr geblieben ſeid."

Sie wollten es nicht zulaſſen, daß er ihretwegen ſich in Not bringe. Aber er entgegnete lächelnd: „Um euch iſt mir's auch am wenigſten zu tun. Seid ihr denn aber in eurem Glücke ganz blind, daß ihr nicht merkt, einem andern könnt's auch ans Herz gehen? Mich zieht's nach Marienburg noch aus einem beweglicheren Grunde, als weil ich dem Herrn Hochmeiſter gegen ſeine Feinde nach meinen ſchwachen Kräften helfen will. So gern ich für die deutſche Sache eintrete, ſeinetwegen hätt' ich doch nicht die Waffen ergriffen gegen meines Vaters Partei. Und auch die Stadt hat mir's nicht angetan, ſo heldenmütig ſie ſich auch verteidigt. Ich mag mich nicht beſſer machen, als ich bin, und nicht hochherziger. Es ſteht ein Stern über Marienburg, der leuchtet mir durch alle Finſternis, daß ich ihm folgen muß. Und auch zwei andere Augen, hoff' ich, ſchauen zu ihm auf ſehnſüchtig und hoffnungsfreudig, daß er mir die rechte Leuchte ſei. Er ſoll ſie nicht täuſchen. Nach Magdalene iſt all' mein Sinnen und Trachten. Für ſie möcht' ich tauſend Tode ſterben, könnt' ich in ihren Armen zum ewigen Leben erwachen. Sollt' mir aber Gott das Zeitliche ſchenken, ſo will ich nicht verzweifeln, ihre Liebe wiederzugewinnen. Haltet mich deshalb nicht zurück!"

Marcus ſchüttelte ihm gerührt die Hand. „Du warſt und biſt geliebt," ſagte er ihm. „Du darfſt mutig anfragen."

„Das iſt gewißlich wahr," rief Urſula. „So viel Tränen Magdalene um Dich geweint hat, Bruder, keine Betrübnis hat dein Bild aus ihrem treuen Herzen gelöſcht. Gott gebe, daß Du nicht lange zu zögern brauchteſt, dein Wort zu löſen."

Dann nahmen ſie bewegten Abſchied von einander und zogen die Straße rechts und links. „Grüße mir Vater und Mutter," rief Marcus — „Mutter und Vater," rief Urſula, „und die zweite Mutter und Magdalene . . ." Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt und ſo gingen ſie, oft zurückſchauend und winkend, bis Joſt ſie aus den Augen verlor.

Er wendete ſich wieder Marienburg zu. Zwei Tage lang umkreiſte er die Lager der Polen, die Nächte brachte er in der Nähe unter freiem Himmel zu, eine Gelegenheit abzupaſſen, durch die Wachen zu ſchlüpfen. Aber bis zum Graben konnte er nicht vordringen. Er ſah auf den Tortürmen die Landsknechte Trotzlers und die Bürger und konnte ihnen doch kein Zeichen geben. Es wär' auch nutzlos geweſen. Seinetwegen durften ſie keinen Ausfall gegen den überlegenen Feind wagen. Er erfuhr, daß die Hauptmaſſe des polniſchen Heeres im Anrücken ſei. Bernhard von Zinnenberg halte ſie noch auf, und auch der Ordensſpittler ſuche ihr den Weg zu ſperren. Der König bleibe vorläufig in Thorn, bis die Stadt erobert ſei. Das könne nun nicht mehr lange dauern.

Am dritten Tage war eine ungewöhnliche Bewegung im polniſchen Lager zu merken. Die Wachen wurden verſtärkt, größere und kleinere Reiterhaufen nach allen Richtungen ausgeſchickt. Eilboten kamen zurück; ihre Meldungen mußten ſehr beunruhigend wirken. Czerwonka ſendete einige Fähnlein Fußvolk vom Schloß zur Verſtärkung der aufgeworfenen Schanzen. Endlich bald nach Mittag wurde der Grund aller dieſer Vorkehrungen klar. Zinnenberg hatte den Polen wenige Stunden entfernt eine Schlacht geliefert, den übermächtigen Feind nicht zurückwerfen können, ſelbſt den Rückzug antreten müſſen. Er nahm ihn gegen Marienburg hin. Es war nun gewiß, daß die Stadt eine Belagerung durch das ganze polniſche Heer werde auszuhalten haben. Im freien Felde vermochte er ihr fortan wenig zu nützen; aber die Zahl ihrer Verteidiger konnte er mehren und durch ſeine friſchen Streiter die Eingeſchloſſenen ermutigen. So ſchickte er nun tauſend Mann den ſiegreichen Polen voraus und hieß ſie ſich auf das Lager vor der Stadt werfen, den Durchmarſch zu erzwingen.

Es wurde auf beiden Seiten tapfer gekämpft. Die Polen ſetzten alles daran, die Zinnenbergiſchen bis zum Abend aufzuhalten, in der ſicheren Erwartung, daß das Hauptheer dann nachgerückt ſein würde. Um ſo eifriger wiederholten dieſe immer wieder ihre Angriffe. In der Stadt war man aufmerkſam geworden; die befreundeten Fahnen wurden erkannt. Die Bürger, von Bartholomäus Blume ſelbſt geführt, brachen aus dem Tor aus, den Polen in den Rücken zu fallen. Sobald Czerwonka dies vom Schloß bemerkte, ließ er gegen die Stadt feuern und ging gegen den Wall am Burggraben vor. Aber Trotzler verteidigte ihn wirkſam und warf die Angreifer zurück. Auch die Bürger hielten Stand und öffneten den

Zinnenbergiſchen eine Gaſſe durch die Verſchanzungen. Nun ſtürmten ſie mit aller Gewalt an und vereinten ſich mit ihnen, die Polen niederwerfend. Jubelnd empfangen zogen ſie in die Stadt ein.

Joſt hatte ſich unter die Kämpfenden gemiſcht. Es war ihm gelungen, einen Trupp Landsknechte zu erreichen und ſich von ihnen in die Mitte nehmen zu laſſen. Die Blechhaube eines gefallenen Polen hatte er unter ſeinen Hut auf den Kopf geſetzt, ſeinen Säbel ſchwang er in der Hand. „Ich bin ein Deutſcher,“ rief er ihnen zu, „ſtehe zum Orden — nehmt mich mit euch in die Stadt.“ Sie ließen ihn gewähren. Er wurde verwundet, hielt ſich aber aufrecht. Er war der erſten einer, der den Marienburger Bürgern die Hand ſchüttelte. Als Blume ihn erblickte, ſchrie er laut auf und umarmte ihn ſtürmiſch. Nun war er geborgen.

Er fand die Stadt in der traurigſten Verfaſſung. Viele Häuſer waren eingeſtürzt, überall Dachziegel auf den Straßen ausgeſtreut. Das arme Volk drängte ſich unter die gewölbten Lauben, die doch noch einigen Schutz gegen die Steinkugeln gewährten. Ganze Familien hauſten da beſtändig. In den Mauergaſſen lagen gefallene Pferde, die Luft verpeſtend, Verwundete ſchleppten ſich nach den nächſten Häuſern oder den Holzbaracken der Söldner. Weiber und Kinder in ſchmutzigen Kleidern und mit verhungerten Geſichtern ſtanden um die Feuer der Landsknechte und bettelten um ein Stückchen geröſtetes Pferdefleiſch. Andere liefen hinter Zinnenbergs Hauptleuten her, laut johlend den Retter in der Not zu begrüßen. Ihnen ſchwand alle Hoffnung, als ſie hörten, daß die Not jetzt erſt recht beginnen ſolle, da viele Tauſende von Polen im Anzuge ſeien. Auch vielen der Bürger, die ſich bisher tapfer gewehrt hatten, ſank jetzt ganz der Mut. Die Zinnenbergiſchen brachten nicht

Lebensmittel ein; ſie ſollten von dem geringen Vorrat noch mitzehren. Wehe der armen Stadt!

Im Hauſe des Bürgermeiſters, wohin Joſt ſich ſogleich begab, ſtürmten die Fragen auf ihn ein, was er von Marcus und Urſula wüßte. Er konnte die Frauen beruhigen. „Sie ſind jetzt hoffentlich ſchon ein glückliches Ehepaar.“ Blume war mit dieſer Nachricht ſehr zufrieden, und auch Frau Chriſtine fand ſich darein, nachdem ſie erfahren, wie alles zugegangen. „Es iſt gut,“ ſagte ſie, „daß Marcus der Stadt hat fernbleiben müſſen; ſo fügt ſich's wohl, daß er dem allgemeinen Verderben entgeht. Hier wär' er doch immer in den vorderſten Reihen geweſen. Verzeih' mir Gott, daß ich mich davor ängſtigte.“

Magdalene verband ſeine Wunde, die zum Glück nicht gefährlich war. Er ſcherzte darüber, aber ihr feines Geſichtchen brachte es nur zu einem gezwungenen Lächeln und ihr lieblicher Mund zu kurz ausweichenden Antworten. „Was habt Ihr denn?“ fragte er endlich. „Iſt's Euch unlieb, daß ich mich zu Euch durchgekämpft habe, und hätt' ich lieber draußen bleiben ſollen?“

Sie fuhr raſch mit den Fingern unter dem Auge hin, wie wenn ſie etwas fortwiſchte. „Ach —!“ ſagte ſie, jeden Gedanken an ſo etwas abweiſend. „Ich dachte, die Mutter würde davon ſprechen, aber ihr liegt jetzt nur Marcus im Sinn, und das iſt gewiß nicht zu verwundern. So kommt's nun auf mich, Euch etwas recht Trauriges mitzuteilen.“

„Etwas Trauriges?“

Sie nickte. „Ja. Eure liebe Mutter iſt inzwiſchen —“ Sie ſah ihn mitleidig an. Da ſie merkte, daß er erſchreckt ſtutzte, fuhr ſie, die Augen ſenkend, fort: „recht krank geworden.“

Joſt ergriff ihre Hand. „Und Ihr ſeid nicht bei ihr, Magdalene? Nein, ſagt mir die ganze ſchmerzliche Wahrheit: meine Mutter iſt . . .“

Sie nickte wieder und drückte ſeine Hand.

„Tot!“ rief er. „O, mein Gott! Wir blieben zulange aus. Urſula . . . ſie ahnt nicht —“

„Es iſt gut,“ ſagte Magdalene, „ſie braucht jetzt mehr als je ein frohes Herz. Wäre ſie hier geblieben, ſie hätte nicht helfen können. Es kam ſo ſchnell — in wenigen Stunden war's zu Ende. Einen Gruß hat ſie mir an ihre Kinder aufgetragen — dann konnte ſie nicht mehr ſprechen, und ich glaub' auch, die Gedanken waren ihr vergangen. Wir haben ſie raſch in die Erde bringen müſſen.“

„Zeigt mir ihr Grab,“ bat Joſt bewegt. „Mußten wir ſo bald wieder ſcheiden? Mutter — Mutter!“

„Kommt mit mir,“ ſagte Magdalene. „Ich hab' ihr ein Plätzchen unfern der Kirchhofsmauer ausgeſucht, unter einer alten Linde. Ihre Krone iſt jetzt zerſchoſſen, aber ſie wird ſich gewiß wieder mit friſchem Laub füllen und herrlich austreiben. Ich war einmal mit Urſula auf dem Kirchhof — ſie ſah die Linde und ſagte: Da möcht' ich wohl einmal begraben ſein, und wär's nicht anders, als wenn ich im kühlen Schatten ſchliefe! deſſen mußt' ich nun gedenken.“

Sie führte ihn hin. Er kniete an dem Erdhügel nieder, auf dem ein erſt halb verwelkter Kranz lag, und betete ſtill. Magdalene war hinter den Stamm der Linde getreten, um ihn ganz ungeſtört zu laſſen. Als er aufblickte und ſie nicht ſah, meinte er, ſie ſei fortgegangen, ſeufzte laut und nannte mehrmals ihren Namen mit ſo innigem Ton, daß ſie ihn nie vorher von eines Menſchen Mund ſo weich und warm glaubte ausſprechen gehört zu haben. Sie blieb ſtehen und preßte die Hand aufs Herz und ſchaute mit den blauen Augen glückſtrahlend zum Himmel auf. So ſtand ſie noch, als er vorüberkam. Und nun trat er zu ihr, faßte ihre Hände und rief freudig: „Nein, Ihr habt mich nicht verlaſſen

— Ihr nicht. O, laßt mich's Euch an dieſer geheiligten Stelle ſagen und in dieſer feierlichen Stunde, die ſo voll Schmerz und Wonne zugleich iſt. Ich kann die teure Frau nicht verloren haben ohne einen Erſatz fürs Leben. Magdalene, liebe Magdalene — ſprecht mich um ihretwillen von meiner Schuld frei und hebt mich wieder auf zu eurem Herzen. Jetzt erſt weiß ich, wie ſehr ich Euch liebe."

Er wollte vor ihr niederſinken, aber ſie wehrte ihm und ſagte: „Ich wußt' es wohl. O, nun biſt Du mein, und alle Irrnis war nur ein böſer Traum. Wie bald iſt der vergeſſen!" Sie lehnte den Kopf an ſeine Schulter. Er umfaßte ſie und zog ſie ſanft zurück zu dem Grabhügel. Dort ſtanden ſie lange in inniger Umarmung. Sie ſprachen kein Wort weiter, ihr Händedruck ſagte genug.

Eine Kugel, die wenige Schritte von ihnen einſchlug, ſcheuchte ſie fort. Sie mahnte an die Schrecken, von denen ſie umgeben waren. Sie mehrten ſich in den folgenden Tagen und Wochen. Immer neue Scharen von polniſchem Kriegsvolk zogen vor die Stadt, ſchlugen ihr Lager unter den Mauern auf, beſetzten das Schloß. Sie brachten Geſchütz und Belagerungswerkzeug aller Art mit, füllten mit Erdſäcken den Graben, ſetzten die Sturmleitern an. Ihre Wagenburg umſchloß dicht die Stadt. Siebenzehn Baſteien, mit Gräben und Pfahlwerk umgeben, wurden rundum aufgerichtet und mit allem Kriegsbedarf verſehen. Sie ſorgten, daß ſich bald niemand mehr von außen den Mauern nähern konnte.

Der Hochmeiſter verſuchte, auf Flußkähnen Lebensmittel in die Stadt hereinzubringen, aber ſie wurden von den Danzigern weggenommen. Des Königs Hauptmann, Koſczelecz, forderte wiederholt zur Übergabe auf, aber die Beſatzung widerſtand allen Drohungen und Lockungen. Die Bürger kämpften mit dem Mut der Verzweiflung Tag und Nacht auf den Mauern, von Blume angefeuert, von Joſt geführt. Immer wieder wurden die Leitern abgeworfen, die Gräben geräumt. Auf beiden Seiten gab's viele Tote; die Polen merkten doch den Verluſt wenig, während die Reihen der Verteidiger ſich ſchon beſorglich lichteten. Um den geringen Vorrat an Nahrungsmitteln zu ſchonen, wurden alte Leute, kranke Weiber und Kinder, Mägde — eine Schar von Jammergeſtalten — zu den Toren ausgelaſſen; unbarmherzig trieben die Polen ſie wieder zurück. Widerſtand die rebelliſche Stadt der Waffengewalt, ſo ſollte ſie durch Hunger gezwungen werden.

Und der Hunger war ein furchtbarer Mitſtreiter auf Seiten der Belagerer. Er quälte vom Morgen bis zum Abend, und oft genug auch vom Abend bis Morgen, wenn der Wachtdienſt geleiſtet werden mußte, oder der Schlaf nicht kommen wollte; er erſchlaffte die Muskeln und die Sinne; er machte mutlos und verzagt, gleichgiltig gegen Schreckniſſe noch ſchlimmerer Art, die den Beſiegten drohten. Wenn dieſe nagende Pein nur endet! Führt uns hinaus gegen den Feind! Mag er uns überfallen — zehn gegen einen — und niederſchlagen, daß keiner am Leben bleibt. So iſt's aus. Wollen wir warten, bis Spieß und Schwert dem Arm entfällt und wir nicht einmal mehr rühmlichen Tod finden können? So murrten die Tapferſten, die noch aufrecht ſtanden. Die aber ſchon krank und elend am Boden lagen, ſtöhnten: was nützt weitere Verteidigung? Es iſt keine Hoffnung auf Entſatz. Ergeben wir uns, öffnen wir die Tore, retten wir wenigſtens das nackte Leben, da uns doch mehr nicht geblieben iſt.

Auch die Söldner wurden ſchwierig. Sollen wir jämmerlich verhungern? riefen ſie. Dazu haben wir uns nicht anwerben laſſen. Wir wollen verſuchen uns durchzuſchlagen. Mag die Stadt dann abwarten, bis ſie ein Schutthaufen und Leichenfeld geworden!

Bartholomäus Blume vernahm die Stimmen, wenn er die Vertrauensmänner der Gewerke auf dem Rathauſe verſammelte, wenn er die Verteilung der Lebensmittel leitete, wenn er die Krankenhäuſer beſuchte, wenn er die Wehrgänge abſchritt und die Mannſchaften in den Tortürmen muſterte. Aber er hielt Stand. „Noch ſind wir nicht am Ende," ſagte er wieder und wieder. „In wenigen Tagen kann viel Unerwartetes geſchehen — Gottes Wege ſind oft wunderbar. Hat nicht bisher vergeblich der Feind unſere Mauern berannt? Noch wanken ſie nicht. Es iſt uns eine Unehre, die Fahne zu ſenken, ehe ſie der Hand entfällt. Vertraut mir, ihr Wackern! Retten wir nicht die Stadt, ſo ſchafft uns doch jeder Kampftag beſſere Bedingungen. Vertraut mir, wie ihr mir vertraut habt, auch in dieſem Letzten. Ich will euch ehrlich ſagen, wann unſere Zeit gekommen iſt."

Eines Morgens, nachdem in der Nacht wieder ein Sturm abgeſchlagen, aber der Turm, gegen den er ſich richtete, in den Graben gefallen war, trat Joſt, der tapferſte Verteidiger, den Bürgermeiſter mit einer Bitte an. „Unſer Leben ſteht in Gottes Hand," ſagte er, „allezeit. Wir ſollen nicht darum zagen. Aber menſchlich iſt's wohl, wenn wir in Stunden der Gefahr bedenken, wie nahe vielleicht der Tod iſt und was wir dem Leben noch ſchuldig ſind, ſo kurz oder lang es währen mag. Nun hab' ich noch ein heiliges Verſprechen einzulöſen, an das mich nicht nur mein Gewiſſen mahnt, ſondern viel mehr noch des Herzens Stimme, und ich weiß nicht, wie viel Zeit mir bleibt. So ſehet denn nicht an der Gegenwart Not und der Zukunft Ungewißheit — gebt mir Magdalene zum Weibe. Ihrer Einwilligung bin ich ſicher."

Das kam Blume nicht überraſchend. Würde Frau Chriſtine ihm's nicht geſteckt haben, wie die jungen Leute mit einander ſtünden, ſeine Augen hätten's ihm verraten müſſen, ſo oft er ſie zuſammen ſah. Deshalb ſprach er nun auch keine Weigerung aus, ſondern meinte nur, er wolle es mit ſeiner Eheliebſten überlegen, ob ſie bei rechter Sorge für ihr Kind ſolchen Herzenswunſch erfüllen könnten, da doch vielleicht alle Vernunft dagegen ſpräche. Und er verſchwieg auch wirklich in dem ſtillen Schlafkämmerlein alle die Gründe nicht, die dieſe Verbindung jetzt widerrieten. Aber Frau Chriſtine antwortete: „Es läßt ſich das mit der Klugheit nicht entſcheiden, Lieber. Denn wir leben nicht unſern gewöhnlichen Tag und können die Dinge nicht abmeſſen nach unſerer vertrauten Erfahrung. Sollte Gott es ſo beſtimmt haben, daß unſer Kind früh eine Witwe würde, ſo könnte doch die Trauer um den Geliebten nicht geringer ſein. Ich kenne Magdalene: ſie wird dankbar ſein auch für kurzes Glück und ſtandhaft Leid ertragen.“

Er war gern einverſtanden. Zu Magdalene ſagte er, ihre gerötete Wange ſtreichelnd: „Es iſt mir wie einem, der auf den Abſchied bedacht ſein muß und den Seinen noch recht etwas Liebes erweiſen möchte, indem er ſein Haus beſtellt. Es mag töricht ſcheinen, daß ich euch nachgebe, aber verſagen kann ich mir's nicht, euch auch einmal glücklich zu ſehen, ehe vielleicht . . .“

Sie küßte ihm dieſes ſchmerzliche Vielleicht von den Lippen fort.

Und ſo wurde denn der Sonntag, an dem die Waffen zu ruhen pflegten, zur Hochzeit beſtimmt. In der Stadt war's bekannt geworden, was ſich ereignen ſollte; und ſo ſchwer auf allen die Trübſal laſtete, deſſen wurden ſie doch froh. Als daher die Glocken zur Kirche läuteten, belebten ſich die Straßen um dieſelbe. Wer nicht den Dienſt auf der Mauer hatte oder krank darniederlag, ſuchte ein Feſtkleid hervor und ſtellte ſich auf den Weg von des Bürgermeiſters Wohnung bis zum Gotteshauſe. Und da ſie nicht Tannen hatten, pflückten ſie Gras von ihren Höfen und von den Gräbern auf dem Friedhof und plünderten die Linden, dem jungen Paar etwas Grünes auszuſtreuen. Das alles geſchah ganz unvorbereitet, nur den nächſten Freunden war die Hochzeit angeſagt worden. Als nun Blume und Frau Chriſtine Joſt und Magdalene zur Kirche geleiteten, freuten ſie ſich um ſo mehr ſolcher Teilnahme, grüßten dankbar und blieben öfters ſtehen, den guten Leuten die Hand zu drücken. „Wenn wir uns mit Gottes Hilfe der Feinde erwehren,“ ſagte Blume, „ſo ſoll mir das Hochzeitsfeſt nicht erſpart ſein, liebe Gevattern, und nachträglich die ganze Stadt aufs Rathaus geladen werden.“

Magdalene hatte allen Putz verſchmäht; ſie trug ein einfaches weißes Kleid ohne Ketten und Spangen. Nur ein Kränzlein hatte ſie ſich von ihrem Myrtenbäumchen gewunden, das gerade wunderſam in Blüten ſtand, und ſich's auf das blonde Haar geſetzt. Sie hatte es auch leiden müſſen, daß die Mutter ihren eigenen wohlbewahrten Brautſchleier aus der Lade vorbrachte und ihr anheftete. Wie ſchön ſie ausſah und wie heiter ſie an der Hand des Junkers ſchritt!

Als nun die Meſſe beendet war, traten ſie vor den Altar, knieten nieder, wechſelten die Ringe und empfingen des Prieſters Segen, der ihren Mut lobte, aller Gefahr zu trotzen und gleichſam im Angeſicht des Todes den Bund fürs Leben zu ſchließen. Da wurden viele Augen feucht und viele Lippen murmelten Gebete für ihr Heil. Sie aber umarmten einander vor der ganzen Gemeine und ſchritten ſo durch die Kirche, nicht mit geſenkten Blicken, ſondern froh ausſchauend, als wüßten ſie von keiner Not.

Das Hochzeitsmahl war dürftig genug — weit kärglicher, als der Stadt Ordnung es dem geringſten Mann geſtattete. Es fehlte doch nicht ganz an Gäſten. Trotzler war eingeladen, Engelbrecht und Reinke. Der Keller gab die beiden letzten Flaſchen Wein her. Das Geſpräch war wenig hochzeitlich. Wie hätten dieſe Männer eine Stunde beiſammen ſitzen können, ohne der Stadt Schickſal zu bedenken? Sie wußten, daß es ſich in wenigen Tagen entſcheiden mußte.

Indeſſen ratſchlagten im kleinen Remter des Schloſſes die Hauptleute Koſczelecz und Czerwonka, wie endlich der Trotz der Bürger zu bändigen und der Widerſtand der Stadt zu brechen ſei. „Der Herr König wird ungeduldig,“ ſagte der Pole. „Wie iſt's auch zu begreifen, das eine kleine Stadt ſich ſo lange gegen eine ſtarke, wohlbeſetzte Burg und ein Belagerungsheer von vielen Tauſenden hält? Man wird uns der Nachläſſigkeit zeihen. Aber bei der heiligen Mutter, wir Polen tun unſere Pflicht! Der Teufel muß ihre Mauern gefeit haben.“

„Laſſen wir's im Schloß vielleicht an der nötigen Unterſtützung fehlen?“ fragte Czerwonka biſſig. „Ich merke wohl, ihr Polen möchtet es uns in die Schuhe ſchieben, daß die Sache nicht den gewünſchten Fortgang hat. Wenn ihr nichts ausrichtet, wird's heißen, wir hätten die Stadt ſchonen wollen. Aber den Bündiſchen iſt's ſo gut Ehrenſache, als dem König, endlich hier die Herren zu ſein. Ob der Teufel den Marienburgern hilft, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich in meinem langen Kriegsleben ſolche Hartnäckigkeit in einer Platzesverteidigung noch nicht angetroffen habe. Vor dieſem Blume zieh' ich den Hut ab.“

„Er iſt ein Eidbrüchiger und Verräter,“ rief Koſczelecz, „und kämpft wie ein Verzweifelter um Tod und Leben.“

„Mag ſein!“ ſagte der Böhme. „Aber daß die Bürger ihm folgen und die Soldhauptleute ihn nicht verlaſſen . . . Ah! laßt gut ſein, er iſt ein Mann!“

„Wir müſſen etwas Gemeinſames unternehmen,“ ziſchelte Koſczelecz näher rückend. „So geht's nicht weiter!“

„Ich will gern hören. Wie iſt euer Plan?“

„Die Stadt muß ſich unterwerfen. Richten wir gemeinſam ein Schreiben an die Bürgerſchaft, in dem ſie mit Mord und Plünderung bedroht wird, wenn wir ſie mit den Waffen bewältigen. Und das muß ein Wort ſein! Wir geben ihr nur vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“

„Und wenn ſie feſt bleibt?“

„So rüſten wir indeſſen den Sturm von zwei Seiten zugleich. Es iſt mir von einem Danziger, deſſen Vater von hier ſtammt, hinterbracht worden, daß die Stadtmauer an der Nogat auf einem großen Bogen ruht. Der muß ſich leicht durchgraben laſſen — dann ziehen wir wie durch ein Tor in die Stadt ein.“

Czerwonka horchte auf. „Wenn das die Wahrheit iſt —“

„Man wird bald genug dahinter kommen. Von dort iſt ein Angriff noch nicht verſucht. Er wird auch ſchwerlich erwartet, da man ſich auf den Schutz durch den Strom verläßt. Ich werfe mich mit ganzer Macht gegen dieſe ſchwache Stelle. Sorgt Ihr dafür, daß die Bürger an der Verteidigung gehindert werden, indem Ihr ihnen ebenfalls mit ganzer Macht in den Rücken fallt.“

„Einverſtanden!“ rief Czerwonka. „Gebt mir Nachricht, ſobald Ihr angreift. Ich hab' auch ein Plänchen, das guten Erfolg verſpricht, wenn ich mich auf euren Beiſtand verlaſſen kann.“

„Was habt Ihr vor?“

„Wartet nur ab. Die Sache muß ganz geheim betrieben werden. Ich bin zur Stelle, wenn Ihr mich braucht. Es iſt Zeit, ein Ende zu machen.“ —

Bartholomäus Blume gewahrte bald zu ſeinem Schrecken, was im Werk ſei. Trotzler ſtürzte aufs Rathaus. „Man greift von der Nogatſeite an. Das ganze Lager ſcheint im Aufbruch dahin. Will man uns täuſchen und an anderer Stelle, vom Schloß her überraſchen? Ich muß rundum die Türme beſetzt halten, kann wenig Volk entbehren. Schafft eure ganze Mannſchaft auf den gefährdeten Punkt.“

Das geſchah. Der Bürgermeiſter leitete ſelbſt die Verteidigung. Tauſende drängten zugleich an; warfen ſich unter Sturmdächern gegen die Mauer. Ein Hagel von Pfeilen und Bolzen empfing die Polen, tat ihnen aber wenig Schaden. Sie ſetzten keine Leitern an, gruben ſich in die Erde ein und warfen einen Wall auf. Was war das? Wollten ſie die Mauer ſo zum Einſturz bringen? Aber ihre Fundamente lagen tief, und ſie mußten fürchten, ſelbſt verſchüttet zu werden. Vom Wehrgang aus waren die Nächſtſtehenden nicht zu treffen. Es wurden Steine auf die Mauerkrone geſchafft und hinabgewälzt, Gefäße mit ſiedendem Pech und Öl ausgegoſſen, Feuerbrände auf die Schirmdächer geworfen. Aber wenn der Feind auch für kurze Zeit zurückwich, immer wieder füllten ſich die gelichteten Reihen. Es gelang ihm, den Graben mit ſtarken Balken zu überdecken und Erde darauf zu werfen. Nun hatte er unter der Mauer Schutz. „Das Gewölbe wird freigelegt!“ rief Blume, der den teufliſchen Plan erkannte. „Wir ſind verraten. Gnad' uns Gott!“

Nur ein ſiegreicher Ausfall konnte helfen. Trotzler war bereit. Aber die Baſteien ſperrten die Tore. Ehe auch nur eins dieſer Werke mit Sturm genommen und der Weg zum Fluß freigemacht war, mußte die Minierarbeit beendet, der Feind in die Stadt gedrungen ſein.

Ihm hier beim Durchbruch der Scheidewand den kräftigſten Widerſtand entgegenzuſetzen, mußte jetzt die Hauptaufgabe der Verteidiger werden. Blume ließ an der gefährdeten Stelle hinter der Mauer einen Steinwall aufführen, weiter zurück die Dächer von den Häuſern abtragen und ſie ſelbſt mit Schutt und Erde füllen, auch durch Schanzen mit der Mauer verbinden. Drang der Feind ein, ſo ſtürzte der Steinwall auf ihn; war dieſes Hindernis fortgeräumt, ſo mußte eine zweite Mauer genommen werden. Das ſollte viel Menſchenleben koſten.

Da kam eine neue Schreckenskunde von der Schloßſeite her. Dort war der Parchan mit Kriegsvolk gefüllt, wie man vom Turm der Stadtkirche deutlich wahrnahm. Es wurde ein Angriff auf den Wall erwartet. Aber er unterblieb lange. Irgend etwas Geheimes wurde von dort aus betrieben. Und nun war kein Zweifel mehr: Ulrich Czerwonka hatte einen unterirdiſchen Gang graben und mit Pfählen und Brettern abſteifen laſſen. Er war unter dem Graben weg nach der Stadt geführt. Deutlich hörte man ſchon diesſeits des Walles unter der Straße das Raſſeln der Schippen und das Klopfen der Hämmer. In wenigen Stunden mußte ſich die Erde öffnen und eine Schar im Eiſenharniſch auslaſſen, mit der der Kampf innerhalb der Stadt aufzunehmen war, während die Polen durch das Mauergewölbe vorſtürmten und die Geſchütze vom Schloß her donnerten.

Von Mund zu Mund lief die Nachricht mit Blitzeseile durch die Stadt, die Wehrgänge entlang, in die Türme. Entſetzen erfaßte die Bürger, Verwirrung bemächtigte ſich der Söldner. Die eben noch geſchworen hatten, den letzten Blutstropfen an die Verteidigung der Stadt zu wenden, verloren plötzlich allen Mut, rotteten ſich zuſammen, verſagten den Führern den Gehorſam. Jammernd und wehklagend zogen die Weiber mit den Kindern auf dem Arm oder an der Hand durch die Straßen vor das Rathaus, die Türen belagernd. „Wir ſind alle des Todes,“ ſchrieen ſie, „die Polen laſſen nichts Lebendiges am Leben, ſie haben ein Gelübde getan. Unſere Väter, unſere Männer, unſere Brüder, unſere Söhne ſind verloren. Fluch den Kreuzigern, die uns in dieſes Unglück geſtürzt! Für ſie haben wir gehungert und gedürſtet, unſere Habe eingebüßt, das Furchtbarſte gelitten. Wo iſt nun ihre Hilfe? Die nicht von der Peſt hingeſtreckt worden, frißt des Feindes Schwert. Werft die Waffen fort, laßt uns den Herrn König um Gnade anrufen. Uns hilft nichts als Gnade!“

Frau Magdalene erſchien unter ihnen, beſchwor ſie, in die Häuſer zu gehen, von dieſem Geſchrei abzulaſſen, das die Männer um alle Beſinnung bringen müßte. „Auch ich hab' unter ihnen einen, den ich liebe mehr als mich ſelbſt,“ ſagte ſie, „und er ſteht vornan auf der Mauer und in jedem Kampf. Das Herz wird mir brechen, wenn ich ihn verliere. Aber ich halt' ihn nicht zurück und wehre der Sorge, daß ſie mich nicht ſchwach macht. Fort Unſinnige!“ Es nützte doch nur wenig gegen das Toben der Verzweiflung. „Euer Vater trägt die Schuld, daß es ſo weit mit uns gekommen iſt. Nun mag er ſich demütigen. Von ihm fordern wir Errettung aus dieſer Not.“

Hauptmann Trotzler kam zu Blume. Seine Stirn war blutig, ſein Blick finſter. „Wir ſind am Ende,“ rief er, „meine Söldner geben den ungleichen Kampf auf. Dringt der Feind von zwei Seiten in die Stadt ein, ſo iſt jeder weitere Widerſtand vergeblich. Das wiſſen ſie, und das wiſſen die Zinnenbergſchen auch. Sie ſind in den Ring zuſammengetreten und halten Beratung. Es iſt ihnen nur noch um ehrenvollen Abzug zu tun. Verlaßt Euch nicht weiter auf unſeren Beiſtand und handelt wie es eure Pflicht iſt gegen die Stadt.“

Aus des Bürgermeiſters Bruſt drang ein ächzender Ton. Er hob die Hand zum Himmel auf und ließ ſie matt niederſinken. „So iſt es denn Zeit,“ ſagte er ſchmerzlich. „Kommt! Es ſoll geſchehen, was muß.“

Noch war die Stadt nicht erobert, noch wußten die Feinde nicht, wie nahe ſie ſchon dem Ziel waren. Die Uebergabe konnte unter Bedingungen angeboten werden. Dazu entſchloß ſich Blume. Er gab dem Rat und der

Bürgerſchaft die Verhandlung frei; ihm ſelbſt mochte geſchehen, was wolle. So zog denn eine Deputation mit weißer Fahne hinaus, die Unterwerfung anzubieten. Czerwonka kam vom Schloß in des polniſchen Hauptmanns Zelt, mit ihm Stibor von Baiſen an des Gubernators Statt. So ſtark war der Wunſch, den Kampf zu beenden, und ſo groß die Achtung vor den Verteidigern, daß man nicht lange feilſchte und weitgehende Zugeſtändniſſe machte. Allen, die an der Stadt Übergabe in des Ordens Gewalt nicht ſchuldig, wurde Sicherheit des Lebens und Eigentums zugeſagt, den Bürgern die Beſtätigung ihrer Freiheiten durch den König verbürgt. Wer Marienburg verlaſſen wollte, möchte ſich mit ſeiner ganzen Habe wenden, wohin es ihm gefiele; in anderen Städten des Königs ſolle er volles Bürgerrecht genießen.

Dieſer Vertrag wurde von beiden Seiten beſiegelt. Dann öffneten ſich die Tore Marienburgs, und die Polen zogen ein.

Die Beſatzung war in den Vertrag nicht eingeſchloſſen worden. Sie ſuchte ſich den Abmarſch zu erzwingen. Dabei fielen Auguſtin von Trotzler, drei Ordensritter und mehrere Kriegsleute den Polen in die Hände; ſie wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Darin ſind ſie elend umgekommen.

Allen, die an der Stadt Übergabe in des Ordens Gewalt nicht ſchuldig, war das Leben zugeſichert. Die Schuldigen ſollten den Frevel mit dem Tode büßen, das ſtand unausgeſprochen dahinter. Und der Schuldigſte der Schuldigen war Bartholomäus Blume.

Er wußte, was ihm bevorſtand. Während die Straßen ſich mit den ſiegreichen Feinden füllten und die Trompeten ſchmetterten, nahm er in ſeinem Hauſe bewegten Abſchied von Weib und Kind. „Mein Leben iſt doch ſchön geweſen in eurer Liebe,“ ſagte er, „und daß es ſo endet, iſt ſein beſter Ruhm. Ich hoffe, Gott wird mir gnädig ſein.“ Frau Chriſtine weinte nicht. Die Tränen ſtrömten rückwärts in ihr tapferes Herz. Auf das legte ſie ſeine Hand, und er nickte ihr freundlich zu: „Ich weiß — ich weiß. Wir beide verſtehen einander.“

Koſczelecz nahm ihn gefangen und ſtellte ihn vor ein Gericht ſeiner Feinde. Der Form ſollte ein Genüge geſchehen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Ende.

Joſt vom Wege hatte ſich dem polniſchen Hauptmann zu erkennen gegeben. Er bat ihn nach Thorn reiten zu dürfen, dort den König um Gnade für Bartholomäus Blume anzurufen. „Ihr kommt zu ſpät,“ antwortete derſelbe ihm höhniſch, „ich handele nach meiner Vollmacht. Aber für Euch ſelbſt mögt Ihr eine Bitte nötig haben. Eures edlen Vaters wegen will ich Euch nicht zurückhalten. Reitet denn mit meinen Siegesboten.“

Er ließ ſie bald hinter ſich, ritt Tag und Nacht, bis ſein Pferd zuſammenbrach. Es geſchah glücklicherweiſe unfern der Stadt. Ein Bauer, der zur Stadt fuhr, nahm ihn auf ſeinen Wagen. Dort fiel er ſogleich in tiefen Schlaf.

Der Bauer hatte Mühe ihn aufzurütteln, als ſie durch das Tor einfuhren. „Ich denk’, Ihr ſeid ein vornehmer Herr,“ ſagte er, „und werdet Euch in der königlichen Stadt mit ſo geringem Mann nicht gerne ſehen laſſen. Ja, die Thorner Herren ſind gar ſtolz geworden, ſeit ſie an des Komthurs Stelle das Regiment haben. Freilich noch nicht ganz ſo ſehr, als unſere gnädigen Herren auf dem Lande, die ſich polniſch kleiden und nennen: Die achten den Bauer für einen Hund und richten ſich auch darin nach drüben. Gott ſoll’s erbarmen!“

Joſt trat in ſeines Vaters Hauſe ein. Die Wirtin kam ihm im Flur entgegen und brach gleich in ein Lamento aus, als ſie ihn erkannte. „O du mein grundgütiger Himmel,“ rief ſie, „ſeid Ihr’s wirklich, gnädiger Herr Junker? Es iſt wahrlich Zeit, daß Ihr kommt, denn hier wird’s bald Matthäi am letzten ſein. Euer Herr Vater —“

„Ich muß zu ihm,“ unterbrach Joſt, „ſogleich. Iſt er zu Hauſe?“

„Ach, du mein Gott,“ winſelte die Alte. „Er kann ja längſt nicht mehr hinaus. Der liegt feſt auf ſeinem Lager im allerkläglichſten Zuſtande, nimmt wenig Nahrung an und ſpricht oft ſo läſterlich, daß einem Chriſtenmenſchen das Grauen faſſen kann. Macht Euch darauf gefaßt, das er anfangs garnicht weiß, wer Ihr ſeid, obgleich er oft nach Euch verlangt und gerufen hat —“

Joſt machte ſich von ihr los und öffnete die Tür nach dem Zimmer, das ſie ihm gewieſen hatte. Es dauerte eine Weile, bis ſich ſein Auge an das Halbdunkel ſo weit gewöhnte, daß er auf das Bett zugehen konnte. Er legte die Hand auf die Schulter des Kranken, der röchelnd atmete und ſagte: „Vater!“

Tileman ſchien zu erſchrecken; er wendete den Kopf und ſah ihn mit ſtarren Augen. an „Was wollt Ihr,“ fragte er mit lallender Zunge. „Ich bin ein armer Mann — ich bin der arme Lazarus . . . .“

Joſt beugte ſich über ihn. „Vater —! kennt Ihr mich nicht? Ich bin euer Sohn.“

Der Kranke tupfte mit den Fingern über ſeine Stirn hin. „Mein Sohn — mein Sohn — mein Sohn . . . Er iſt gefangen von den Kreuzigern, und die Stadt hat ihn gelöſt mit meinem ganzen Gut. Ich bin ein armer Mann — kann nicht’s mehr für ihn tun. Wenn ſie ihn töten . . .“

„Vater!“

Plötzlich richtete er ſich auf und ſtemmte die Hände hinter ſich in die Kiſſen. „Sein Geiſt —“

„Er ſelbſt, Vater, er ſelbſt! Lebend, aber voll ſchweren Kummers. Ich komme von Marienburg — die Stadt iſt in der Polen Gewalt —“

„Marienburg . . .“ Es war, als ob Tileman aus dem Schlaf erwachte und jetzt erſt ſah und hörte. „Marienburg — in der Polen Gewalt. Und Du . . .“ Er faßte ihn an. „Ja, Du biſt's . . . Und ich erinnere mich, man hat mir geſagt . . . Joſt, Joſt! warum haſt Du mir das getan?“

„Magdalene Blume iſt mein Weib, Vater.“

„Dein Weib —?“

„Und meine Schweſter —“

„Ah! Wovon ſprichſt Du?“

„Von Urſula — meiner Mutter Kind. Sie iſt hoffentlich Marcus Blume verbunden. Es war ſo verabredet.“

Tileman keuchte. Er hatte das Kinn mit den ſtruppigen Bart tief auf die Bruſt geſenkt und die Zähne verbiſſen. „Und deine Mutter —?“ fragte er, ſich überwindend.

„Sie iſt — tot,“ antwortete Joſt leiſe.

„Tot —? Paula — ach, Paula . . .“ Der Kranke ließ ſich in die Kiſſen zurückfallen und wimmerte: „Tot —! Und ich ſah ſie nicht mehr . . .“

Joſt erzählte, wie ſie den Armen und Kranken eine ſtets bereite Helferin in der Not geweſen und als eine Heilige verehrt worden ſei. „Sie fürchtete den Tod nicht — ich glaub' ſie ſuchte ihn . . .“

Tileman faltete die zitternden Hände, „Friede ſei ihrer Aſche! Ich — zürne ihr — nicht mehr.“

„Bartholomäus Blume, Vater —“

Der Kranke richtete ſich wieder auf und ergriff ſeine Hand. „Bartholomäus Blume — ja! der iſt ein Held. In dieſer jämmerlichen Zeit, die uns alle zu Fall gebracht und unter uns ſelbſt erniedrigt, ſteht er da makellos rein, ein Muſter der Treue, ein deutſcher Mann.“

„Wenn Ihr ihm dieſes Zeugnis gebt, Vater —“

„Ich? Warum nicht ich? Meinſt Du, ich könnt’ ſolche Hoheit nicht begreifen, weil ſie den Gegner ziert, weil ich ſelbſt . . .? O! wie ich ihn beneide um dieſen Ruhm, ganz eins mit ſich geweſen zu ſein — der Sache gedient zu haben nur der Sache wegen — Liebe und Haß aus reinſtem Quell . . . Ein Mann, ein Held! Wie ſink’ ich zu Boden gegen ihn, und hab’ doch Thorn zur Königin an der Weichſel gemacht und die Hochmeiſter aus der Marienburg vertrieben. Ach! wenn nicht Rachſucht in meinem Herzen . . . Das Werk bleibt beſtehen, aber der Mann, der es vollbracht, iſt klein in ſeinen eigenen Augen und wird ſeine Rache nicht rechtfertigen können vor Gott.“

Joſt legte den Arm um ihn. „Laßt nun wenigſtens dieſes Ungerechteſte nicht geſchehen, Vater, bat er. „Bartholomäus Blume iſt von den Polen gefangen genommen. Ihr Hauptmann hat ein Gericht über ihn eingeſetzt, daß ihn zum Tode verurteilen wird. Seine Feinde wollen ſich an ihm rächen.“

„Ihn zum Tode —?“ rief Tileman. „Das darf der König nicht zulaſſen. Das wird er nicht —“

„Er wird’s, wenn nicht ein Mächtiger ihn um Gnade bittet. Und raſch muß es geſchehen — noch in dieſer Stunde, Koſczelecz wartet nicht die königliche Beſtätigung des Bluturteils ab. Er vollſtreckt es, wenn der König nicht rechtzeitig Einhalt gebietet. Vater —! Der König ſchuldet Euch großen Dank — keinem größeren. Ihr könnt ſein Herz zur Gnade bewegen —“

„Ich —?“

„Vielleicht Ihr allein! Erachtet Ihr Euch unwürdig vor Gott, in ſeines Statthalters Gunſt ſeid Ihr mit Recht ſo hoch geſtellt, daß er Euch keine Bitte abſchlagen darf. Bittet ihn für des bravſten Mannes Leben, und ſein Kind — mein Weib wird Euch ſegnen!“

Tileman verſank in Nachdenken. „Ich . . . für

Blume . . . beim König . . .“ Seine gekrümmten Finger ſpielten unruhig auf der Bettdecke. Plötzlich warf er ſie zurück. „Ja, ich will's! Das iſt meine Buße. Kleide mich an. Zum König!“

Er war ſo ſchwach, daß er mehrmals ohnmächtig umſank. Sobald er aber wieder zu ſich gekommen war, ſetzte er alle Willenskraft ein, ſein Wort zu löſen. Es wurde ein Tragſtuhl gebracht. Man ſetzte ihn darauf und hüllte ihn in Decken. Vier kräftige Speicherarbeiter trugen ihn, immer zwei und zwei ſich abwechſelnd. Joſt ging an ſeiner Seite und ſtützte ihn.

Auf dem Markt blieben die Leute ſtehen und ſchauten ihm verwundert nach. „Herr Tileman vom Wege — der totkranke Ratsherr —? Will auch der nicht verſäumen, beim Herrn König ſeinen Glückwunſch anzubringen? Dann muß es ſeine Richtigkeit haben mit Marienburg.“

Die Boten waren in des Königs Herberge angekommen. Aus den Fenſtern des Hauſes wurden Stangen mit vergoldeten Knöpfen und angehängten Bannern geſteckt. Die Zinkeniſten waren berufen und blieſen auf dem Podeſt. Ein Herold ging nach dem Rathauſe und überbrachte die frohe Meldung, daß Marienburg dem Könige übergeben ſei. Nun wehten bald auch hier die Fahnen auf allen Türmen. Der Rat verſammelte ſich und eilte, der Majeſtät von Polen zu gratulieren. Viele Bürger ſchloſſen ſich an, die Straße ſtand voll Menſchen. Hochrufe tönten unaufhörlich zu den Fenſtern hinauf, bis der König ſich ſehen ließ und dankte. Kaum konnten die Trabanten für die Würdenträger der Stadt und die polniſchen Hofbeamten, die aus ihren Herbergen herbeikamen, den Weg zur Treppe freihalten.

Als Tileman anlangte, hatte der Rat ſo eben Audienz erhalten. Er ließ einen der Bürgermeiſter herausbitten und brachte durch ihn die Meldung an den König. Seiner Krankheit wolle der gnädige Herr es zu gute halten, wenn er ſich im Stuhl ins Zimmer tragen laſſe und nicht aufſtehe. Sein Geſuch ſei ſehr dringend und könne nicht verſchoben werden. Es war allgemeines Erſtaunen unter den Ratsherren, als der Bürgermeiſter dieſe Rede an den König richtete; niemand hatte geglaubt, daß Tileman vom Wege noch jemals ſein Haus verlaſſen werde.

Der König, der dieſen Beſuch als eine beſondere Aufmerkſamkeit für ſeine Perſon betrachtete, gab geſchmeichelt ſofort Befehl, daß der Kranke hereingetragen werde. Er ging ihm ſogar einige Schritte entgegen, reichte ihm ſehr gnädig die Hand zum Kuſſe und ſprach ſeine Freude darüber aus, ihm, dem unermüdlichen Vorkämpfer der Krone Polens, den Fall Marienburgs mit eigenem Munde beſtätigen zu können.

Tileman neigte den Kopf. „Großmächtigſter, durchlauchtigſter König, gnädigſter Herr,“ begann er, wegen Luftmangels oft ausſetzend, „Ew. Majeſtät dank' ich vorerſt für die Huld — den kranken und durch mancherlei Leiden geſchwächten Mann — anhören zu wollen und dabei der ſonſt ſchuldigen Form zu entledigen. Ich will mich — der Kürze befleißigen und in der Rede geradeaus gehen — damit nicht ein böſer Anfall — mir ewig das Wort vom Munde abſchneidet. Wahrlich — ich fühle mein Ende nahe. Ew. Majeſtät iſt bekannt, daß ich einer der Älteſten im Bunde bin, der nicht zum Geringſten auf meinen Rat — das Land Preußen der Krone Polen angeboten hat — und war es auch meine Meinung von je, daß ſie ſich deſſen mit großer Kraft unterwinde, was ſie uns zugeſagt, damit dieſer ſchreckliche Krieg — bald beendet ſei und das Land ſich — unter Ew. Majeſtät mächtigem Szepter und gnädigſtem Schutz — wieder des Friedens erfreue. Darum hör' ich gern, daß die Stadt Marienburg — endlich zu Fall gebracht iſt, und hoffe mir davon, daß der Feind — ſeine Ohnmacht erkennt und ſich eurer Gnade unterwirft. Um ſo größer ſchätz' ich den Sieg, um ſo ruhmreicher — die Verteidigung war, und ſo kommt mein Glückwunſch —

aus aufrichtigem Herzen. Da aber des Kampfes Preis — der Friede ſein ſoll, den doch nur des Siegers weiſe Mäßigung dauernd herbeiführen kann, ſo wag' ich Ew. Majeſtät zugleich ehrfurchtsvoll mit der Bitte anzutreten, zu ſolchem Ziel Gnade vor Recht ergehen zu laſſen und der ſchwergeprüften Stadt — Verzeihung nicht zu verſagen. Bin ich deſſen gewiß, gnädigſter Herr, ſo will ich — ruhigen Gemütes hinüberfahren und dort oben auch meiner Miſſetaten Verzeihung hoffen."

König Kaſimir hatte anfangs mit wohlwollendem Lächeln zugehört. Dann war ſein Geſicht ernſt geworden; die Bitte ſchien ihn peinlich zu berühren. „Lieber Getreuer," antwortete er, „wir glauben in dieſen Jahren unſerer Herrſchaft bewieſen zu haben, daß eher zu große Milde als Grauſamkeit unſer Fehler iſt, und hätten deshalb wohl auch diesmal gutes Vertrauen erwarten können. Seid unbeſorgt. Unſer Feldhauptmann hat, wie er mir ſchreibt, einen Vertrag geſchloſſen, der ihr gegen volle Unterwerfung unſere Gnade in reichſtem Maße und faſt überſchwenglich verbürgt. Wir wollen die Tapferkeit ehren und den Verführten ein milder Richter ſein. Deshalb beſtätigen wir gern das Paktum und hoffen, von den Begnadeten nicht mit Undank belohnt zu werden."

„Ew. Majeſtät ſpricht von den Verführten," nahm Tileman wieder das Wort. „Daraus erkenn' ich, daß nach Ew. Majeſtät Willen etliche — ausgeſchloſſen ſein ſollen, die man als die Verführer bezeichnet und will bluten laſſen. O gnädigſter Herr, bedenkt, daß ſie — vielleicht die Würdigſten ſind der Verzeihung —"

„Was ſprecht Ihr da?" unterbrach ihn der König mit ſichtlichem Unmut.

„Es ſind überall die Hochſtehenden," fuhr Tileman unbeirrt fort, „die vermöge ihres Amtes voraustreten müſſen mit Rat und Tat. Ihr Schickſal iſt's, daß ſie ſich ſchuldig machen müſſen — nicht ihres Herzens Bosheit. Was ihre Tugend iſt, wird ihr Verderben. So kenn' ich einen Mann, der vor vielen Tauſenden ſich bewährt hat in der Treue. Und wahrlich — nicht geringer mag Ew. Majeſtät ihn ſchätzen, weil dieſe Treue — dem Feinde galt, der ſchon halb — am Boden lag, niedergeworfen von eurem mächtigen Arm. Ich bitt' Ew. Majeſtät Großherzigkeit für dieſes Mannes Leben."

Der König kniff die Lippen. „Ihr meint . . ."

„Bartholomäus Blume."

„Ah —!" Der König ſtieß einen Laut des Unwillens aus. „Den Namen hätt' ich von Euch nicht hören ſollen, Tileman. Euer leidender Zuſtand ſcheint Euch den Geiſt zu verwirren. Wie könntet Ihr ſonſt eintreten für den Meineidigen und Friedensbrecher? Ihr rühmt ihn wegen ſeiner Treue. Die hätten wir ihm nicht minder hoch gerechnet, wenn er darin gegen uns geſtanden wäre bis zum Letzten. Ihr ſcheint aber zu vergeſſen, daß er ſchwach geworden iſt und uns den Eid geleiſtet hat. Schuldete er uns weniger Treue? Er hat den Eid gebrochen und viele Schwachmütige zum Eidbruch verführt! Dafür büßt er nach der Gerechtigkeit."

Die Umſtehenden gaben ihre Zuſtimmung zu erkennen. Rutger von Birken und Johann von Loë traten zu Tileman und ſuchten ihn zu hindern, noch weiter zu ſprechen. Er aber wies ſie mit der Hand fort, unterdrückte gewaltſam den Krampfhuſten, der ihn befiel, und ſagte ſich neigend: „Büßt Bartholomäus Blume dafür nach der Gerechtigkeit, ſo ſind hier wenige im Gemach, die ſich nicht gleich ſchuldig gemacht. Wir alle haben dem Herrn Hochmeiſter den Eid bei der Huldigung geleiſtet und ſind von ihm abgefallen zu Ew. Majeſtät. Iſt das um großer Urſachen willen geſchehen, die uns rechtfertigen, ſo hat Bartholomäus Blume dem Zwang nachgegeben, der mächtiger iſt, als die Überzeugung. Er iſt ſchuldig, aber keiner verdient's mehr, daß die Gnade ihn löſe."

„Meint Ihr?" fragte der König, im Kreiſe umblickend. Er glaubte von den Geſichtern der Ratsherren zu leſen, daß ſie von Nachgiebigkeit abrieten. Deshalb glättete ſich die Falte auf ſeiner Stirn und verzog ſich der Mund zu einem faſt ſpöttiſchen Lächeln. „Verzeiht, daß ich Euch nicht beitrete,“ fuhr er fort. „Man ſoll wiſſen, daß ich der Herr bin im Lande und Abfall nicht ungeſtraft laſſe. Das Land wird mir danken, wenn ich niemand ermutige, ſolchem Beiſpiel von Pflichtvergeſſenheit zu folgen. Es geſchehe nach dem Rechten!“

Tileman ſtreckte flehend die Hände aus. „Gnade — Gnade! Wenn dankenswert war, was ich je für Ew. Majeſtät getan —“

„Ihr erinnert zur Unzeit daran.“

„Bei Gott! ich könnte bereuen . . .“

Ein zorniger Blick des Königs legte ihm Schweigen auf. „Ich merke, Ihr ſeid ſchwach geworden und verleugnet eure Grundſätze. Wie war's doch, als die Gemeine der Stadt Thorn vom Rat abfiel und ſich zum Orden wandte? Da waren Euch ſiebzig Köpfe nicht zu viel, die Schuld zu ſühnen, und Ihr beeiltet Euch ſehr, ſie fallen zu laſſen, eh' ich Einſpruch zu erheben vermochte, wie ich gern gewollt. Seid Ihr nun ſo blutſcheu, daß ein einziger Euch ſchreckt?“

Er ſprach mit hochaufgerichtetem Kinn über ihn hinweg und ſah nicht, daß Tileman im Stuhl zuſammenſank, wie von einem Fauſtſchlage getroffen. Erſt der röchelnde Ton machte ihn aufmerkſam. Die Ratsherren ſprangen hinzu, ſuchten ihn aufzurichten. Es war vergeblich. „Bringt den kranken Mann zu Bett,“ ſagte der König anſcheinend mitleidig, „er hat ſich zu viel zugemutet.“

Rutger von Birken zog ihm die Decke über den Kopf. „Greift an!“ Zwei von den jüngeren Ratsherren trugen ihn hinaus und übergaben ihn Joſt vom Wege. „O, mein Vater!“ ſchrie dieſer auf, am Stuhl niederſinkend und die herabhängende, bläulich gefärbte Hand faſſend. Er glaubte einen ſchwachen Druck zu fühlen. „Nach Hauſe — eiligſt nach Hauſe!“

Als die Träger dort anlangten, war Tileman vom Wege bereits verſchieden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Joſt beeilte das Begräbnis. Die Stadt richtete es ihrem großen Bürger pomphaft aus. Der König ſelbſt erſchien als Leidtragender am Sarge. Dem Sohne verſicherte er aufs Gnädigſte, daß er ihm des Vaters wegen die Streitgenoſſenſchaft mit den Marienburgern verzeihe und ein huldvoller König ſein wolle. Zu ſeinem Kanzler ſagte er: „Ich wollt', er hätte noch andere mitgenommen, die allzu zuverſichtlich auf unſern Dank meinen Anſpruch zu haben. Er drückt die königlichen Schultern. Eigenſinnige Köpfe! Es iſt noch viel zu tun, bis in dieſem Lande die Krone Polen in Wahrheit Herrſcherin iſt. Das kommende Geſchlecht aber wird ſich beugen.“

Der Kanzler verneigte ſich tief. „Ew. Majeſtät bring' ich dann eine gute Nachricht,“ erwiderte er. „Der Gubernator Hans von Baiſen iſt kürzlich auf ſeinem Gute der Krankheit erlegen.“

Kaſimir ſenkte die Augen. „Wir wollen ihn nach Gebühr betrauern und die Wahl ſeines Nachfolgers nicht übereilen.“ —

Als Joſt nach Marienburg zurückkehrte, kamen ihm Frau Chriſtine und Magdalene in ſchwarzen Kleidern entgegen. Bartholomäus Blume war auf des Gerichtes eiligen Spruch durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht worden. Das geſchah auf dem runden Turme an der ſüdlichen Ecke der äußeren Stadtbefriedigung, und er hieß fortan Blumsturm. Sein Körper war in vier Teile zerriſſen worden. Die hingen noch jetzt als ſchaudervolle Warnungszeichen an den Toren der Stadt und des Schloſſes. Sein Vermögen hatte das Gericht dem König zugeſprochen. Mit Blume waren ſeine zwei

Kumpane hingerichtet. Die Stadt ſchien wie ausgeſtorben.

„Er hat mutig und gottergeben ſeinen letzten Gang angetreten,“ ſagte die Bürgermeiſterin, ihren Tränen den Lauf laſſend. „Kein treuerer Mann hat je gelebt. Er hat die Schuld der Stadt auf ſich allein genommen und gebüßt.“

„Es wird eine Zeit kommen, die ſeines vergoſſenen Blutes gedenkt,“ rief Joſt. „Sein Heldenkampf iſt nicht umſonſt geweſen. Schon ziehen die Polen ab. Die Hälfte ſeines Beſitzes iſt dem deutſchen Orden gerettet und auch hier im Weichſellande wird man nicht ganz vergeſſen, wofür ein deutſcher Mann in den Tod gegangen iſt!“

Magdalene ſchmiegte ſich an ihn. „Er hat in der letzten Minute ſeine Kinder geſegnet,“ ſagte ſie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marcus und Urſula hatten den Wald unangefochten erreicht. In der Kapelle ſchloſſen ſie ihren Bund vor dem Kaplan und zwei Zeugen. Dann ſuchten ſie die Hütte auf. Sie war nicht völlig zerſtört. Marcus zog Arbeiter von den Waldleuten heran und beſſerte notdürftig das Dach und die Umzäunung aus. Von den Beutnern, die ſich Urſula für die Wohltaten ihrer Mutter gern dankbar bewieſen, erhielten ſie Lebensmittel, die Jäger brachten Wild, an Waldbeeren fehlte es nicht. So verbrachten ſie in der Abgeſchiedenheit einige glückſelige Wochen.

Hätte ſie nur nicht immer wieder aus ihrem holden Liebestraum der Gedanke aufſchrecken müſſen, welche Leiden zu derſelben Zeit Marienburg zu beſtehen hatte! Oft ſprachen ſie davon und vergaßen dann alles Küſſen und Herzen. Sie gingen nach Heilsberg in der Hoffnung, von dem Schickſal ihrer Stadt etwas zu erfahren. Aber es hieß nur immer, es komme keine Botſchaft von dort, das Polenheer rücke aber nicht weiter vor und müſſe daher wohl von den tapferen Marienburgern aufgehalten werden. Wehe dem Lande, wenn dieſer ſtarke Wall brechen ſollte!

Immer quälender wurde Marcus ſeine Untätigkeit. „Ich halt's ſo nicht länger aus," geſtand er eines Tages Urſula. „Ich will zuſehen, ob ich dem Herrn Hochmeiſter eine Mannſchaft anwerben und auch zubringen kann. Und wär's ein Häuflein von zwanzig oder dreißig Köpfen, es ſoll ihm wohl nützen. Bereitet er, wie ich hoffe, den Entſatz von Marienburg vor, ſo wird es mir wohl vergönnt ſein, für meine Vaterſtadt auch außerhalb ihrer Mauern zu kämpfen

Dieſen Plan billigte Urſula ohne Bedenken. Nun ſprach Marcus mit den Söhnen der Holzſchläger und Kohlenbrenner, der Beutner und Bauern im Walde und in der Umgegend von Heilsberg, ſtellte ihnen beweglich Marienburgs Not vor Augen und beſchwor ſie, dem Meiſter zu Hilfe zu ziehen. Viele erkärten ſich bereit. Es kam eine anſehnliche Schar zuſammen. Marcus ließ eiſerne Spitzen ſchmieden und auf Stangen nageln, damit jeder einen Spieß habe, bis er aus der Rüſtkammer eines Ordensſchloſſes beſſer bewaffnet werden könne. Urſula ſtickte mit groben Fäden in ein Leinentuch das Bild der Jungfrau Maria. Es wurde als Fahne vorangetragen.

Marcus traf unterwegs den Spittler von Plauen und ſchloß ſich ihm an. Von ihm mußte er jedoch mit Betrübnis erfahren, daß Marienburg ſchon übergeben und ſein edler Vater als ein Opfer der Rache des Feindes gefallen ſei. Das polniſche Heer hatte trotz des Sieges nicht gewagt, weiter ins Land vorzudringen, ſondern war eilig abgezogen, nur eine ſtarke Beſatzung im Schloß zurücklaſſend. Marcus begab ſich in die Stadt und ſuchte ſeine Mutter auf. Er fand ſie im Hoſpital, da das Haus und Landgut ihr genommen war. Daß er lebte und Urſula ſein Weib nannte, war nun ihr ganzer Troſt.

Joſt vom Wege war mit Magdalene nach Thorn gegangen. Dort verſilberte er ſeines Vaters Nachlaß, um dann nach der Heimat ſeiner Familie, Weſtfalen, zurückzukehren. Er erwarb in Dortmund das Bürgerrecht, wo ſein Geſchlecht noch lange blühte.

Marcus Blume trat in des Hochmeiſters Dienſt und wurde, nachdem er ſich längere Zeit für ihn im Felde herumgeſchlagen, deſſen Schäffer in Königsberg. Hier gewann er bald bei den Kaufleuten der drei Städte Vertrauen und wußte durch die treue Verwaltung ſeines Amtes manche Not ſeines gnädigen Herrn zu mildern. Seiner Mutter wegen durfte er außer Sorge ſein. Der König hatte das ganze Beſitztum Blumes dem Woywoden von Pommerellen, Herrn Otto von Machwitz, als Lohn für große Verdienſte geſchenkt. Dieſer war edel genug, einen Teil der Witwe zurückzugeben. Von Marienburg wollte ſie ſich nicht trennen. Hochgeachtet von den Bürgern, die in ihr das Andenken Blumes ehrten, iſt ſie dort auch geſtorben. Von dem Erbe, ſo gering es war, konnte Marcus eine Anzahl wüſte Huben in der Nähe des friſchen Haffes ankaufen. Er baute darauf ein Häuschen und zog mit Weib und Kind aufs Land. Seinem Fleiße und eiſernen Willen gelang es, den Acker wieder fruchttragend zu machen und den Wald in ein nutzenbringendes Forſtrevier umzuwandeln. Seine Ehe blieb die glücklichſte. Mit ſeiner Schweſter wechſelte er von Zeit zu Zeit, wenn ſich eine günſtige Gelegenheit über Lübeck ergab, einen Brief, der dann von hier und dort einen Bericht über die häuslichen Erlebniſſe abſtattete. Sie nahmen in Ausſicht, daß die Kinder einmal einander aufſuchen und die Familienverbindung neu befeſtigen ſollten.

Dreizehn Jahre dauerte der furchtbare Krieg, der das Land verwüſtete und von mehr als zwanzigtauſend blühenden Dörfern wenig mehr als dreitauſend übrig ließ, die Städte verarmte, die Kirchen in Ruinen verwandelte, fruchtbare Gefilde in Wildnis verödete, in der noch nach Jahrhunderten die ehemaligen Ackerfurchen erkennbar waren.

Er endete erſt mit der gänzlichen Erſchöpfung beider Teile. Ihr Beſitzſtand war nach der Eroberung Marienburgs wenig verändert worden. Der deutſche Orden behielt, was er zähe behauptet hatte, mußte aber im Frieden zu Thorn die Lehnsoberheit der Krone Polen anerkennen. Der Hochmeiſter wurde polniſcher Reichsfürſt und ſollte auf dem Reichstage zur Linken des Königs ſitzen.

Ludwig von Erlichshauſen achtete dieſe Ehre gering gegen den Verluſt der ſelbſtändigen Herrſchermacht. In tiefſter Armut, oft in Sorge um die nächſte Mahlzeit ſtarb er bald nach dem Friedensſchluß im Schloß zu Königsberg, das nun Hochmeiſterſitz geworden war, an gebrochenem Herzen. Sein Nachfolger wurde der tapfere Heinrich Reuß von Plauen, dem der Orden es verdankte, daß er nicht ganz des Landes vertrieben war.

Ehre ſeinem Andenken! Er bewahrte die deutſche Nordoſtmark vor dem Schickſal des Weichſellandes, unter polniſcher Mißwirtſchaft langſam dem Deutſchtum abzuſterben, das ihm ſeine Blüte gegeben hatte. Ein König von Preußen war's, der nach dreihundert Jahren dem Verderb Einhalt tat und das alte Ordensland wieder unter ſeinem Szepter vereinte.

Die Marienburg aber, einſt der Hochmeiſter ſtolze Reſidenz und wegen ihrer Herrlichkeit in allen Ländern geprieſen, dann in traurigem Verfall, der Amtsſitz eines polniſchen Staroſten, zuletzt nur noch eine Ruine, ſpiegelt ſich wieder im Nogatſtrom mit ihren Türmen und Zinnen in alter Pracht. Die Stadt hat noch ihre Lauben erhalten, und wer zwiſchen ihnen hin über den Marktplatz nach dem Rathauſe wandert, vergißt ſicher nicht ehrfurchtsvoll aufzublicken zu der Geſtalt von Erz, in deren Sockel der Name Bartholomäus Blume eingemeißelt iſt.

Buchdruckerei C. Lüthke, Gernrode (Harz).

Früher ſind von **Ernſt Wichert** folgende Bücher erſchienen:

Heinrich von Plauen. Hiſtoriſcher Roman.

Neunte Auflage. 3 Bde. Geh. ℳ 9,—. Geb. ℳ 12,—.

Es iſt immer erfreulich, wenn der rechte Mann das rechte Buch ſchreibt, d. h. der Berufenſte einen günſtigen, einladenden, dankbaren Stoff ergreift. Das iſt hier im beſten Sinne des Wortes geſchehen.

Profeſſor Felix Dahn
im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“.

Wer an den hiſtoriſchen Romanen von Scheffel, Freytag, Dahn Freude und Erhebung gefunden hat, wird dieſen mit voller Befriedigung Wicherts „Heinrich von Plauen“ folgen laſſen.

Blätter für literar. Unterhaltung.

Wir wünſchen, daß das ſchöne Werk werde, was es verdient, eine Zierde jeder deutſchen Haus- und Familienbibliothek.

Königsberger Hartungſche Zeitung.

Eine Beſtätigung deſſen, was wir vor Kurzem über die meiſterliche Behandlung hiſtoriſcher Stoffe von Seiten Wicherts ſagten, können unſere Leſer aus der jetzt notwendig gewordenen dritten Auflage des „Heinrich von Plauen“ erſehen. Der große Beifall, welchen hiernach dieſer umfangreiche, dem Leſer anſcheinend ſtofflich ziemlich fernliegende Roman bei dem Volke gefunden hat, ſpricht doch gewiß dafür, daß es der Autor wohl verſteht, den rechten Ton und die rechte Weiſe, welche zu Herzen dringen, anzuſchlagen.

Leipziger Tageblatt.

Der große Kurfürſt in Preußen.

Dritte Auflage.

Erſte Abteilung: **Konrad Born.** Geh. ℳ 3,—. Geb. ℳ 4,—.

Zweite Abteilung: **Der Schöppenmeiſter.** 2 Bände. Geh. ℳ 6,—. Geb ℳ 8,—.

Dritte Abteilung: **Chriſtian Ludwig von Kalckſtein.** 2 Bände. Geh. ℳ 6,—. Geb. ℳ 8,—.

Wichert hat in dieſem neuen Werke einen kulturhiſtoriſchen Roman geſchaffen, der zum Vergleich mit der Gegenwart mächtig anregt, und welcher reich iſt an gemütvollen Zügen und poetiſchen Schilderungen. Die letzteren fügen dem düſteren Zeitbilde helle Farben bei und verleihen demſelben viel heiteren Glanz.

Volks-Zeitung.

Jeder, der ſich für die Geſchichte unſeres Vaterlandes intereſſiert und den Zuſtänden, Geſchicken und Menſchen Oſtpreußens Sympathie entgegenbringt, wird den Wichertſchen Roman als eine Leiſtung von bleibendem Wert anerkennen müſſen, durch welche der Dichter den Beſten ſeiner Zeit genug getan hat.

Eugen Zabel
in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung".

Die Thorner Tragödie. Hiſtoriſcher Roman.

Geh. ℳ 3,—. Geb. ℳ 4,—.

Wieviel Kraft, wieviel Klarheit und gediegene Geſtaltung ſteckt auch wieder in dieſem Abſchiedsroman Ernſt Wicherts! Wahrlich, er iſt mit ſeinen Siebzig immer noch zu früh dahingegangen. Doch mag auch ihm kein neidiſcher Wunſch ſeine Ruhe ſtören. Er hat ein Leben voll von Ehren und Erfolgen hinter ſich!

Königsberger Hartungſche Zeitung.

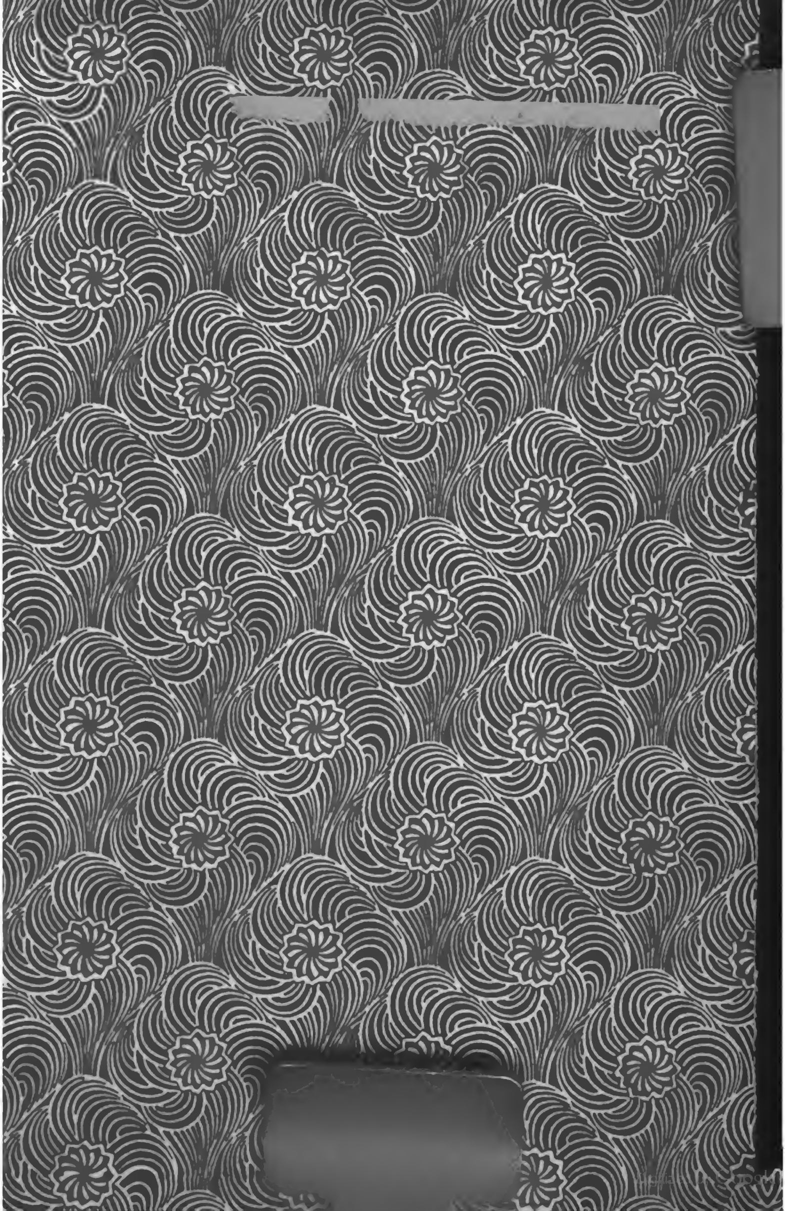
Littauiſche Geſchichten. 2 Bände. Dritte Auflage.

Geh. ℳ 6,—. Geb. ℳ 8,—.

Ernſt Wichert hat ſich in den „Littauiſche Geſchichten" als ebenſo feiner Beobachter wie glücklicher Schilderer bewährt, und gezeigt, daß er auch als Novelliſt Ausgezeichnetes zu leiſten vermag. Dieſe Erzählungen beſitzen dauernden Wert, und zwar nicht nur als wertvolle Beiträge zur Kulturgeſchichte, ſondern auch als novelliſtiſche Schöpfungen beſonderer Art.

Magazin für die Literatur des In- und Auslandes.

Wichert iſt im erfreulichen Gegenſatz zu manchen vielgeleſenen Autoren immer ein ehrlicher Darſteller; wir haben die Empfindung, auf feſtem Boden zu ſtehen und wahres Menſchenſchickſal kennen zu lernen, nicht erkünſteltes, ſenſationell aufgebauſchtes.

Deutſche Rundſchau.